DREI JAHRE IM NORDWESTEN VON AFRIKA: REISEN IN ALGERIEN UND...

Heinrich von Maltzan







El-Aghuat.

Verlag der Dunckerschen Buchh.

Drei Jahre

im

Nordwesten von Afrika.

Reisen

in

Algerien und Marokko

von

Heinrich Freiherr von Maltzan.

Zweite Auflage.

Mit 4 Ansichten in Stahlstich und 1 Karte.

Dritter Band.

Leipzig, 1868.
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

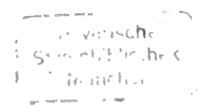
Fünftes Buch. Die Provinz Constantine. (Fortsetzung.)

Sechstes Buch. Die Wüste Sahara.

Fünftes Buch.

Die Provinz Constantine.

(Fortsetzung.)



Neuntes Capitel.

Ritt von Tebessa nach Constantine.

Abreise von Tebessa. — Rückkehr nach Kasr el Bu. — Das „Kifrauchen" unsrer Araber. — Berauschung derselben durch den Kif. — Ad Piscinas. — Marcimeri. — Ain Biba. — Rückkehr der berauschten Araber. — Das Kif „essen". — Der Madschun oder Kifkuchen. — Fons Potomianus. — Macomades. — Sigus. — Ankunft in Constantine.

Nachdem wir in Tebessa bei dem als Banquier fungirenden Gewürzkrämer unsere durch Straßenraub geleerten Taschen wieder gefüllt hatten, traten wir den Rückweg nach Kasr el Bu an, um von da uns direct nach Constantine zu wenden. Suk Harras ließen wir dießmal zu unserer Rechten liegen. Am Abend des ersten Tages übernachteten wir abermals in Kasr el Bu, wo wir nicht ohne eine gewisse Genugthuung fanden, daß die dortigen Araber jetzt nicht mehr an unserer Beraubung zweifelten, — freilich eine unfruchtbare Befriedigung, welche das Verlorene auch um keines Zolles Breite unseren Taschen wieder näher brachte. Warum sie nicht mehr an unserer Beraubung zweifelten, das war leicht

einzusehen. Der Scheikh hatte seinen Hehlerlohn von Seiten der Räuber bezogen und dafür versprochen, die ganze Sache zu vertuschen. Er behauptete natürlich immer noch, der Raub sei eine Erfindung unserer Phantasie. Aber einige seiner Leute mochten in ihrem versprochenen Antheil an dem Diebslohn verkürzt worden sein, oder sonst einen Grund zur Feindschaft gegen den Scheikh haben, und erzählten mir die ganze Geschichte.

„Wir müssen diesen nichtswürdigen Scheikh in Constantine beim Gouverneur verklagen," sagte mein Reisegefährte.

„Wenn Sie dazu Lust haben, so kann ich Sie nicht daran verhindern," erwiderte ich. „Ich weiß jedoch, daß diese Klage uns gar nichts helfen wird."

Hiervon war ich vollkommen überzeugt. Ich kannte durch mein Abenteuer in Oran aus eigener Erfahrung zu gut den Strafproceß des Bureau arabe, und wußte außerdem aus mehr als hundert Geschichten, welche ich von den Opfern der Diebstähle selbst gehört hatte, wie nutzlos die Verfolgung des entwendeten Eigenthums in diesem Lande immer sei. In dem „barbarischen" Aegypten war es mir einmal ganz anders gegangen. Ein Araber hatte mir 100 Napoleons aus meinem Koffer entwendet, und eine einfache Anzeige beim Polizeichef in Kairo genügte, um mir mein Geld wieder, dem Diebe jedoch die Bastonade zu verschaffen. Aber in Aegypten ist die Justiz „summarisch". Die des Bureau arabe könnte man freilich auch summarisch nennen, denn es summirt sich bedeutend darin. Aber die Summen wandern eben in die Kassen des Bureau und nie wieder in den Beutel des Bestohlenen.

„Wenn", so fuhr mein Reisegefährte fort zu reden, „uns

die Klage auch nichts hilft, so wird es wenigstens andern Touristen, die nach uns kommen, Nutzen bringen, wenn der Scheikh abgesetzt wird."

„Damit ein ebenso schlechter oder noch schlechterer an seine Stelle komme," erwiderte ich. Obgleich ich nicht so weit gehe, den Pessimismus der Araber zu theilen, welche behaupten, daß die Franzosen nur Spitzbuben zu Scheikhs, Kaids und Agha's ernennen, so kann ich mir doch nicht verhehlen, daß es oft höchst „traurige Subjecte" sind, welche die Regierung zu Stammesoberhäuptern befördert. Ein neues Beispiel wurde mir vor kurzem bekannt. Ein Algierer, welcher Bedienter des französischen Consuls in Dschedda in Arabien war, behauptete bei der bekannten Christenverfolgung vor einigen Jahren in jener Stadt, wobei auch das Haus des Consuls geplündert wurde, die Summe von 30000 Francs durch Raub verloren zu haben. Kein Mensch hatte ihn vorher im Besitz auch nur des hundertsten Theils dieser Summe gewußt. Da jedoch die französische Regierung von der Pforte für jenen Bruch des Völkerrechts so viel Genugthuung verlangen konnte, als sie nur immer Lust hatte, so kam es ihr wenig darauf an, unter den zahlreichen Entschädigungssummen auch die dreißigtausend Francs, welche der Bediente des Consuls eingebüßt zu haben behauptete, einzufordern. So kam dieser Schurke zu einem für einen Beduinen ganz ansehnlichen Vermögen. Jetzt war er ein reicher Mann, wollte nicht mehr Bediente sein und kehrte nach Algier zurück. Seine Bedientennatur wußte sich hier bald bei den höheren Beamten einzuschmeicheln, und als wieder eine Scheikhstelle

frei wurde, fand man Niemand passender dazu, um sie auszufüllen, als diesen gewesenen Stiefelputzer. Die guten Muselmänner verachten diesen Menschen auf's höchste; namentlich deßhalb, weil er sein Geld von dem rechtgläubigen Sultan, durch Hülfe der Franzosen, gewissermaßen erpreßt hat. Aber die Franzosen halten diesen und ähnliche Bursche für die größten Stützen ihrer Macht, weil diese Leute französisch sprechen und französirt sind. Die französirten Araber sind überhaupt fast durch die Bank höchst verächtliche Menschen, die alle Laster der Civilisation und der Barbarei in ihrer Person vereinigen.

Am zweiten Morgen seit der Abreise von Tebessa überschritten wir den Uëd Meskiana und rasteten um Mittag auf freiem Felde, am Fuße des einförmigen, kahlen Dschebel Dschasieh. Dies war das erste Mal, daß wir unseren Mittagshalt in der Nähe von gar keiner menschlichen Wohnung machten. Hamed war darüber untröstlich, denn er konnte natürlich keinen Kaffee bekommen. Ohne Kaffee war aber sein „Kif" ungemüthlich. Die Cigarette und das Gähnen machten ihm nicht halb so viel Spaß, als wenn er das schwarze Getränk dazu schlürfen konnte. In seiner Verzweiflung griff er zu einem Mittel, welches ihm den guten Humor wieder hervorzaubern sollte. Es war dies nichts anderes, als daß er den „Kif zu rauchen" begann. Der Kif, der geraucht wird, ist aber eine ganz andere Sache, als das „Kif machen". Das „Kif machen" ist blos ein gemüthlicher duslicher Zustand, in welchen der im ewigen Nichtsthun schwelgende Mensch zuletzt von Natur verfällt. Der Kif, den man „raucht", das

ist aber kein Zustand, sondern ein einen Zustand hervorrufendes Kraut. Dies Kraut ist der Hanf, welcher, wenn man ihn raucht, einen betäubenden opiumartigen Effect hervorbringt. Die Algierer nennen ihn auch Haschisch (d. i. eigentlich Gras). In der Provinz Constantine nennt man ihn „Kif", vielleicht, weil er jenen so erwünschten Zustand, ebenfalls „Kif" genannt, am besten hervorruft; vielleicht ist es auch umgekehrt, daß der Zustand vom Kraute seinen Namen bekommen hat. Die Türken nennen einen ähnlichen Zustand „Keef".

Ich hatte keine Ahnung davon, daß, als Hamed die kleine Pfeife hervorholte und sie mit einem Kraute füllte, welches tabakartig aussah, daß dies der „Kif" sei; sonst würde ich ihm das Rauchen desselben nicht gestattet haben. Aber die arabischen Maulthiertreiber, deren wir drei mit uns hatten, die schienen den Kif sehr wohl zu kennen, die wußten, welche schönen Illusionen, welchen holden Wahnsinn das unansehnliche Kraut zu erzeugen im Stande sei. Sie baten Hamed um einige Blätter von dem anscheinenden Tabak und er gab Jedem von ihnen; denn ein algierisches Sprüchwort sagt: „der Haschischi (der, welcher den Haschisch raucht) kann Niemanden etwas abschlagen." Alle vier fingen nun an, das Kraut zu rauchen, welches wir immer noch für Tabak hielten. Bald sollten wir jedoch an seinem Effect erkennen, daß das Kraut, welches die Vier rauchten, kein Tabak sei.

Unsere Maulthiertreiber waren drei arme zerlumpte Beduinen, ein alter und zwei junge. Plötzlich rief, unter dem Einfluß des beginnenden holden Wahnsinns, Musah, einer

der beiden letztern, ein langer magerer Jüngling, dessen Gesicht einen höchst sinnlichen Ausdruck hatte, zu dem Alten: „Willst Du mir Deine Tochter verkaufen, o Baba el Hadsch?"

Hätte Musah eine solche Frage an den nüchternen Baba el Hadsch gestellt, dieser würde ihn wahrscheinlich getödtet haben. Nicht, als ob seine Tochter nicht zum Verkaufen gewesen wäre! Jeder Arabet verkauft seine Tochter, natürlich unter der Bedingung, daß der Käufer sie heirathe. Aber das Geschäft muß zwischen den weiblichen Anverwandten der Braut und des Bräutigams abgemacht werden. Ein Mann fühlt sich tödtlich beleidigt durch jede Zumuthung, eine Vermittlungsrolle zwischen einem Liebhaber und seiner Geliebten zu übernehmen, sei es selbst zum besten Zweck. Kuât (Kuppler) ist der Schimpfname, der jeden Heirathsmacher trifft, und der Araber kennt kaum etwas Entehrenderes, als diesen Schimpfnamen. Baba el Hadsch war aber zum Glück für den unverschämten Jüngling nicht mehr nüchtern. Er begnügte sich zu antworten:

„Ich Dir meine Tochter verkaufen? Du Hund, Sohn von einem Hund (Kelb Ibn el Kelb, ein Lieblingsschimpfwort der Araber)! Du bist kaum würdig, daß meine Tochter Dir in's Gesicht spucke. Weißt Du nicht, wer meine Tochter ist, und wer ich bin?"

„Deine Tochter ist ein armes Beduinenmädchen und Du selbst bist beinahe ein Bettler. Ich thue Dir eine große Ehre, wenn ich Deine Tochter kaufen will. Bin ich doch der reichste Kaufmann von Constantine! Sei's zufrieden, ich gebe Dir fünfhundert Francs für dieselbe."

Fünfhundert Francs war ein ungeheurer Preis nach den Begriffen der Beduinen, welche gewöhnlich ihre Töchter zwischen hundert und zweihundert an den Mann zu bringen pflegen. Aber Baba el Hadsch war dennoch nicht damit zufrieden.

„Du ein reicher Kaufmann?“ rief er und wollte sich vor Lachen wälzen. „Da sieht man, daß der elende Gelbschnabel den Kif nicht vertragen kann, und daß ihn das Kraut benebelt. Du bist ein bettelarmer Knecht unseres Scheikhs und wärst Du nicht so unverschämt gewesen, so würde ich Dir heute ein Almosen gegeben haben, denn ich bin reich und bin der Baschagha der Beni Kramphér.“

Bei diesen Worten brachen alle die drei übrigen Kifraucher in ein schallendes Gelächter aus.

„Saâh Ja Sidi el Baschagha“! (Heil dir, o Herr und Baschagha!) riefen sie und hielten sich die Seiten vor Lachen.

Aber Baba el Hadsch lachte nicht, sondern winkte einer imaginären Persönlichkeit, die seinen Schausch oder Gerichtsdiener vorstellen sollte, herbeizukommen und rief zu ihr:

„Ja Omar! packe mir diese drei Hunde und wirf sie in eines meiner Silos (unterirdisches Gefängniß), damit sie dort für ihr unverschämtes Gelächter bei Wasser und Brod büßen mögen.“

Von diesem Augenblicke an waren die drei Anderen für Baba el Hadsch nicht mehr vorhanden. Sie mochten reden, lachen, singen, lärmen so viel sie wollten; Baba el Hadsch hörte sie nicht. Sie waren nicht mehr da. Sie schmachteten im Silo des Baschagha der Beni Kramphér.

„Ich weiß nicht,“ rief plötzlich Hamed, „warum meine Sklavinnen heute mein Bad nicht bereiten. Habe ich ihnen doch befohlen, sie sollten mich mit Rosenwasser waschen und sollten mein Haar mit Jasminessenz salben. Da lassen sie mich liegen auf meinem goldgestickten Diwan und füllen mir nicht einmal meine diamantbesetzte Pfeife. Hassan, mein Sklave! gehe hin und sage den Eunuchen meines Harems, daß sie meine Oeldschas (weiße Sklavinnen) bringen sollen.“

Hassan, das war der Name des dritten Maulthiertreibers, schien nicht Willens, den Befehlen dieses plötzlichen Harembesitzers zu gehorchen.

„Ich Dein Sklave?“ schrie Hassan. „Ich Dein Sklave? Du Ausbund aller schändlichsten Laster! Wisse, daß ich der Sohn eines hochberühmten wunderthätigen Marabuts bin, und daß ich es vermag, Dich augenblicklich in ein Schwein zu verwandeln, wenn es mir gefällt.“

„Ha, ha,“ lachte Hamed, „der Kif spricht aus Dir, Du verstehst ihn nicht zu rauchen, ohne trunken zu werden. Sieh einmal mich an, mir thut das Kraut nicht das Geringste zu Leide.“

Nachdem sie noch eine Stunde solchen und ähnlichen Unsinn geschwatzt hatten, fingen die Vier an, allmählig in einen Halbschlaf zu versinken, aus welchem wir unfähig waren, sie aufzurütteln. Wir ließen sie deshalb liegen und ritten allein weiter. Vor der Hand war der Weg leicht zu finden, denn er ging immer gerade vor uns hin und war überdies stark ausgetreten. Später hofften wir Araber anzutreffen. Ungefähr eine Meile von dem Punkte unserer Mittagsrast entfernt,

zwischen dem Dschebel Dschasiah und dem kleinen sumpfigen See Tarf, mit Ufern von Sträuchen, Gebüschen und Schlingpflanzen wild umwachsen, stießen wir auf einen Haufen römischer Ruinen, in welchen ich nach dem Itinerarium Antonini das Justi der Römer erkennen möchte. Der Weg, welchen wir verfolgten, war, wie man mit Wahrscheinlichkeit annehmen kann, der, welcher im Itinerar von Theveste nach Cirta (Constantine) führend, angegeben wird. Die Straße der Peutingerischen Tafel beschreibt in der zweiten Hälfte des Weges, zwischen Gasaupula und Thibilis, einen Umweg in nördlicher Richtung, d. h. direct ging diese Straße eigentlich gar nicht nach Cirta, sondern nur nach Sigus und von Sigus nach Sitifis und ließ Cirta im Norden. Man mußte, wenn man auf der von der Peutingerischen Tafel angegebenen Straße nach Cirta gelangen wollte, sich von Gasaupula über ad Lapidem Rostrum gegen Thasa in nördlicher Richtung wenden, und dann wieder westlich über Thibilis und Castrum Fabatianum nach Cirta reisen. Dennoch hat diese Route vielleicht doch einzelne Berührungspunkte mit der des Itinerar, wohlverstanden nur zwischen Theveste und Gasaupula.

Einen zweiten Ruinenhaufen fanden wir unweit des Flüßchens Uëd Kaßr Bel Krum, welches in den vorerwähnten See Tarf mündet. Diese Ruinen, in welchen Mac Carthy das Marcimeri des Antonin erkennen will, und welche vielleicht zugleich das Flavia Marci der Peutingerischen Tafel sein möchten, führen bei den Arabern den Namen El Amarah. Die Entfernung von Theveste nach Marcimeri beträgt nach dem Itinerar 60 Milliarien, die von Theveste nach Flavia Marci

beträgt jedoch nach der Peutingerischen Tafel nur 47 Milliarien; ein Unterschied von 13 Milliarien, welcher sich vielleicht durch einen kürzeren Weg der Peutingerischen Tafel in diesem ersten Theil der Route erklären läßt. Es ist leicht möglich, daß das Marcimeri des Itinerar, das Flavia Marci der Tafel mit dem Marimianum der Kirchengeschichte identisch war. Letzteres wird als ein Bisthum erwähnt, dessen Bischof Columbus, einer der spätesten christlichen Bischöfe Numidiens war, und in einer Zeit genannt wird, in der wir sonst von Numidischen Bischöfen nur wenige kennen. Columbus lebte nämlich um 600 und stand im Briefwechsel mit dem Papst Gregor dem Großen.

Gegen Abend erreichten wir, mein Reisegefährte und ich, ganz allein und ohne auch nur einen Augenblick fehlgeritten zu sein, das kleine Colonistendorf Aïn Bida, Sitz eines Commando's des Bureau arabe und einer Bevölkerung von zweihundert Europäern und zweihundert Arabern. Dieses Oertchen war ein höchst erwünschter Ruhepunkt auf der langen Reise von Tebessa bis Constantine, auf welcher wir nur dieses einsame europäische Dorf finden sollten, einige in nächster Nähe von Constantine gelegene Ortschaften nicht zu rechnen. Wir übernachteten bequem in einem Karawanserei, in den für Offiziere bestimmten Zimmern. Als wir dem Capitän des Bureau arabe von den Folgen des Kifrauchens unserer Araber erzählten, zuckte er die Achseln und sagte:

„Laissez ces Bédouins! Die Bursche werden heute Abend nüchtern werden und dann kommen sie morgen früh wieder. Wo nicht, so ist auch nicht viel an ihnen verloren."

Sie kamen erst am andern Morgen, schauten aber gar nicht so sehr zerstört aus, wie ich es mir vor vorgestellt hatte, sondern trugen zu meinem Erstaunen ganz ihr gewöhnliches Aussehen.

Das „Kif rauchen" ist namentlich in der Provinz Constantine stark verbreitet. Die Leute gelangen nicht immer dadurch in einen solchen Rausch, wie er bei Hamed und den drei Maulthiertreibern die Folge davon gewesen war. Meistens ruft das „Kif rauchen" nur einen träumerischen verdummten Zustand hervor, in welchem man sich unendlich glücklich fühlen, aber natürlich zu Allem untauglich sein soll. Der Rausch unserer Araber war die Folge von einer besonders starken Dosis dieses Schmauchkrautes gewesen. Viele essen auch den Kif, von dem eine Essenz bereitet, und kleinen Kuchen eingebacken wird. Diese mit Kifessenz getränkten und stark berauschenden Kuchen nennt der Araber Madschun. Ich erinnere mich, daß einer meiner Freunde in Algier, ein junger Engländer, einmal von einem alten Mauren mit Madschun tractirt wurde. Er aß einen der Kuchen, ohne zu wissen, was es sei. Als man ihm sagte, er habe den Kif gegessen, entsetzte er sich so, daß er plötzlich ganz bleich, und gleich darauf feuerroth im Gesicht wurde. An demselben Abend legte sich mein Freund krank zu Bette und — stand nicht wieder auf. Nach drei Tagen war er todt. Die Aerzte sagten, er sei an einer „fièvre pernicieuse" gestorben. Aber trotz dieser Versicherung, so bekam ich doch einen ganz gewaltigen Respect vor dem Madschun.

Aïn Bida war höchst wahrscheinlich eine römische Station, vielleicht das Ad Piscinas der Peutinger'schen Tafel. Die Ent=

fernung von Theveste nach Ad Piscinas wird als 72 Milliarien angegeben. Aïn Bida liegt freilich nur 88 Kilometer von Tebessa entfernt, was etwa 63 Milliarien ausmacht: also ein Unterschied von 9 Milliarien, der leicht durch Verschiedenheit der Wege erklärt werden kann. Die Lage von Aïn Bida entspricht auch so ziemlich dem Thunudromon Colonia des Ptolemäos. Man vergleiche bei Ptolemäos die Lage von Constantine (Cirta) mit der von Tebessa (Theveste), zwischen denen in der Mitte, sowohl was geographische Länge, als was Breite betrifft, ungefähr Aïn Bida liegt. Die Länge von Cirta ist nach Ptolemäos 26° 50′; die von Theveste 30° 30′. Die Mitte zwischen beiden würde also unter 28° 40′ kommen und Thunudromon liegt 28° 30′. Was die Breite betrifft, so giebt Ptolemäos für Cirta 31° 20′ und für Tebessa 29° 45′; die Mitte zwischen beiden wäre also 30° 32′ 30″ und Thunudromon wird unter 30° 30′ der Breite angegeben. Wenn irgend ein Verlaß auf die geographischen Gradangaben des Alexandriners ist, so muß Thunudromon in dieser Gegend gelegen haben, wenn es auch nicht Aïn Bida selbst war. Der Name Thunudromon kommt von Thauth (תות) und heißt „Wohnungen."

Am dritten Tage nach unserer Abreise von Tebessa machten wir Mittagsrast am Fuße des Dschebel Si Rhareis bei einem Ruinenhaufen, in dem man vielleicht das Gasaufula des Antonin, das Gasaupala oder Gasaupula der Peutinger'schen Karte erblicken kann, dessen Entfernung von ad Piscinas 15 Milliarien betrug. Hier stießen die beiden Römerstraßen, die der Peutinger'schen Tafel aus Theveste, und die des Itinerars aus Tipasa kommend, zusammen. Aber sie trennten sich auch hier

wieder. Die erstere beschrieb ihren Weg südlich von Constantine, ohne dieses zu berühren. Die letztere eilte über Sigus direct Cirta zu.

In der Nähe von dem anderthalb deutsche Meilen weiter gelegenen Aïn Babusch stießen wir abermals auf Ruinen, welche von Einigen für die von Tibilis gehalten werden. Ich sah hier die zerstreuten Trümmer eines römischen Tempels. Ein schönes jonisches Arsitrav mit Cymatium und Astragal, welches zertrümmert am Boden lag, fiel mir besonders in die Augen.

Es ist seltsam, daß Tibilis einzig und allein von der Peutinger'schen Tafel erwähnt wird. Da diese ohne Zweifel die älteste Urkunde der Art ist, welche wir besitzen, so kann man annehmen, daß Tibilis seine Bedeutung früh verloren habe, was auch aus der Geringfügigkeit der Ruinen, die noch vorhanden, sich ergeben mag. Tibilis liegt nach der Peutinger'schen Tafel sechs Milliarien von Gasaupula entfernt, was so ziemlich mit der Entfernung zwischen Dschebel Rhareis und Aïn Babusch stimmt.

Nachmittags durchritten wir das Gebiet des einst mächtigen Kabylenstammes der Harakla, welche im Jahre 1838 dem französischen General Galbois einen so heldenmüthigen Widerstand entgegengesetzt hatten.

Wir durchwateten darauf das kleine Flüßchen Uëd Guen, welches sich in den Uëd Schorf, einen Seitenfluß der Seybuse, ergießt; und, nachdem wir die sanft gewellte Hügelkette des Fedsch Telmah überschritten hatten, langten wir bei Aïn el Bordsch an, wo wir in einem arabischen Zelte besonders unbe-

quem übernachteten. In der Nähe von Aïn el Bordsch besuchten wir am andern Morgen die Ruinen des römischen Sigus. Zwischen Gasaupula und Sigus erwähnt die Peutinger'sche Tafel Thigisis, welches jedoch nicht mit dem Tigisis bei Rusuccurum verwechselt werden darf. Das Thigisis bei Sigus ist das Tidsches des El Bekri*) und Ebn Haukal, welches im Mittelalter sich einer gewissen Blüthe erfreut zu haben scheint. Unser Weg führte jedoch nicht bei Tidsches vorbei. In Sigus sahen wir noch mehrere aufrechtstehende römische Mauern, auch die Reste einer christlichen Kirche. In einem Trümmerhaufen bemerkte ich eine Höhle, welche sich hier durch die eigenthümliche Art des Einstürzens gebildet hatte. Als wir an diese Höhle traten, sahen wir eben einen Schakal, welcher herausglitt und unter häßlichem Gebell die Flucht ergriff. Mein Reisegefährte jagte ihm eine Kugel nach und bestrafte mit dem Tode den Entweiher der Ruinen des Königsvolkes.

Sigus lag eigentlich auf der Straße, welche von Karthago direct und ohne Constantine zu berühren, nach Sitifis führte. So erscheint seine Lage in der Peutingerschen Tafel. Aber in der Folge wurde nicht nur die Straße von Sigus nach Constantine geleitet, sondern auch die nördliche Hauptstraße von Tipasa aus über Gasaupula hierher gezogen und aus den südlichen Gegenden gingen ebenfalls Seitenstraßen nach Sigus, um weiter nördlich nach Cirta und Sitifis zu

*) Siehe Slane in der Revue asiatique Serie V, vol. 12, 13, 14, auch Quatremère manuscripts de la Bibliothèque du Roi. Tome XII.

führen. In der Notitia Numidiae findet sich ein Bischof Victor, welcher Suggutanus, wahrscheinlich statt Sigensis genannt wird. Das Itinerar und die Tafel stimmen in der Entfernungsangabe von Gasaupula nach Sigus genau überein, welche sie beide zu 33 Milliarien angeben.

Am vierten Morgen nach unserer Abreise von Tebessa überschritten wir eine von wilden Laubeswäldern bewachsene Hügelkette, auf welcher ein kleines, elend scheinendes Flüßchen seinen Ursprung nimmt, nämlich der Zeinati, welcher in seinem tieferen Laufe kein anderer ist, als die Seybuse, der Rubricatus der Römer, der mächtigste Fluß dieser Provinz. Die Hügelkette, auf welcher der Rubricatus seinen Ursprung nimmt, ist der südlichste Ausläufer jenes Gebirges, welches sich zwischen Hippo und Constantine hindehnt und welches Ptolemäos Thambes (Θάμβης) nennt. Mannert hält das Thambesgebirge für den Pappua des Prokop, für jenen Berg, auf welchem der letzte Vandalenkönig Gelimer sich dem Belisar ergab. Wahrscheinlich ist jedoch der Pappua des Prokop nichts Anderes, als der Dschebel Edugh bei Bône. Ueber das Thambesgebirge führte in frühester Zeit der Römerherrschaft die große Heerstraße von Karthago nach Kirtha. Später wurde sie südlicher gezogen.

Die letzte Mittagsrast machten wir in einer felsigen romantischen Thalschlucht am Fuße des 4000′ hohen Um-Selas, und folgten dann dem reißenden Laufe eines wilden Bergstromes, des Uëd Rummel, bis dahin, wo er die Mauern Constantines, des afrikanischen Adlernestes, umspült.

„Constantine!" rief Hamed, als wir noch eine Viertel-

stunde davon entfernt waren. „In Constantine werden Sie Sich doch aufhalten?“

„Ja!“ erwiderte ich; „aber nur so lange, bis ich das Nothwendigste gesehen habe, dann reise ich weiter nach dem Süden, nach Bathna und der Wüste Sahara.“

„Die Sahara! Das rathe ich Ihnen nicht! Die Sahara ist der Tod des Nordländers!“ Das glauben nämlich alle Algierer.

„Dir wäre es wohl lieber, fauler Schlingel, in Constantine zu bleiben und Deinen „Kif“ zu rauchen?“

„O! lassen Sie mir meinen Kif,“ sprach Hamed. „Der bringt uns armen Teufeln, die wir sonst nichts auf der Welt besitzen, die süßesten Träume. Sie haben ja auch Ihren Kif!“

„Ich meinen Kif?“ fragte ich erstaunt.

„Ja! haben Sie nicht Ihre alten Steine? Die römischen Ruinen? Wenn Sie die anschauen, dann träumen Sie auch mit wachen Augen. Dann denken Sie sich zurück in die Zeit Ihrer Vorfahren“ (die Araber glauben nämlich, die Römer seien die Vorfahren aller Europäer). „Dann träumen Sie von der einstigen Pracht und Herrlichkeit dieser alten Rumihs, die die großen Tempel gebaut haben und gegen die die heutigen Rumihs nichts als Maulwürfe sind. Diese Träume, das sind Ihr Kif und auch der Kif des Herrn da!“ Dabei deutete er auf meinen Reisegefährten.

Die Entfernung von Sigus nach Cirta (Constantine)

wird vom Itinerar auf 25 Milliarien angegeben. Dies stimmt genau zu den 35 Kilometern der neuesten Messungen.

Jetzt hielten wir unsern Einzug in die uralte Hauptstadt Numidiens.

Zehntes Kapitel.

Constantine.

Gründung von Constantine. — Kirtha. — Massinissa. — Micipsa. Juba I. — Sittianorum Colonia. — Wiederaufbau durch Constantin. — Blühender Handel im Mittelalter. — Die Beys von Constantine. — Ihre Grausamkeit. — General Négrier. — Der Erschießungsgeneral. — Lage der Stadt Constantine. — Die Brücke El Kantrah. — Römische Gräber. — 3000 Inschriften. — Der Palast der Beys. — Ein hinrichtungslustiger Bey und die drei Jünglinge. — Ein Fest der Issauih. — Ein Negerfest oder Derdebeh. — Eine jüdische Hochzeit.

Wie der Name sagt, so verdankt die einstige Hauptstadt Numidiens ihre jetzige Benennung ihrem zweiten Gründer, dem ersten christlichen Kaiser Constantin. Denn in jenem Kriege, welcher der Thronbesteigung dieses Herrschers um einige Jahre vorherging, zwischen Maxentius und dem Gegenkaiser Alexander, war die Stadt fast gänzlich zerstört worden. Um den Bewohnern seine Dankbarkeit dafür zu beweisen, daß dieselben gleich nach dem Tode des Maxentius ihn als einzigen Herrscher anerkannt hatten, ließ Constantin das afrikanische Adlernest wieder aufbauen und gab ihm seinen eigenen Namen. Bis zu dieser Epoche führte Constantine der phöni-

cischen oder karthagischen Namen Kirtha (römisch Cirta) oder Stadt Katerochen, weil es lange in ganz Numidien der einzige Ort war, der diesen Namen verdiente. Dennoch war Kirtha von Numidiern, d. h. Eingeborenen, und nicht von Karthagern bewohnt; aber sonderbarer Weise fehlte in der Sprache der Berber jeder Ausdruck für Stadt, weshalb die Alten ihn durch ein phönicisches Wort ersetzen mußten, wie noch heute die Kabylen für Stadt das arabische Medinet gebrauchen. Die karthagischen Baumeister, welche dem Bundesgenossen ihrer Vaterstadt, dem numidischen König, diese seine Hauptstadt, wahrscheinlich auf Befehl ihrer Regierung, erbauten, hatten nach antiken Begriffen in der Localität eine besonders glückliche Wahl getroffen. Auf einem einsamen Felsblock, raubvogelartig lauernd, ragt Kirtha hoch aus der Ebene hervor; Abgründe umstarren es von allen Seiten; ein rauschender Fluß rollt seine Fluthen um seine Felsenfundamente mit mächtigem Brausen, als wollte er sie erschüttern. Die tiefen Schluchten, welche die felsige Hochfläche umringen, mußten bei der antiken Kriegsführung jeden Zugang zu dieser natürlichsten aller Festungen einem belagernden Feinde fast unmöglich machen. Dieß erklärt, warum Constantine dem zerstörenden Strome der Zeit und dem Zernichtungstriebe so vieler Eroberer Afrika's hat trotzen können.

Kirtha war vor dem zweiten punischen Kriege nur die Hauptstadt der Könige der Massylier, der Numiden im engern Sinne. Später bildete es die Residenz Massinissa des Ersten, welcher die Herrschaft über Massylier und Massäsylier vereinigte und so das Königreich Numidien schuf. Indessen sagt

Pomponius Mela*) deutlich, daß Cirta die Hauptstadt des Syphar gewesen sei, der doch König der Massäsylier war: **Cirta quondam regum domus et Syphacis cum foret opulentissima;** und auch Livius**) sagt von dieser Stadt: **Cirta caput regni Syphacis erat.** Aber die Herrschaft des Syphar über Kirtha war nur vorübergehend. Seine eigentliche Residenz war Siga, die alte Hauptstadt der Massäsylier. Syphar eroberte Kirtha zur Zeit des zweiten punischen Krieges, behielt es aber nicht lange, sondern verlor bald sein ganzes Reich an Massinissa und die Römer. Massinissa's Sohn und Nachfolger Mass=Ups (Micipsa) mußte finden, daß die Bevölkerung seiner Hauptstadt doch aus ein wenig gar zu barbarischen Elementen bestehe, weshalb er eine Colonie von Griechen hierher verpflanzte, durch deren Hülfe Kirtha bald eine blühende Industrie und einen lebhaften Handel besaß. Strabo***) meldet das Unglaubliche, daß Kirtha zu jener Zeit im Stande gewesen sei, 10,000 Reiter und 20,000 Mann Fußtruppen zu stellen. Im Kriege der Römer gegen Jugurtha fiel mit ganz Numidien auch seine Hauptstadt in die Hände der Sieger. Aber Rom ließ, klug berechnend, die noch allzu barbarische Provinz einstweilen in den Händen eines einheimischen Königs. Es war dies Juba I., der letzte König des eigentlichen Numidiens. Sein Sohn war jener Juba II., welcher der von Rom abhängige vorletzte König

---

*) Pomponius Mela, de Situ orbis, Libr. I. Caput VI. **) Titus Livius Libr. XXX. ***) *Στραβῶνος Γεογραφικὸν.* L. XVII.

von Mauritanien werden sollte. Juba II. wurde das Muster aller reges inservientes oder gekrönten Sklaven. Juba I. war vielleicht noch nicht in allen Stücken ein rex inserviens. Aber Juba I. war fern von jener stolzen Freiheit der Mass-Nass, der Mass-Ups und der Jub. Rom stellte dem letzten Könige Numidiens die Aufgabe, sein Volk allmählig zu romanisiren, und Juba hat bewiesen, daß er dieser eines freien Mannes unwürdigen Aufgabe gewachsen war. So bereitete er die Pfade vor, welche bald den Römern es leicht machen sollten, Numidien als unmittelbare römische Provinz zu verwalten. Den Vorwand, um seiner Väter Erbe dem römischen Reiche einzuverleiben, den sollte Juba I. dem Weltvolk selber liefern. Er nahm nämlich Partei für Pompejus, kämpfte für ihn und unterlag in der Schlacht bei Ascurus. Der siegende Caesar vertheilte die Verwaltung Numidiens unter seine Günstlinge. Die Administration Numidiens verlieh er dem berühmten Geschichtschreiber Sallust, welcher jedoch sich dieser Aufgabe vollkommen unwürdig zeigte. Sallust war einer der geizigsten, raubsüchtigsten und ungerechtesten Proconsuln in Afrika. Kirtha gab Caesar einem seiner Legionsführer, dem Publius Sittius Nucerinus, dessen Namen von nun an die numidische Hauptstadt eine Zeit lang geführt zu haben scheint; denn Pomponius Mela bezeichnet sie als Sittianorum Colonia. Unter dieser obscuren Benennung vegetirte die einstige Königsstadt drei Jahrhunderte lang fort, bis es Constantin gefiel, ihr neue Bedeutung und einen neuen königlichen Namen zu verleihen.

Diesen Namen sollte es jedoch bald schänden durch das

berüchtigte Concil, welches hier Secundus von Tigisis abhielt und in dem er alle Bischöfe rechtfertigte, welche den Götzen Weihrauch gestreut oder die Evangelien ausgeliefert hatten. Auch der Bischof von Cirta, Paullus, hatte zur Zeit der letzten Christenverfolgung die Evangelien und alle heiligen Gefäße dem heidnischen Lictor ausgeliefert. Sein Hypodiaconus Silvanus, der am meisten zu dieser strafbaren Auslieferung gerathen hatte, wurde nach des Paullus Tode durch den genannten Secundus von Tigisis zum Bischof ordinirt. Im Ganzen sind uns die Namen von neun Bischöfen von Cirta überliefert worden.

Der zerstörenden Wuth der Vandalen entging Constantine. Diese begnügten sich, die Mauern zu zertrümmern, welche jedoch später Justinian wieder auferbauen ließ und der Stadt nach sich selbst einen neuen Namen, „Justinianea", octroyirte, den sie jedoch nicht behalten zu haben scheint. Unter der arabischen Herrschaft und später unter der türkischen war Constantine die Hauptstadt des gleichnamigen Beyliks, Anfangs unter der Oberhoheit von Tunis, später unter der von Algier. Im Mittelalter, vor Beginn jener barbarischen, allem Handel ein Ende machenden türkischen Herrschaft, war die Hauptstadt Numidiens das Centrum eines lebhaften Verkehrs. Die Kaufleute von Pisa, Genua und Venedig hatten ihre Handelscomptoire in der Felsenstadt. Die Kabylen und Araber waren noch nicht zu der Verarmung herabgesunken, zu welcher sie die türkische Herrschaft reduciren sollte, und noch im Stande, den europäischen Handelsleuten ihre Waaren, namentlich Tuch, besonders das hochgeschätzte rothe, Baum-

wollenstoffe, feine Leinwand und Schmucksachen abzukaufen, wogegen die Italiener Rohproducte ausführten. Unter letzteren nahm die Wolle bei weitem den ersten Rang ein. Damals genossen die Europäer volle Freiheit, nicht nur in der Stadt, sondern selbst bei den benachbarten Stämmen ungestört ein- und auszugehen und mit den Eingeborenen zu verkehren, ohne daß sich die Regierung im geringsten um ihr Thun bekümmert hätte. Die fanatische türkische Herrschaft verjagte die Kaufleute und machte allem Handel hier, wie überall in Algerien, ein Ende. Auf diese Weise kam es, daß Constantine, wie überhaupt ganz Algerien in den letzten drei Jahrhunderten, den Europäern so unzugänglich, wie kaum eine Stadt in China war, ungefähr so, wie es Marokko noch heute ist. Der einzige intelligente reisende Europäer, welcher Algerien und auch Constantine während dieser dreihundertjährigen Epoche besuchte, war der nicht genug zu rühmende Engländer Dr. Shaw, und von ihm sogar behauptet Mannert, er habe das Innere dieses Landes nicht wirklich bereist, sondern nur nach den Berichten der Araber beschrieben.

Die Geschichte der Beys von Constantine in den letzten drei Jahrhunderten ist kaum etwas Anderes, als ein langes Register von Mordthaten, welche diese Würdenträger an ihren Unterthanen verübten, um zuletzt beinahe ohne Ausnahme selbst die Opfer der blutigen Befehle ihrer Oberherren, der Deys von Algier, zu werden. Ein Bey von Constantine, welcher natürlichen Todes starb, war eine äußerste Seltenheit. Die meisten regierten nur wenige Jahre, viele nur wenige Monate. Der letzte Bey, Hadsch Hamed, welchen die Fran-

zosen, nach einer ersten unglücklichen Expedition vom Jahre 1836, im darauf folgenden Jahre seiner Macht beraubten, war wo möglich noch grausamer, als seine Vorgänger, gewesen. Die Bewohner von Constantine waren so an Grausamkeiten gewöhnt, daß sie eine Regierung ohne beständiges Kopfabschneiden, Ersäufen, Hängen und Erdrosseln sich gar nicht denken konnten. Dieß scheint einen der ersten französischen Gouverneure dieser Provinz, den General Négrier, bestimmt zu haben, seine muselmännischen Vorgänger in ihrer etwas allzu summarischen Justiz nachzuahmen; und zahlreiche Erschießungen traten nun an die Stelle der früheren, mannichfaltigeren Arten von Hinrichtungen. Dieser grausame General, welcher aus der französischen Deputirtenkammer einen Sturm von Verwünschungen durch seine Schlächtereien auf sich heraufbeschwor, erfreute sich sonderbarer Weise der größten Beliebtheit bei den Muselmännern Constantine's, die ihn nie anders als ihren „guten Negro" nannten. Noch jetzt nehmen sie einen besonders zärtlichen Gesichtsausdruck an, wenn sie von ihrem lieben Négrier reden: „Negro bono" hörte ich einen alten Araber in der Lingua franca sich ausdrücken. „Negro bono bezaff" (Négrier war sehr gut), „Negro chapar testas" (Négrier schnitt Köpfe ab), „Makasch Francis kif Negro" (kein Franzose kommt dem Négrier gleich). In o zärtlichem Andenken hielt dieser, an das Schauspiel der Hinrichtungen von Jugend auf gewöhnte alte Muselmann den französischen Erschießungsgeneral. Ein anderer alter Bewohner Constantine's, den ich in einem kleinen arabischen Kaffeehause seiner Vaterstadt kennen lernte, versicherte mir,

der jetzige Gouverneur, wie überhaupt alle Gouverneure, welche dem „guten Negro" gefolgt seien, genössen durchaus nicht das Vertrauen der Bürger Constantine's, weil man sie für feige hielte, und zwar aus keinem andern Grunde, als dem, daß sie es an zahlreichen Hinrichtungen fehlen ließen. „So einen, wie den „guten Negro", kriegen wir nicht wieder," sagte er seufzend. Milde und Menschlichkeit, welche die Araber durchaus nicht verstehen können, scheinen ihnen stets nur das Resultat der Furcht und Feigheit.

Cirta gleicht, was seine Lage betrifft, keiner einzigen Stadt, welche mir bis jetzt auf meinen Reisen in drei Welttheilen vorgekommen war. Das einzige Toledo in Spanien wäre wegen seines felsigen, flußumgürteten Piedestals vielleicht im Stande, für einen matten Abglanz von Constantine zu gelten. Hehr und stolz, mächtig und königlich, trägt das afrikanische Adlernest seine Krone von Stein drohend in die dunkelblauen Lüfte empor: eine Felsenmasse von weißlichgrauem Kalkstein, welche auf allen Seiten von Abgründen umstarrt wird; ein isolirter Steinblock von gigantischen Proportionen, der einsam wie ein Fremdling aus der blühenden Ebene emporragt. Drei der Seiten dieses riesigen Felsenschlosses werden von den schäumenden Fluthen des Uëd Rummel bespült, ähnlich wie der Tajo die Fundamente des schwermüthigen Toledo umkreist. Viele Häuser erheben sich unmittelbar über dem grauenvollen Abgrund und hängen, gleich den luftigen phantastischen Burgen der Dschin, gefahrlos über der schaurigen Tiefe. Drei Seiten der Stadt waren im Alterthum ohne irgend eine Ringmauer gelassen worden,

weil ihnen der natürliche Graben, welchen die vom Rummel durchrauschte jähe Schlucht bildete, jede von Menschenhänden geschaffene Befestigung reichlich ersetzte. Zu Edrissi's Zeiten scheinen diese drei Seiten eine niedrige Mauer besessen zu haben, die jedoch kaum einen Schuh hoch war. Die einzige Seite Constantine's, welche eine Stadtmauer nöthig macht, ist die, welche gegen Südwest etwas weniger steil, als die andern drei, abfällt. Das Thor Valée, in dieser Mauer angebracht, bezeichnet den Platz der Bresche, durch welche die Eroberer im Jahre 1837 in die Hauptstadt des Beyliks eindrangen. Vor dieser Pforte befindet sich ein kleines Plateau, auf welchem das Monument des hier gefallenen Generals Damrémont sich erhebt. Auf diesem Plateau allein konnte sich die französische Armee der Stadt nähern. Auf diese einzige Seite der Stadt konnte sie ihren Angriff richten, alle andern Seiten waren unzugänglich. Jedoch selbst hier scheiterte in einem ersten Feldzuge die Macht Frankreichs an der natürlichen Stärke dieses Felsennestes. Der heutige General Jussuff wurde damals als Verräther vor ein Kriegsgericht gestellt, weil er vor dem Feldzuge behauptet hatte, man würde Constantine mit Leichtigkeit nehmen können. Bekanntlich kam die französische Armee in einem elenden Zustande von der verfehlten Expedition von 1836, welche dieser Stadt gegolten hatte, zurück. In dem zweiten Feldzuge sollte die Eroberung gelingen. Pulverminen können selbst Felsen sprengen! und das Adlernest erlag dem Erfindungsgeiste europäischer Strategik.

Die Hauptmerkwürdigkeit Constantine's, außer der Stadt selbst, schien mir vor Allem jene mächtige antike Brücke,

welche die Riesenschlucht des Rummel überwölbte und auf dieser Seite den einzigen Zugang von außen zu dieser Insel mitten im Lande bildete. Diese Brücke setzte die Pforte Bab el Kantrah (d. h. das Brückenthor) unmittelbar mit dem gegenüberliegenden Hügel Mansurah in Verbindung. Leider war diese Brücke in Folge des jüngst erfolgten Einsturzes, zur Zeit dieser meiner Reise, ein Ruinenhaufen. Bis zum 9. Juni 1857 stand sie jedoch noch unversehrt, und ich hatte sie bei einem früheren Besuche in Constantine, im Jahre 1853, in ihrer ganzen antiken Pracht bewundern können. Sie bestand eigentlich aus drei übereinander ruhenden Brücken. Die höchste derselben wurde von vier kolossalen Bogen gestützt. Diese ruheten auf einer mittleren Brücke von zwei Bogen und diese wieder auf einer natürlichen Brücke, einem die Schlucht unmittelbar überwölbenden riesigen Felsenbogen. Die mittlere war bis zur Zeit des Einsturzes noch unzweifelhaft die antike, von Antoninus Pius im Jahre 161 erbaute Römerbrücke. Die unterste, welche auch jetzt dem Einsturze getrotzt hat, verdankt ihre Entstehung einzig und allein der launenvollen Natur. Die höchste der 3 Brücken war ursprünglich ebenfalls eine römische Brücke gewesen, wurde aber im Jahre 1790 von Salah Bey, dem damaligen türkischen Gouverneur von Constantine, neu aufgebaut. Mit ihr war eine Wasserleitung verbunden, welche das brunnenlose Constantine mit dem Quellwasser des Dschebel Mansurah versah. Auf der mittleren, auf der römischen Brücke, sah ich damals ein seltsames, in einem ihrer Pfeiler angebrachtes Basrelief. Es stellte eine Frau vor, welche, nur mit einer Tunica be=

kleidet, diese bis an die Brust emporhob und die Stadt mit höhnischer Miene anzublicken schien. Auf beiden Seiten dieser Figur waren zwei Elephanten abgebildet. Ueber die Bedeutung dieses Basreliefs haben Dr. Shaw und viele Archäologen nach ihm die erfindungsreichsten Auslegungen gegeben, welche jedoch alle mehr oder weniger phantastisch erscheinen. Einige wollten in der Frau das Bild einer gefallenen Herrschermacht, vielleicht Numidiens, oder möglicherweise Karthago's, erkennen, welche sich ihrem Sieger zwar hinzugeben gezwungen war, aber doch zugleich ihren Haß durch Hohn zu erkennen gab. Andere wollten behaupten, dieselbe sei ein Sinnbild der römischen Macht, welches die Verachtung gegen die besiegte Hauptstadt Numidiens ausdrücken sollte. Die zwei Elephanten wurden bald ein Symbol der Stärke, bald eine Anspielung auf die Kriegskunst Karthago's genannt. Jetzt ist man so ziemlich einig, daß diese Basreliefs, die Frau und die Elephanten, durchaus keine symbolische Bedeutung haben, sondern lediglich als Baumaterial benutzte Reste antiker Gebäude sind, welche vielleicht von Theatern oder Thermen herstammen, denn die kunstverfallene späteste Zeit der Römerherrschaft benutzte oft kostbare Kunstgegenstände als bloße Bausteine. Denn obgleich jene Brücke unter Antoninus Pius erbaut wurde, so ward sie doch ohne Zweifel später, vielleicht von den Byzantinern, restaurirt.

Jetzt war diese herrliche Brücke, die ich vor fünf Jahren so majestätisch dathronen gesehen hatte, ein Trümmerhaufen. Sie war eingestürzt und die Franzosen hatten mit Kanonen noch hineingeschossen, um sie vollends zum Sturze zu bringen

und um bald ihr eigenes modernes Machwerk an die Stelle der Werke des Königsvolkes zu setzen.

Im Innern der Stadt kann der nachgrabende Forscher fast täglich eine reiche Ausbeute antiker Reste finden. Die Kaßbah, das einstige Capitol, enthält noch ausgedehnte Cisternen von vortrefflicher Ausführung. Das Tetrapylon, eine Ruine von nicht geringer Bedeutung, und eine Menge römischer Häuserfundamente bieten dem Archäologen reichlichen Stoff. Die Reste einer christlichen Basilika, welche der abgesetzte Bischof von Algier, Monseigneur Dupuch, hier aufgefunden haben wollte, konnte ich jedoch nicht entdecken. Constantine besitzt ein Museum, reichhaltig an Inschriften, sowohl römischen als auch phöniciſchen und numidischen Ursprungs. Eine Menge Votivtafeln, welche dem phöniciſchen Gotte Baal gewidmet waren, beweisen, daß Sprache und Religion von Karthago in Kirtha vor der Römerherrschaft einen festen Halt gewonnen hatten und später auch behielten. Nicht weniger als dreitausend antike Grabinschriften sind seit Beginn der französischen Herrschaft in Constantine und gleichnamiger Provinz entdeckt worden. Sonderbarerweise befindet sich unter diesen dreitausend die beziehungsweise beträchtliche Anzahl von fünf und fünfzig Inschriften, welche dem Andenken von Männern gewidmet waren, die das hundertste Lebensalter überschritten hatten. Der Aelteste dieser mehr als Greise hatte sogar das Jahrhundert um zwei und dreißig Jahre überlebt. Von diesen Hochbetagten gehörten nicht weniger, als zwölf, der Stadt Constantine selbst an — ein Beweis, daß schon zur Römerzeit die Stadt sich derselben

Gesundheit erfreut hatte, welche ihr noch heute angerühmt wird. Viele dieser Denkmäler rühren aus der Zeit des Verfalls der römischen Civilisation, ja, wie die orthographische Ungenauigkeit ihrer Inschriften uns zu erkennen giebt, aus der Zeit der angehenden Verderbtheit der Sprache her. Die orthographischen Fehler einiger dieser Mausoleen könnten eine Klasse von Gymnasiasten, welche eben erst mensa zu decliniren beginnen, in allgemeine Heiterkeit versetzen, so plump sind sie. Einige enthalten Hexameter von den lächerlichsten metrischen Verhältnissen. Folgendes möge genügen, um durch ein Beispiel darzuthun, daß heut zu Tage fast jeder deutsche Schuljunge bessere lateinische Verse macht, als mancher Römer (freilich nicht aus Cicero's Zeit), der in seiner Muttersprache dichtete:

Casta pudica fui, Mnesitheona marito nati
In fide qua potui, aurelia conjux
Qui mecum sine lite fuit, vixit que marito,
Natos amavit una mecum et laus referenda
Rogatione tibi, vixi festinans viveres semper.

Wer bewundert nicht hier auch das echt römische „mecum sine lite fuit?“ Eine Ehehälfte findet es das größte Verdienst an der anderen, daß diese mit ihr niemals Prozesse geführt hat. In der That eine große Tugend bei einem Volke von so eingefleischten Juristen, wie die Römer waren! Ein so seltenes Verdienst mußte auf einem Grabstein Erwähnung finden. Das am 15. April 1855 am Fuße des Bordsch Asus in der Mauer Constantine's entdeckte Grab-

denkmal eines Goldarbeiters, Namens Präcilius, besitzt einen ganzen Schatz ähnlicher entsetzlich schlechter Hexameter. Einige griechische Inschriften aus der byzantinischen Zeit enthalten in ihrer Sprache wo möglich noch komischere orthographische und metrische Monstruositäten, als die lateinischen Denktafeln in der ihrigen bilden.

Die französischen Bewohner von Constantine sind nicht ganz ohne Interesse für die Alterthümer, mit denen die Provinz so überreich gesegnet ist. Es hat sich daselbst eine archäologische Gesellschaft gebildet, die einzige in der Algerie — denn die société historique in Algier ist nicht ausschließlich archäologisch. An der Spitze dieser Gesellschaft steht Herr Cherbonneau, Professor des Arabischen, und einer der wenigen Franzosen in Afrika, welche wirklich etwas vom Lande wissen, welches sie bewohnen.

Unter den neueren Merkwürdigkeiten Constantine's zeichnet sich der Palast des früheren Bey aus. Dieser ist vielleicht das wohlerhaltenste maurische Gebäude in der Algerie. Vielleicht ist er nur aus dem Grunde, weil er neu, neueren und modernen Begriffen entsprechend war, dem civilisirten Vandalismus der Franzosen entgangen, indem ihn dieselben mit Leichtigkeit in eine Menge von Bureaus umwandeln konnten. Der Palast der Beys wurde nämlich erst in diesem Jahrhunderte auferbaut. Seine künstlerischen Herrlichkeiten sind sehr gering. Einige dem Moreskenstyle nachgeahmte Zimmerdecken und der schöne geräumige arabische Hof, von Säulenarcaden umgeben, mit Orangen bepflanzt und mit einer plätschernden Fontaine in der Mitte, das ist Alles, was

hier noch an den Glanz islamitischer Fürstenhäuser erinnert.

Hier war es, wo jene grimmigsten aller Kleintyrannen, die Beys von Constantine, thronten. Von hier aus erließen sie ihre meist blutigen, zuweilen jedoch nur närrischen Befehle. Sie gefielen sich nämlich, mit tyrannischer Kleinigkeitskrämerei nicht selten den unbedeutendsten Dingen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Einer ließ sich die Straßenpolizei besonders angelegen sein. Er erließ unter anderem den Befehl, daß kein Mensch nach Sonnenuntergang sich auf der Straße sehen lassen dürfe. Wen seine Häscher dennoch Abends im Freien finden würden, der solle des Todes sein. Vorher aber befahl er, die Schuldigen noch vor ihn, den Herrscher, zu führen.

Eines Tages ergriffen die Häscher des Bey's drei höchst elegant gekleidete Jünglinge, welche, unbekümmert um die Befehle des Fürsten, ganz gemüthlich des Abends spazieren gingen. Als sie zum Bey geführt wurden, rief dieser ihnen wuthschnaubend zu:

„Bereitet Euch zum Tode, Ihr Hunde! die Ihr meine Befehle übertreten habt."

Die Jünglinge mußten sich natürlich resigniren. Sie fingen an, ihre Turbane abzulegen und ihren Hals frei zu machen, damit der Liebling des Bey — der Scharfrichter war stets der Liebling der Bey's von Constantine — sie köpfen könne.

Plötzlich fiel dem Bey die reiche Kleidung der Jünglinge in die Augen. „Das können nur Söhne von meinen höchsten Beamten sein," so sagte er zu sich selbst, „denn ein Bür-

gerssohn würde es nicht wagen, einen solchen Luxus zur Schau zu tragen. Sein Tod wäre gewiß! Habe ich doch auch den Bürgern verboten, gute Kleider zu tragen!"

Er wurde neugierig, zu wissen, wer die Jünglinge seien, und befahl seinem Liebling, einstweilen mit der Ausübung seines heitern Handwerkes zu verziehen.

„Wer seid Ihr? Hunde!" rief der Bey den zu Köpfenden zu.

„Ich bin," sprach der Erste, „der Sohn des Mannes, in dessen Brode die halbe Stadt steht."

„So!" sagte der Bey, „Deinen Vater möchte ich wohl kennen!" und machte seinem Liebling ein Zeichen, welches sagen wollte: der würde auch gut zum Köpfen sein.

„Ich bin," sprach der Zweite, „der Sohn dessen, vor dem selbst der Pascha die Schuhe ablegt."

„So, so?" sagte der Bey und begann zu ahnen, daß die Jünglinge wohl in Räthseln sprechen möchten.

„Ich bin," sprach endlich der Dritte, „der Sohn dessen, vor dem sich alle Häupter beugen."

„Das heißt," rief der Bey, der einiges Geschick im Räthselerrathen besaß, „Du bist ein Barbierssohn, der andere ein Schusterssohn und der dritte ein Bäckerssohn."

Der Bey hatte die Räthsel errathen und da die drei Jünglinge ihm Gelegenheit gegeben, seine Klugheit zu beweisen, so fühlte er Sympathie für sie, verzieh ihnen großmüthig, schenkte ihnen das Leben und — begnadigte sie zu einer Bastonade von fünfhundert Stockschlägen.

Constantine ist eine Stadt, in welchen die Issauah, jene

Secte von Gauklern, welche vorgeben, Feuer zu essen und ungestraft mit giftigen Thieren zu spielen, einen besonders großen Anhang haben. In Algier sind sie ziemlich verachtet und kein besserer Maure gehört zu ihrem Orden. Aber hier ist dieß nicht in dem Grade der Fall. Mein alter arabischer Lehrer aus Algier, der schon erwähnte Hadsch Mohamed, der nach Constantinopel ausgewandert, aber enttäuscht und verarmt von dort wieder zurückgekehrt war und welcher jetzt in Constantine lebte, hatte sich aus Armuth bewegen lassen, in diese lächerliche Secte einzutreten. Ich begegnete ihm zufällig und der arme alte Hadsch klagte mir seine Leiden vor. Alle seine Pläne waren fehlgeschlagen. Sein Geld hatte er auf seinen Reisen ausgegeben und kein neues dazu verdient. Jetzt wußte er nicht, von was er sich ernähren sollte. Sogar Issauah hatte er werden müssen! Kann doch ein Issauah darauf rechnen, daß er wenigstens einmal in der Woche umsonst Kußkussuh zu essen bekommt und da ist ihm schon für drei Tage geholfen, denn die Indigestion, die er sich bei dieser unentgeldlichen Mahlzeit zuzieht, macht ihn fast immer eine Zeit lang essensunfähig. Da Hadsch Mohamed so kläglich aussah, so schenkte ich ihm etwas Silbergeld. Ueber diese unerwartete Spende gerührt und von Dank für den Geber erfüllt, lud er mich ein, ihn zu einer Lilah zu begleiten. Lilah sind die nächtlichen Feste der Issauah. Am festbestimmten Abend holte mich der Hadsch in einem maurischen Kaffeehause ab, und wir gingen von dort in ein niedriges arabisches Haus, wo einige fünfzig zerlumpte Kerle auf dem Boden des Us-ud-Dar hockten und kauerten. Sie hatten flache Trommeln,

Tamtam genannt, vor sich und schlugen mit aller Gewalt darauf. Dazu sangen sie ein ohrenzerreißendes Lied, welches, wie mich der Hadsch belehrte, ein „Gebet" war. Mitten während dieses „Gebetes" erhob sich ein Neger und fing an zu tanzen. „Es war ein religiöser Tanz," belehrte mich ebenfalls mein Führer. Als sich der Schwarze in einen rechten Fanatismus hineingetanzt hatte, begann er seine gefährlichen Kunststücke auszuüben. Er steckte zuerst einen feurigen Stahl in den Mund, dann stieß er sich ein Federmesser in's Auge, fraß zerbrochenes Fensterglas, sowie Hufeisennägel, nahm einen Scorpion in den Mund und beendete die Mahlzeit mit Verzehrung einer lebendigen Schlange. Nach dieser etwas starken Probe seines guten Appetits setzte sich der Neger zur Ruhe. Sogleich fingen fünf andere Kerle an, denselben religiösen Tanz auszuführen, der ebenfalls mit dem Essen von Nägeln und Glas und Verzehrung einer Schlange endigte. Die Schlange wurde auf eigenthümliche Weise verspeist. Man zerriß sie der Länge nach in eine Menge dünner, bandartiger Streifen, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit Maccaroni besaßen. Diese wurden über dem Munde in die Höhe gehalten und ganz in der Art verzehrt, wie neapolitanische Lazzaroni ihr Lieblingsgericht, die Maccaroni, sich in den Mund hinein zu winden oder hineinzuschlängeln pflegen. Ich fragte den Hadsch, ob auch er Schlangen gegessen habe und ob dieses Gericht schmackhaft sei?

„Was wollen Sie," erwiderte der arme Teufel, „man würde mich nicht unter den Issauah dulden, wenn ich nicht auch Schlangen essen wollte. Daß es angenehm schmecke, das

kann ich gerade nicht behaupten. Aber was muß ein armer Mensch nicht Alles thun, um sich sein tägliches Brod zu verdienen?"

„Betrachtest Du denn," fragte ich ihn, „Deinen Stand als Issauah als ein Gewerbe?"

„Er hat, wenn Sie wollen, große Aehnlichkeit mit einem Gewerbe. Man ißt Schlangen, kaut zerbrochenes Glas, nimmt Scorpione zu sich, schlingt Nägel hinab, das ist die Arbeit. Man bekommt Kußkussuh zu essen, das ist der Lohn."

„Also um des elenden Kußkussuh willen werden die Leute Issauah?"

„Die Meisten nur deßwegen. Sehen Sie alle diese armen Teufel, die da herum hocken. Wenn sie nicht Issauah wären, würde keiner von ihnen in seinem Leben jemals Kußkussuh zu essen bekommen."

„Ja, aber wer zahlt denn für das Kußkussuh, welches Ihr verzehrt?" fragte ich.

„Fromme Leute, Leute, welche daran glauben, meistens alte Weiber, Negerinnen, ausgediente Priesterinnen der Liebe und solches Volk."

„Also die Gaben fließen nicht immer aus reinen Händen?"

„Das ist auch nicht nöthig. Die Issauah nehmen Alles. So sind die Statuten unseres Ordens. Wir nehmen selbst als Mitglieder unseres Ordens alles mögliche Gesindel, ja sogar Christen, auf, natürlich unter einer Bedingung, denn diese Bedingung reinigt jeden Unreinen. Wer sie erfüllt hat, der ist von all' seinen früheren Sünden losgesprochen."

„Und ist diese Bedingung schwer zu erfüllen?"

„Schwer? Nicht im Geringsten. Trotzdem habe ich noch keinen Christen gesehen, welcher sich ihr unterziehen wollte.“

„Und was ist diese Bedingung?“

„Sie ist sehr einfach. Wer Issauah werden will, muß sich vom Mokkadem, unserm Ordenschef, — in den Mund spucken lassen.“

Man wird begreifen, daß mir bei dieser Enthüllung alle Lust, welche ich etwa hätte haben können, jemals Issauah zu werden, völlig verging.

„Ekelt Euch denn das nicht, Euch in den Mund spucken zu lassen?“ fragte ich weiter.

„Ekeln?“ erwiderte er. „Das ist ein Wort, welches ein Issauah nicht kennen darf. Glauben Sie, daß man Schlangen essen könne, wenn man für Ekel empfänglich sei?“

„Aber,“ brach ich plötzlich mit einer etwas indiscreten Frage hervor, „wenn Ihr Nägel verschlingt, Glas esset, Euch Säbel in den Bauch rennt, Schlangen und Scorpione in den Mund nehmt, so ist das wohl so eingerichtet, daß es Niemand von Euch Schaden bringen kann?“

„Also Sie glauben, wir treiben Taschenspielerkünste?“

„Der Name wäre nicht höflich,“ erwiderte ich, „ich wollte nur sagen, daß Ihr vielleicht in einer kleinen Selbsttäuschung begriffen sein möchtet. Ihr rennt Euch einen Dolch in den Leib und glaubt, Allah thue das Wunder, daß die Klinge zurück in die Hebe fährt, wenn sie eben Euren Bauch berührt hat. Aber in Wirklichkeit ist es der Waffenschmied, der dieses Wunder vorbereitet hat, indem er die Feder anbrachte, welche den Dolch zurückfahren macht.“

„Hören Sie," sagte der Hadsch, „was ich auch über solche Dinge wissen kann, das darf ich nicht sagen. Wenn ich selbst zweifeln wollte, ich dürfte es nicht, ich muß glauben. Unbedingter Glaube ist unsere erste Ordensregel!"

„Und zwingen sich alle Deine Ordensbrüder zu demselben blinden Glauben?"

„Sie müssen es, und Vielen gelingt es auch. Es ist kein Glaube so seltsam, daß man sich nicht in ihn hineinarbeiten könne, wenn man festen Willen dazu hat. Ich habe junge Issauah gesehen, welche so viel Glas aßen, daß ihnen das Blut in Strömen aus dem Munde hinabrannte. Andere sah ich, die sich die Zunge gänzlich mit einem glühenden Eisen verbrannten. Sie waren noch ungeschickt im Essen des Glases und im Lecken des glühenden Eisens. Aber sie hatten den Glauben. Sie lächelten unter ihren Qualen, denn sie waren der Ansicht, daß sie mit der Zeit noch stärkeren Glauben bekommen würden und dann würden sie bei diesen Verrichtungen keine Schmerzen mehr fühlen."

Nach Beendigung der Verzuckungen, der Taschenspielereien und möglichen Selbstquälereien der Issauah kam die Reihe an das Kußkussuh. Da hätten meine Leser sie sehen sollen! So wohlfunctionirende Kinnladen, als die dieser Issauah, hatte ich noch in meinem Leben nicht erblickt. Diese armen Teufel hatten offenbar aus Sparsamkeit einige Tage gefastet, um bei der unentgeldlichen Mahlzeit recht bei Appetit zu sein. Im Nu waren ganze Thürme von Kußkussuh verschlungen. Die schönste Indigestion mußte natürlich die Folge von dieser Fresserei sein. Aber da war auch wieder so

viel gewonnen, daß sie nun einige Tage nicht zum Essen Lust bekamen. Die meisten gemeinen Araber sind so; Mäßigkeit und Völlerei findet man bei ihnen in einem und demselben Individuum vereinigt: Mäßigkeit, so lange sie ihre Mahlzeiten selbst bestreiten müssen, Völlerei, so bald ihnen ein Mahl unentgeldlich verabreicht wird. Sie erweisen stets ihrem Gastgeber die größte Ehre, denn sie verzehren, was ihnen vorgesetzt wird, bis auf die Neige.

Was das Schlangenessen und die Schlangengaukeleien der Jssauah betrifft, so sind dies schon sehr alte Untugenden einzelner afrikanischer Stämme. Schon Solinus (Polyhistor. Cap. 31.) sagt: „Homines isti carnibus vivunt serpentium.“ Plinius spricht von einem Kraute, welches den Afrikanern bekannt sei und dessen Genuß sie fähig mache, Schlangenbisse ungestraft zu ertragen (Historia naturalis Lib. V, I. 15.) Sollten die Jssauah von diesem Kraute Kenntniß haben? Der römische Dichter Silius Jtalicus (de bello Punico I, 411.) spricht von den im Handhaben giftiger Schlangen geübten afrikanischen Psillen und beschreibt dieselben so, daß man fast in ihnen die heutigen Jssauah wieder zu sehen glaubt:

Nec non serpentem diro ex armare veneno,
Doctus Athyr tactuque graves sopire Chelydros.

Die afrikanischen Schlangengaukler, das geht aus diesen Versen klar hervor, waren also schon den Römern bekannt gewesen. Diese Gaukeleien gehören also nicht dem Jslam eigenthümlich an. Sie sind aus dem uralten afrikanischen Schlangendienst der libyschen Heiden in die Religion Mo-

hameds mit hinübergenommen worden. Aehnlichen Ursprungs sind wohl im Princip alle religiösen Orden Afrika's, denn der Islam kennt solche Verbindungen strenggenommen gar nicht. Deßhalb stehen auch alle Ordensbrüder mehr oder weniger im Rufe der Ketzerei.

Am folgenden Tage hatte ich Gelegenheit, ein Fest anderer Art in Augenschein zu nehmen. Es war dies ein Negerfest von der Art, welche man Derdebah nennt. Die Neger und Negerinnen genießen bei den abergläubigen Arabern den Ruf und geben sogar selbst vor, mit den Dschin, jenen seltsamen wunderthätigen Geistern, an welche jeder gute Muselmann glauben muß, denn der Koran spricht von ihnen, in unmittelbarer Verbindung zu stehen. Diese schwarzen Tausendkünstler behaupten durch Opfer, welche sie ihren unsichtbaren Herren, den Dschin, darbringen, die Krankheiten aller Derer zu heilen, welche das Geld zu besagten Opfern hergeben. Neger und Negerinnen verwalten so eine Art von Priesterthum der unsichtbaren Geister, jener „Fürsten in der Luft," von denen auch die heilige Schrift spricht. Der Aberglaube der Araber, besonders aber ihrer Frauen, verleiht diesem Cultus der Dschin große Wichtigkeit. Jeder gute strenggläubige Muselmann jedoch hält diesen Negercultus für große Sünde, denn der Koran gebietet zwar, an die Existenz der Dschin zu glauben, aber er verbietet es auch strenge, dieselben um Hülfe anzuflehen; da der Gläubige nur von Allah Hülfe verlangen darf. Uebrigens ist der bei weitem größere Theil der Dschin böse, von Gott abgefallen; mit ihnen darf der Moslem gar nicht verkehren, obgleich sie sehr mächtig sind

und alle Wunder thun und folglich auch Krankheiten heilen und Schätze verleihen können. Ein kleiner Theil der Dschin ist gut, d. h. hat sich zum Islam bekehrt, man nennt sie die Dschin Moslem; diese haben jedoch ihre Wunderkraft verloren oder dürfen sie, als gute Muselmänner, nicht ausüben.

Etliche zwanzig Negerinnen, ihre schwarzen, unschönen Gestalten in goldgestickte Gewande gehüllt, bildeten die Priesterinnen des Opferfestes, welchem wir beiwohnten. Zu einer ohrzerreißenden, hauptsächlich aus Trommelschlag bestehenden Musik tanzten diese häßlichen Schönen einen langsamen gewiegten Opfertanz um einen in ihrer Mitte stehenden Stuhl herum, auf welchem die Hohepriesterin saß; letztere war eine besonders häßliche, aber sehr geputzte dicke, alte, Negerin, welche sich einer solchen Verehrung zu erfreuen schien, daß alle eintretenden Frauen, Negerinnen oder Moresken, ihr in Demuth die Hand küßten. Nach beendetem Tanze wurden die Opferthiere in den Us-ud-Dar, in welchem das Fest stattfand, hineingeführt. Die Priesterin sprach den Segen über dieselben und steckte jedem Thier — es waren zwölf Schaafe, vier Kälber und zwei große Ochsen — einen Löffel voll gekochtem Reis in den Mund, worauf sie nach muselmännischer Manier geschlachtet, d. h. geköpft wurden; jedoch so, daß der Kopf noch an dem Leibe hängen blieb. Dies ekelhafte Schauspiel fand unter dem wahnsinnigen Geschrei der Schwarzen statt, welches fortdauerte, bis sämmtliche Opfer verblutet hatten, worauf der Hof gewaschen wurde und der sonderbare Tanz von Neuem begann und bis spät in die Nacht währte.

Gegen das Wiederbeginnen des Tanzes hätte ich nichts

gehabt. Aber daß die entsetzliche Musik wieder von Neuem ertönen mußte, das war eine schwere Prüfung für meine gemarterten Gehörsorgane. Man denke sich etwa sechs Trommeln, darunter eine fürchterlich große, gegen welche die „großen Trommeln" europäischer Musikbanden Zwerge waren. Das Trommelconcert war jedoch noch nicht genug. Ein Dutzend Neger schlugen ihre Krakab, eine Art von immensen eisernen Castagnetten, die ein Getöse hervorbrachten, als ob alle Dämonen losgelassen seien und auf die Kessel und Marmiten einer Höllenküche lostrommelten. Dies Alles geschah in meiner nächsten Nähe und es war unmöglich, dem Getöse einigermaßen zu entfliehen, da der Raum sehr klein war. Zum Schluß der Derdebah wurde die Mahlzeit aufgetragen, welche aus zwei der geopferten Schafe bestand, die man in aller Eile gebraten hatte. Diese Thiere wurden ganz aufgetragen und von den heißhungrigen Negern mit den Fingern zerrissen und bis auf die Knochen verspeist. Dazu kreisten Tassen voll Scherbet, jenes orientalischen Getränkes, welches man sich in Europa so köstlich denkt, und welches nichts Anderes ist, als Zuckerwasser, mit ein wenig Rosenessenz gewürzt. Zuckerwasser zu einer Fleischspeise zu genießen, das würde freilich keinem Europäer angenehm vorkommen, aber es gilt bei diesen barbarischen Feinschmeckern von Negern für ein köstliches Gemenge und darf bei keiner Festmahlzeit fehlen. Um Mitternacht verließ ich die Derdebah und noch lange dröhnte in meinen gemarterten Gehörswerkzeugen der Lärm der großen Trommeln, das Gerassel der Krakab, und das barbarische Geheul der wahnsinnsberauschten Neger nach.

Auch einer Judenhochzeit wohnte ich in Constantine bei. Die Juden Constantine's sind im Ganzen ein schöner Menschenschlag. Sie tragen das maurische Costüm in seiner vollen Reinheit und verhunzen es nicht, wie die algierischen Israëliten, durch die Annahme europäischer Mützen, Schuhe und Vatermörder. Auf der Hochzeit, zu der wir geladen waren, herrschte ein besonders großer Luxus. Die Braut, ein kaum elfjähriges, aber bereits nahezu erwachsenes Mädchen, war in kostbare Gewande von Goldbrocat gehüllt. Die Hochzeitsceremonie begann mit dem Abschneiden der Haare der Verlobten, denn keine verheirathete Jüdin darf ihr eigenes Haar tragen, sondern muß statt dessen eine Perücke oder eine Haube aufsetzen. Das Bräutchen wurde in die Mitte des Zimmers gesetzt. Ihr Haar war aufgelöst und bedeckte in dunkler Pracht die herrlichen Schultern und das kostbare Kleid. Nun traten die weiblichen Verwandten, eine nach der andern, heran, nahmen jede einen Büschel von den Haaren der Braut in die Hand und wanden ihn in Zöpfchen, die sie mit bunten Seidenbändern umwickelten. Bald sah der Kopf der jungen Braut aus, wie der Gipfel eines bebänderten, buntgeschmückten Kletterbaumes auf einem Jahrmarkt. Dann kam ein dicker, dummaussehender Rabbiner und schnitt ihr die Haare unbarmherzig ab, welche jedoch sorgfältig aufgelesen wurden, worauf man jeder Verwandten das von ihr geflochtene, nun abgeschnittene Zöpfchen zum Andenken überreichte. Das kahle Haupt der jungen Braut wurde mit einer kostbaren Haube von schwarzem Sammet, auf welchem Diamanten aufgenäht waren, bedeckt. Dann schritt man zur eigentlichen Trauung.

Der Bräutigam, ein langer, magerer, 17jähriger Bursche, führte seine Braut unter einen kostbaren Baldachin. Hier steckte der Rabbiner der zu Vermählenden den Ring des Bräutigams an den Finger. Dann wurden zwei vergoldete Gläser gebracht, aus deren einem die Brautleute Wein tranken. Nachdem sie getrunken hatten, warf der Bräutigam das Glas auf den Boden und zertrat es. Jetzt waren sie verheirathet. Das Zerbrechen des Glases besiegelt ihr Bündniß.

Nach der Trauungsceremonie wurden unzählige Süßigkeiten, Kuchen von allen Formen und Farben, hereingebracht, genug, um einem ganzen Regiment Soldaten den Magen damit zu verderben. Alle Anwesenden, uns beide, den Franzosen und mich, ausgenommen, aßen gierig davon. Ich hatte schon in Algier gehört, daß bei maurischen sowohl, wie bei jüdischen Hochzeiten gewöhnlich so viel gegessen werde, daß die meisten Hochzeitsgäste am folgenden Tage an Unverdaulichkeit krank darniederlägen. Jetzt wunderte ich mich nicht mehr über das Krankwerden der Hochzeitsgäste. Eher mußte ich staunen, daß diese Leute sich nicht vor lauter Indigestion ihren Tod holten.

Wie die Juden, so kleiden sich auch die Mauren Constantine's besser, als die von Algier. Auch sind sie im Ganzen schöne, edelgewachsene Gestalten, denen die bunte maurische Tracht, wenn sie unzerlumpt getragen wird, einen hohen Anstand gewährt. Die Schönheit und Eleganz der Constantiner ist überhaupt in ganz Algerien sprichwörtlich.

Elftes Capitel.

Der Ramadan in Constantine.

Mein letzter Besuch in Constantine. — Muselmännische Bekanntschaften. — Der Fastenmonat. — Die Gebetesstunden. — Drei maurische Typen. — Anfang des Ramadan. — Der Kanonenschuß am Abend des Ramadan. — Hungrige Araber. — Sid Ali und seine Gäste. — Anständige Manieren. — Arabische süße Gerichte. — Der „Vater der Kanone". — Ein wichtiges Amt. Unangenehmes Versehen. — Die Vergnügungen des Ramadan. Der türkische Polichinell. — Ende des heiligen Monats. — Der Aït es Serhir. — Festanzüge. — Die arabischen Weihnachten. Die „Söhne des Platzes". — Sid Ali's Vermählung. — Hochzeitsfeierlichkeiten.

Als ich Constantine das letzte Mal (im Frühjahr 1862) besuchte, hatte ich Gelegenheit, daselbst den heiligen Monat der Muselmänner, den Ramadan, mitzumachen. Durch meinen Freund, Hadsch Hamed el Gadiri in Algier, war ich an einige der besseren Mauren von Constantine empfohlen worden, und hatte somit Gelegenheit, in ihrer Gesellschaft die Sitten der Eingeborenen deutlicher zu beobachten, als es dem Europäer, der meist nur wenig Berührungspunkte mit Muselmännern hat, gewöhnlich gegönnt ist. Zu keiner Zeit des Jahres kann man die Sitten, Gebräuche, Anschauungen, Fehler und guten Seiten der Muselmänner charakteristischer sich darbieten sehen, als zur Zeit dieses Festmonats, der von allen Völkern auf Erden den Mohamedanern allein eigenthümlich ist.

Der Ramadan ist bekanntlich die Fastenzeit der Moha=

medaner. Ihr Fasten besteht aber nicht darin, daß sie sich blos des Fleisches enthalten, wie die Angehörigen mancher christlichen Bkeenntnisse. Nein, das Fasten der Muselmänner ist das alte jüdische strenge Fasten, d. h. die völlige Enthaltsamkeit von allen Lebensmitteln während des ganzen Tages. Die Israeliten beobachten dieses strenge Fasten jetzt nur mehr an einem einzigen Tage im ganzen Jahre, an ihrem Versöhnungstage, dem sogenannten „langen Tage.“ Die Muselmänner haben aber 30 solcher „langen Tage“ im Jahre, d. h. den ganzen Monat Ramadan. Eine sonderbare Inconsequenz herrscht in ihrer Gesetzgebung in Betreff der Bestimmung über Anfang und Ende des Fasttages. Der Fasttag beginnt nämlich schon lange vor Sonnenaufgang mit dem sogenannten Fedscher, der ersten Morgendämmerung, er endet aber mit Sonnenuntergang und wird nicht bis zu Ende der Abenddämmerung hinausgeschoben, was man, um consequent zu sein, doch annehmen sollte. Die Israeliten sind consequenter, denn bei ihnen endet der „lange Tag“ erst dann, wann bereits Sterne am Abendhimmel sichtbar werden. Ich habe oft mit Muselmännern über diese Inconsequenz ihres Propheten gestritten. Nie habe ich aber vermocht, einen Mohamedaner dazu zu bringen, auch nur einzusehen, daß eine solche Inconsequenz existire. Diese Leute theilen den Tag nicht nach Stunden, sondern nach Zeiten, ein. Das Sahör ist die erste Zeit, welche unmittelbar der Tagesdämmerung vorhergeht und während welcher man im Ramadan noch essen darf. Dann kommt das Fedscher (Morgendämmerung). Der eigentliche Morgen (Es Sbâh) ist nur eine bürgerliche,

nicht eine religiöse Zeit. Um Mittag findet das Delam und um 1 Uhr das Dohor statt, aber Delam und Dohor bilden zusammen nur eine Gebeteszeit. Das Asser hält die Mitte zwischen Mittag und Sonnenuntergang, findet also im Sommer von 3½ bis 4 Uhr, im Winter von 2½ bis 2¾ Uhr statt. Der Maghreb (strenggenommen sollte man Marhreb schreiben), ist der Sonnenuntergang. Nach dem Maghreb darf man im Ramadan essen. Dann kommt noch die Aschijah, welche 2½ Stunden nach dem Maghreb stattfindet, und die fünfte und letzte Gebeteszeit bildet, denn das Sahör gilt nicht als Gebetesstunde.

Meine Bekannten in Constantine waren hauptsächlich: Erstens, ein reicher Kaufmann, Namens Sid' Ali El Schebab. Wie er zu letzterem Namen gekommen war, das vermochte ich nicht, mir zu erklären, denn El Schebab heißt „der Schöne", und Sid' Ali war keineswegs schön. Meine Leser mögen urtheilen, ob ihm dieses Prädicat „der Schöne" gebührte. Sid' Ali war bucklig, hatte vornen und rückwärts Höcker; er besaß nur ein Auge, eine Negernase, einen sehr großen und breiten Mund und war nebenbei Fartass (grindköpfig), was, beiläufig gesagt, wenigstens ein Drittel aller Mauren sind. Mein zweiter Bekannter war Sidi Auïmer Ben Scheikh Omar, eine bescheidene Größe; ein Mann, der von seinem Gelde lebte, obgleich dieß blutwenig war, aber der sich ausschließlich dem Rauchen von Tabakspfeifen und dem Einschlürfen von Kaffee widmete. Sidi Auïmer hätte eher das Prädicat „der Schöne" verdient. Wenigstens war er ein schöner Greis. Alles an seinem Gesicht war weiß, sein

Teint, sein Bart, ja ich möchte sagen, seine Augen, denn dieselben waren so blaßgrau, so hell, daß sie beinahe für weiß gelten konnten. Eine dritte Bekanntschaft war Sidi Mohamed el Slotsch. Ob Sidi Mohamed das Prädicat „El Slotsch", welches „der Kahlköpfige" bedeutet, verdiente, das habe ich nie ermitteln können, denn stets war sein ehrwürdiger Scheitel mit einem Turban von wenigstens 20 Ellen Baumwollstoff umwickelt. Sidi Mohamed hatte eine kräftige, kühn gebogene Adlernase, ein paar volle Wangen, einen schönen grauen Bart (er mochte etwa 45 Jahre alt sein), ein feingeschnittenes Kinn und ein paar tiefschwarze Augen. Leider störte der Umstand, daß letztere schielten, sehr den Eindruck dieses sonst harmonisch schönen Kopfes. Sidi Mohamed war ein Taleb (Schriftgelehrter) und hatte immer Hoffnung, man würde ihn einmal in irgend einem Neste zum Kadi (Richter) ernennen. So oft eine Kadistelle frei war, schickte Sidi Mohamed eine Petition an den Gouverneur ein, aber immer wurde ihm ein Anderer vorgezogen. Warum? das war schwer zu sagen. Sidi Mohamed behauptete, er sei der französischen Regierung nicht schlecht genug, denn dieselbe nehme bekanntlich nur Spitzbuben zu Kadi's und überhaupt zu Würdenträgern. Dieses behaupten nämlich alle Muselmänner Algeriens.

Diese drei bildeten so recht den Kern meiner maurischen Bekanntschaften in Constantine. Bei Sid' Ali pflegten wir uns jeden Abend nach dem Maghreb zu versammeln. Dieser hatte eben seiner Ehehälfte den Scheidebrief gegeben, weil sie, wie er behauptete, für ihn zu alt geworden war, und

da er auch keine Töchter besaß, so war sein Haus ohne Harem und folglich allen seinen Freunden zugänglich. Gewöhnlich saßen wir in dem offenen inneren Hofe, dem Us-ud-dar, welcher freilich für die Jahreszeit (Ende Februar) ein etwas kühles Plätzchen war. Der Ramadan begann in diesem Jahre (1862) am 1. März. Da jedoch die Esch-Schehud (gerichtlichen Zeugen) das Erscheinen des Neumondes bezeugt haben müssen, ehe man den Fastenmonat beginnen lassen kann und diese Esch-Schehud diesmal in Constantine ganz besonders blind waren und den Mond nicht zu sehen vermochten, so fing für Constantine in diesem Jahre der Ramadan einen Tag später an, als in der übrigen gläubigen Welt. Man bilde sich jedoch nicht ein, daß die Bürger von Constantine auf diese Weise einen Fasttag schwänzen konnten. Nein! Im Islam läßt sich nichts schwänzen. Jeder muß, was er schuldig ist, an Allah abtragen. Ein durch Unwissenheit versäumter Fasttag muß durch einen andern ersetzt werden, wogegen ein wissentlich versäumter Fasttag nur durch sechzigtägiges Fasten gesühnt werden kann. Die Bürger Constantine's mußten in diesem Jahre alle einen Tag nachfasten. Doch steht bei solchem Nachfasten jedem die Wahl frei, wann er es unternehmen will. Der Ramadan wird dadurch nicht verlängert, denn der Aït el Serhir (wörtlich das kleine Fest, türkisch Beiram), welches Fest immer auf den Ramadan folgt, muß überall an einem und demselben bestimmten Tage beginnen.

Die französische Regierung läßt sich gnädigst dazu herab, den Muselmännern jeden Abend im Ramadan einen Kanonen-

schuß zur Verfügung zu stellen, welcher das Aufhören des Fasttages verkündet. Alle Abende zwischen 6 und 7 Uhr ertönte die Kanone und meldete den ausgehungerten Gläubigen, daß sie nun essen durften. Um diese Zeit sah ich oft die arabischen und kabylischen Arbeiter in Schaaren auf dem Hauptplatze Constantine's versammelt. Jeder hielt ein Stück Brod, eine Orange oder sonst etwas Eßbares in der Hand. Viele hatten auch noch die Pfeife in der Rechten, welche gestopft und bereit war, angezündet zu werden, wann der Abend genaht sein würde, denn im Ramadan darf kein Muselmann bei Tage rauchen, schnupfen, ja nicht einmal an einer Blume riechen. So erwarteten die Ausgehungerten den heißersehnten Kanonenschuß. Fast alle sahen blaß und gelblich aus, denn einen ganzen Tag arbeiten und keine Speise, keinen Trank zu sich nehmen, das ist keine kleine Strapatze. Endlich sahen sie auf der Kaßbah das kleine weiße Rauchwölkchen, welches der Detonation des Schusses vorherging, und gleich darauf vernahmen sie diesen. In diesem Augenblicke vergaßen sie Gott und die Welt und versenkten sich einzig und allein in die Befriedigung ihres aufs Aeußerste gereizten Hungers.

Bei Sid' Ali ging es feiner her. Er war aus gutem altarabischem Geschlecht und hielt auf anständige Sitten und auf Manieren. Gewöhnlich, ehe der Kanonenschuß ertönte, waren die beiden, oben geschilderten Freunde, Sidi Auïmer und Sidi Mohamed, und noch eine kleine Bande von Schmarotzern im Hause des buckligen Amphytrion versammelt; denn Sid' Ali war wohlhabend und gastfrei und, seit er die

Gattin weggeschickt hatte, stand sein Haus Jedermann offen und sein Tisch war Allen zugänglich. Ließ die Kanone ihren Schuß erschallen, da fuhren diese Leute nicht etwa gleich mit der Hand in die Schüssel voll Kußkussuh, welche vor ihnen stand, denn die Mahlzeit wird stets pünktlich so angerichtet, daß sie für den Augenblick des Maghrebs bereit steht. Sid' Ali's Gäste fielen nicht gierig über die Speisen her. Je besser sich ein Araber zu verstellen weiß, für desto gesitteter gilt er. Deßhalb stellten sie sich Alle, als sei ihnen nicht das Geringste daran gelegen, daß das Gebot des Fastens nun gehoben war. Die Mahlzeit stand vor ihnen und sie waren fürchterlich ausgehungert; die Tabakspfeife war da und sie sehnten sich nach dem langentbehrten Rauche; die Schnupftabaksdose hielten sie in der Hand und ihr Herz jubelte dem Augenblick entgegen, wo sie ihrem Riechorgane den angenehmen Kitzel verschaffen konnten. Aber ihre Züge heuchelten die größte Indifferenz. Diese kleine Comödie wurde immer eine Viertelstunde lang gespielt und zwar auf Kosten des Kußkussuh, welches kalt wurde. Endlich bot Einer seine Dose dem Nachbar an. Dieser schnupfte und nieste. Man rief ihm zu: „Ur Hamuk Allah!" (Gott gesegne es Dir). Jetzt schnupften und niesten Alle. Dann fing Einer oder der Andere an, zu rauchen; denn allgemein ist das Rauchen im Maghreb nicht, wenigstens nicht bei den besseren Klassen. Endlich gab der Hausherr das Signal zum Angriff des Berges von Kußkussuh. Allmählig nahm jeder seinen reinlichen weißen Holzlöffel zur Hand und nun wurde gegessen, aber auch nicht gierig, wie man es bei Hungrigen voraussetzen sollte,

sondern mit dem größten Anstand und der civilisirtesten Genügsamkeit. Dennoch kamen die Leute nicht zu kurz dabei. Bei Sid' Ali gab es immer viele Gerichte, so daß, selbst bei mäßigem Genuß von jeder Speise, doch Alle satt werden konnten. Ein einziges dieser Gerichte war jedoch allein nicht süß; das war das Kußkussuh. Alle andern zahlreichen Speisen waren Kuchen und Backwerke von allen Formen und Farben. Mir waren sie leider alle ungenießbar, denn in ihnen herschten zwei Dinge vor, welche, schon einzeln genossen, manchem Europäer nicht munden, welche aber, wenn sie in holder Vermischung vorkommen, wohl kaum irgend einem civilisirten Geschmacksorgane genießbar erscheinen möchten. Diese beiden Dinge waren — Honig und Oel. Ohne Honig und Oel mögen die Mauren kein süßes Backwerk machen. Eine dieser Speisen hieß Msthelwisch und bestand aus kleinen, nudelartigen Mehlteigschnitten, welche in Honig gekocht, in Oel getaucht, mit Zucker überstreut waren, und worauf Stückchen von hartgesottenen Eiern gelegt wurden. Eine andere Speise wurde Slabijah genannt. Dieß war ein überaus fettes, öliges, weiches Gebäck, nach Art von dem, was man in der Schweiz „Küchle" nennt. Die Slabijah schwamm in einer Brühe von Honig. Der Burak war ein drittes süßes Gericht und und zeichnete sich durch Härte aus. Er war hohl und im Innern befand sich kleingehacktes, verzuckertes und mit Honig getränktes Fleisch. Eine vierte Eßwaare hieß Ktaïff. Dieß war ebenfalls ein nudelartiger, jedoch sehr dünn, nach Art der Vermicelli, geschnittener Mehlteig. Der Ktaïff war dergestalt versüßt durch Honig

und Zucker, daß dem Essenden von ihm die Zähne wehe thaten. Baklâua war eine fernere, sehr beliebte süße Speise, eigentlich aus der Türkei stammend. Sie glich einem deutschen Kuchen an Form, war voller Mandeln, Rosinen, sehr fett und ölig und ebenfalls in Honig getränkt. Diese Gerichte hatten wenigstens noch etwas Menschliches. Einige andere jedoch, die auch zuweilen auf Sid' Ali's Tisch figurirten, schienen eine auffallende Aehnlichkeit mit Kleister, Leim, Schuhwichse und andern uneßbaren Dingen zu haben. Balusah war ein Präparat von Zuckerwasser und Stärkemehl. Es war offenbar bestimmt, den inneren Menschen zusammenzukleben, so kleisterartig war es. Kalh war eine Abscheulichkeit aus Oel und einer schwarzen Masse zusammengesetzt, welche ihm ein Ansehen von Stiefelwichse gab. Das Unangenehmste bei Sid' Ali's Gastfreundschaft war, daß man von allen diesen Dingen kosten mußte. Je mehr man aß, desto freundlicher wurde er. Leider war es mir nicht immer möglich, ihm diese Satisfaction zu verschaffen, denn viele dieser Gerichte ekelten mich geradezu an.

Alle diese süßen Speisen erfreuten sich des enthusiastischen Beifalls der Mauren. Das gesalzene und Fleisch enthaltende Kußkussuh wurde nur sehr schwach angegriffen, desto mehr aber die endlosen Kuchen, denn alle Araber und Mauren sind wie Kinder in jede Art von Süßigkeiten verliebt. Wegen seiner mit Süßigkeiten reichlich besetzten Tafel war denn auch Sid' Ali besonders beliebt. Den ganzen Abend gingen Gäste in seinem Hause ein und aus. In den Nächten des Ramadan will es die Sitte der Mauren, daß jeder Muselmann so gut,

als es nur immer für ihn erschwinglich ist, speise. Gutessen bedeutet aber bei diesen Leuten fast ausschließlich Süßessen. Der Ramadan ist deßhalb besonders die Zeit der Kuchen. Sidi Auïmer, mein anderer Bekannter, wiederholte mir oft, daß ich es besonders glücklich getroffen habe, weil ich im Ramadan nach Constantine gekommen sei und so Gelegenheit haben werde, alle die süßen Gerichte der Mauren kennen zu lernen, und die Kenntniß von den Speisen eines Volkes gehöre doch auch zur Kenntniß von den Sitten desselben. So ward ich denn mit einem unzählbaren Heer von süßen Gerichten bekannt, von denen die eben geschilderten die berühmtesten sind. Ich glaubte sie dem Leser nicht vorenthalten zu dürfen, da ich finde, daß Sidi Auïmer Recht hat, nämlich, daß die Speisen eines Volkes wirklich dazu beitragen, ein Licht, wenn auch nur ein bescheidenes Licht, auf dessen Sitten zu werfen.

Unter den Gästen Sid' Ali's befand sich auch ein altes, verrunzeltes, weißbärtiges Männchen, Namens Ben Aïssa. Diesem wurde von allen Anwesenden eine gewisse Ehrerbietung bewiesen. Diese Ehrerbietung hatte einen mystischen Zusammenhang mit einem sonderbaren Titel, welchen man dem alten Männchen gab. Es führte nämlich den Ehrennamen: Bu el Metfah, das heißt „Vater der Kanone". Eine eigenthümliche Benennung für diesen hinfälligen Greis, der, von Kopf bis zu Fuß in weißgelbliche Baumwollstoffe gekleidet, eher wie ein Koch, als wie ein Kanonier, aussah. Sein friedliches Gesicht contrastirte seltsam mit diesem kriegerischen Titel. Gewiß hatte er niemals in seinem Leben eine Kanone

losgeschossen Sidi Mohamed, mein dritter Bekannter, befriedigte meine Neugierde in Bezug auf den „Vater der Kanone“. Ben Aïssa besaß, so wurde mir erklärt, ein kleines Aemtchen, welches jedoch nur im Ramadan eine Wirksamkeit entwickeln konnte. Er war nämlich beauftragt, jenen französischen Kanonieren, welche jeden Abend im Ramadan den Muselmännern durch einen Schuß das Aufhören des Fasttages anzeigen müssen, den richtigen Zeitpunkt anzugeben, wann dieser Schuß zu erfolgen habe, da ein französischer Soldat sonst unmöglich diesen Zeitpunkt wissen kann, denn das Fasten hört zwar mit Sonnenuntergang auf, aber nicht mit dem wirklichen Sonnenuntergang, sondern mit dem Sonnenuntergang, wie der Kalender des Mufti in der Moschee ihn angiebt. Dieses Amt ist hochwichtig, denn von seiner treuen Befolgung hängt die Gewissensruhe aller guten Muselmänner ab. Wenn der „Vater der Kanone“ sich nur um eine Minute irrt und den Kanonenschuß vor der Zeit erfolgen läßt, so müssen alle Diejenigen, welche das Fasten gleich beim Ertönen des Schusses gebrochen haben, den Fasttag nachholen. Man erzählt, daß in einem kleinen Städtchen Algeriens die Muselmänner einmal gezwungen wurden, den ganzen Monat nachzuholen, da es sich am Ende des Ramadan herausstellte, daß der dortige „Vater der Kanone“ in der Stundenangabe seines Kalenders jeden Tag um eine Minute gegen den Kalender des Mufti voraus war. Es giebt nämlich eigene Ramadanskalender, welche für jeden Fastenmonat eigens von dem Tolba (Schriftgelehrten) angefertigt werden und worin genau die Stunde des Anfangs und des Endes des Fasttages angegeben wird,

denn diese Stunde ist jeden Tag eine andere. In diesem Jahre begegnete es dem armen Ben Aïssa, daß er den Kanonenschuß einmal, nicht um eine, sondern um zehn Minuten zu früh erfolgen ließ. Es war wirklich komisch anzusehen, welche Consternation dieses Unglück unter den Muselmännern Constantine's erregte. Fast Alle hatten das Fasten gebrochen, als der unzeitige Kanonenschuß ertönte, denn es war trübes Wetter und man konnte nicht gut unterscheiden, ob die Sonne wirklich bereits untergangen, oder ob sie eben erst im Untergehen begriffen sei. Ben Aïssa durfte sich an jenem Abend, und auch die folgenden Tage in keinem maurischen Kaffeehaus, auf keinem öffentlichen Platze sehen lassen. Er war der Gegenstand allgemeiner Verwünschung. In Sid' Ali's Hause verbot es die Höflichkeit, dem „Vater der Kanone" etwas Unangenehmes mit Worten zu sagen. Desto mehr drückten aber die Blicke der Muselmänner ihren Zorn gegen den „Vater der Kanone" aus. Der arme Ben Aïssa war wie in den Bann erklärt. Er saß kleinlaut in einer Ecke und schien bitter seine lächerliche Zerstreutheit zu bereuen, welche ihn diesen großen Fehler hatte begehen lassen. Erst nach vielen Tagen stellte man sich, als habe man ihm vergeben, wenn man auch seine Dummheit nicht vergessen konnte, da ja Jeder durch das gezwungene Nachfasten noch nach dem Ramadan daran erinnert werden mußte. Mancher Europäer wird denken: „Nun, die Muselmänner werden es auch nicht Alle so genau mit dem Ramadan nehmen." Wer so denkt, der ist durchaus im Irrthum. Das Fasten im Ramadan ist diejenige religiöse Pflicht, welche von allen Muselmännern, besonders den from-

men Maleki, am strengsten beobachtet wird. Selbst die Ausschweifendsten unter den jungen Mauren Algiers bessern sich zur Zeit des Ramadan, fasten bei Tage und enthalten sich vieler strafbarer Handlungen, deren sie sich in andern Monaten schuldig zu machen pflegen. Dem Muselmann ist es mit dem Ramadan durchaus ernst.

Der Ramadan ist jedoch nicht allein der Fastenmonat der Muselmänner; er ist auch zugleich ihr Festmonat. Die Nächte sind jedesmal der Lustbarkeit gewidmet. Doch sind die Vergnügungen, denen sich die Maghrebiner hingeben, durchaus nicht lärmend und rauschend, wie die Ramadannächte in Constantinopel. Hier ist nichts von Tänzern und Tänzerinnen zu sehen, nur selten wird musicirt, gewöhnlich beschränkt sich die Festlichkeit auf freundschaftliche gemeinschaftliche Mahlzeiten und trauliche Conversation. Das einzige geräuschvollere Ramadanvergnügen, was von den ehemaligen Herren des Landes, den türkischen Janitscharen, hierher verpflanzt wurde und sich hier erhalten hat, ist der „Karaghis", der türkische Polichinell. Eine Bude, worin dieser Hanswurst vom Bosphorus sein Wesen trieb, existirte auch in Constantine. Ich hatte große Lust, dieses Schauspiel kennen zu lernen. Jedoch konnte ich keinen meiner maurischen Bekannten dazu bringen, mich dorthin zu begleiten. „Karaghis" steht in einem sehr schlechten Rufe und kein anständiger Maure will eingestehen, daß er ihn jemals gesehen habe, geschweige denn, öffentlich zu ihm hingehen. So mußte ich denn allein dieses Fastnachtsspiel aufsuchen. Die Bude des „Karaghis" lag in einem dunklen, winkligen, äußerst engen Gäßchen Constantine's. Man gelangte über halsbrecherisches

Pflaster an die Pforte des sogenannten Theaters. Dasselbe befand sich in einem halb unterirdischen Gewölbe, welches zugleich dem allerniedrigsten Proletariat als Kaffeehaus diente. In dieser Höhle saßen etliche hundert Araber und Kabylen; nur wenige Mauren Constantine's und zwar nur ein Paar leichtsinnige Jünglinge hatten sich unter diese rohen Landbewohner und Taglöhner gemischt. Dennoch herrschte ein weit größerer Anstand, als unter einem europäischen Janhagel von demselben Schlage geherrscht haben würde. Ehe die Vorstellung begann, wurden die Paar Oellämpchen, welche die Höhle spärlich erhellten, völlig ausgelöscht. Gänzliche Dunkelheit war nöthig, da „Karaghis" ein Schattenspiel ist. Eine Art von spanischer Wand, mit grauem Baumwollenstoff überspannt, stand in dem einen Winkel des Zimmers. Auf dieser Fläche zeigten sich nun nach der Reihe die Schatten, die im Schauspiel eine Rolle hatten. Zuerst trat „Karaghis" selber auf. Dieser türkische Polichinell ist eine höchst anstößige Persönlichkeit. „Karaghis" ist eine Mißgeburt, die jedoch bei einem rohen Publicum Lachen erregen kann. Was diesen muselmännischen Hanswurst charakterisirt, ist eine lächerliche, übertriebene Verliebtheit. Alle Personen des Drama, gleichviel ob jung oder alt, häßlich oder schön, sind die Gegenstände der galanten Passionen des „Karaghis". Er erklärt seine Leidenschaft nicht immer in den gewähltesten Ausdrücken. Dabei reißt er Witze, die vom Standpunkt der Aesthetik selten zu billigen sind. Eine junge Dame hat besonders die zarten Seiten im Herzen des „Karaghis" erregt. Sie steht am Fenster und „Karaghis" macht ihr eine burleske Liebeserklärung; die

Schöne wird von einem Haremswächter abgeführt. Gleich darauf erscheint ihre Mutter und macht dem „Karaghis" Vorwürfe über sein Benehmen, ihrer Tochter gegenüber. Aber Karaghis ist die Wandelbarkeit selbst. Er verliebt sich auf der Stelle in die Mutter und verlangt von ihr Gegenliebe. Diese sträubt sich und ihr Hülferuf lockt ein altes Weib herbei, welches die Mutter der Mutter, die Großmutter der ersten Schönheit ist. Die Mutter verschwindet und Karaghis bleibt mit der Großmutter allein, die ihn mit einer Wolke von Schimpfreden überschüttet. Karaghis kennt jedoch das Mittel, auch die Großmutter für sich einzunehmen. Er spricht auch zu ihr von Liebe und die Alte hört ihn wohlgefällig an. So geht es fort. Es kommen noch etliche zwanzig Personen nacheinander, jede der andern, die sich durch Karaghis bedroht sieht, zu Hülfe und einer jeden macht Karaghis dieselbe Liebeserklärung, nur mit einigen Variationen in den Worten. Das Schauspiel war im Ganzen nicht eben ästhetisch zu nennen. Auch geschah es ohne Heuchelei, daß ich Sid' Ali am andern Tage versicherte, ich würde „Karaghis" nicht wieder besuchen.

Haben am Ende des Ramadan die Esch-Schehud (Zeugen) die blasse Scheibe des Neumondes erblickt, so wird das Fasten für geschlossen erklärt und der Aït es serhir, d. h. „das kleine Fest", im Gegensatz zum „Aït el kabir", dem großen Feste, so genannt, beginnt. Der Aït es serhir ist uns Europäern mehr unter seinem türkischen Namen „Korban Bairam" bekannt. Am Aït es Serhir giebt sich der Muselmann der ungeheucheltsten Freude hin. Er gesteht es offen ein, daß er froh ist, den Ramadan überwunden zu haben. Jetzt steht

er Morgens in aller Frühe schon auf und genießt mit Wonne sein Ftur (Frühstück). Er kleidet sich in seine schönsten Gewande. Selbst die Aermsten wollen am Aït es Serhir etwas Neues anziehen, versteht sich nur die Städter, denn die Beduinen und Kabylen gehen nach wie vor in ihren Lumpen. Am Aït es Serhir erschienen im Hause Sid' Ali's alle Bekannten in neuen Anzügen oder, war auch der ganze Anzug nicht neu, so war es doch ein Stück desselben, entweder das Hosäm (Schärpe) oder das Sarual (Beinkleid) oder der Kath (Collectivausdruck für die 2 Westen und die Schnürjacke). Sogar der arme Ben Aïssa erschien in einem neuen Costüm von gedrucktem Cattun, welcher Stoff sich sehr gut zu einem ordinären Sophaüberzug geeignet haben würde, aber unendlich komisch auf dem ehrwürdigen Körper des greisenhaften, hinfälligen, kleinen Mannes aussah. Manche der Gäste Sid' Ali's zeigten sich in recht geschmackvollen Anzügen, die mitunter sogar reich waren. Dennoch waren die meisten dieser Leute, nach europäischen Begriffen, keineswegs wohlhabend zu nennen. Aber die Sitte will, daß man am Aït es Serhir sich so gut, als nur immer möglich, kleide. So bringen den viele Mauren kleine pecuniäre Opfer, um sich einen schönen Festtagsstaat zu verschaffen. Ist aber der Aït vorbei, dann wird der theuer gekaufte Festanzug in den meisten Fällen um einen Spottpreis versteigert, oft, ehe er dem Schneider, der ihn gemacht hat, bezahlt worden ist. So groß ist die Sorglosigkeit dieser Leute und so unpraktisch sind sie. Einige Tage nach dem Aït erschienen mit wenigen Ausnahmen Sid' Ali's Gäste wieder alle in ihren früheren unscheinbaren Anzügen.

Ihre guten Kleider hatten sie nicht etwa aufgehoben, wie Christen ihre Sonntagskleider oder Juden ihren Sabbathstaat aufzuheben pflegen. Nein! die Mauren schließen ihre guten Kleider nie ein, sie tragen stets ihre besten Anzüge, gewöhnlich besitzen sie übrigens nur ein Kleid. Daß Sid' Ali's Gäste nicht mehr ihre Festtagskleider trugen, das war ein sicherer Beweis, daß sie dieselben zu Geld gemacht hatten. Den Erlös derselben hatten sie wahrscheinlich verjubelt, denn ein Maure denkt selten an's Sparen und auch nicht oft an's Bezahlen seiner Schulden. Geiz und Sparsamkeit, diese Nationalzüge der Kabylen und die auch alle Beduinen, mit einziger Ausnahme derjenigen von rein arabischem Ursprung, im höchsten Grade üben, ist den gutmüthigen Mauren durchaus fremd. Sie leben wie Kinder in den Tag hinein, machen rechts und links Schulden und haben selten einen Heller Geld in der Tasche, den sie nicht auf der Stelle verjubeln.

Der Aït es Serhir ist auch hauptsächlich ein Kinderfest. Man könnte ihn in dieser Beziehung mit unsern Weihnachten oder dem französischen Neujahr vergleichen. Alle Kinder bekommen an diesem Tage Geschenke, theils in Geld, von dem gewöhnlich ein oder zwei Sous genügen, um sie in großen Jubel zu versetzen, oder in Spielsachen. Die Sordi (arabisch für Sous) sind jedoch dasjenige Geschenk, welches die Kinder bei weitem vorziehen. Die maurischen Kinder sind meist bescheiden und gesittet in ihrem Auftreten und unterscheiden sich in dieser Beziehung höchst vortheilhaft von jenen kleinen Monstra, welche man französische Kinder nennt. Letztere sind, wenigstens in Algerien die keckesten, unverschäm-

testen „enfants terribles", die man sich denken kann. Sie rauchen, fluchen, trinken, kurz haben schon alle unanständigen Gewohnheiten der Erwachsenen. Nicht so die kleinen Mauren, die sich meist anständig benehmen, d. h. diejenigen, welche Söhne achtbarer Eltern sind und nicht jene kleinen arabischen Vagabunden, die keine andere Heimath, als die Gasse, haben. Diese Gassenjungen nennt der Maure höchst bezeichnend Ulad el Blasa, d. h. die Kinder der öffentlichen Plätze und der Straßen. Diese Ulad el Blasa sind über die Maßen verachtet. Es ist genug, wenn man einem Erwachsenen vorwerfen kann, er sei in seiner Jugend ein Ulid el Blasa gewesen, um denselben bei allen anständigen Mauren in den Bann zu erklären. Es ist bezeichnend, daß die Race der Ulad (Plural von Ulid, Sohn) el Blasa erst der Epoche der französischen Herrschaft ihre Existenz verdankt, wie ja auch das Wort Blasa nicht arabisch, sondern nur eine Entstellung des französischen „la place" (der öffentliche Platz) ist. Sid' Ali satge oft: „Als noch die Bey's von Constantine regierten, da hatte die Blasa (der öffentliche Platz) noch keine Kinder hervorgebracht. Erst die sogenannte Civilisation hat diese häßliche Race in's Dasein gerufen." Man könnte Manches von den Sitten dieser „Söhne des Platzes" erzählen, aber ich muß in Bezug auf sie des Anstandes halber dieselbe Discretion beobachten, welche mich oben verhinderte, den türkischen Polichinel oder Karaghis mit wahren Farben zu schildern. Es giebt gewissen moralischen Schmutz, den man nicht aufrühren darf.

Etliche vierzehn Tage nach Beendigung des Ramadan verließ ich Constantine. Ehe ich ging, hatte ich jedoch noch

Gelegenheit, einem Familienfeste beizuwohnen. Es war die Vermählung meines Freundes Sid' Ali. Der gutmüthige Mann hatte endlich doch die Schmarotzerbande satt gekriegt und sehnte sich wieder nach den Freuden der Häuslichkeit. An Stelle der geschiedenen Ehehälfte, welche für ihn zu alt geworden war, hatte er sich die zwölfjährige Tochter des Kadi von Constantine erwählt. Ich bekam die Braut natürlich nicht zu sehen. Ueberhaupt fand während meiner Anwesenheit nur die religiöse Ceremonie statt, welche die beiden Brautleute bindet. Diese Ceremonie besteht in der Lesung des ersten Capitels des Koran, des sogenannten Fatſ'ha, im Orient Fat'ha genannt. Das Fatſ'ha soll eigentlich in Gegenwart der Brautleute gelesen werden. Aber die Sitte will, daß jeder von beiden Theilen sich durch einen Stellvertreter repräsentiren läßt. So findet bei diesen Völkern immer die Vermählung durch Procuration statt. Der Anstand erheischt, daß die Ehe erst einige Zeit, oft viele Monate, nach der Lesung des Fatſ'ha vollzogen werde. Deßhalb haben manche Europäer die Lesung des Fatſ'ha für eine bloße Verlobung gehalten. Dieß ist jedoch unrichtig, denn, stirbt der Vermählte zwischen der Lesung des Fatſ'ha und dem eigentlichen Anfang der Ehe, so erbt die Frau ihren Pflichttheil eben so gut, als wäre sie zehn Jahre verheirathet gewesen. Am Tage der Lesung des Fatſ'ha schickt der Verlobte allen seinen Freunden Kuchen, fast immer den oben beschriebenen Mschelwisch, und jedem einen Krug voll Scherbet (parfümirtes Zuckerwasser) in's Haus. Am Abend seines Hochzeittages war der Andrang groß im Hause Sid' Ali's. Aber Niemand durfte von Hei-

rath auch ein Wort sprechen. Hochzeitsgratulationen gelten bei den Mauren für eben so unanständig, als, wenn man sich nach dem Befinden einer Frau erkundigen wollte. Die Vermählte bleibt stets nach dem Fatſ'ha noch eine Zeit lang bei ihren Eltern. Nach abgelaufener Wartzeit wird sie dem Mann, begleitet von Schaaren ihrer Verwandten, zugeführt. Dann erfolgt noch eine Hochzeitsfeier. Dieselbe ist jedoch nur für Frauen zugänglich, denn nur Frauen dürfen das Haus eines vermählten Mannes betreten. Eine deutsche Dame, meine hochgeehrte Freundin, besuchte eine solche Hochzeitsfeier diesen Winter (1862) in Algier. Sie konnte mir nicht genug von dem Luxus, den die Frauen dabei in ihren Anzügen entwickelten, erzählen. Die Braut war des Morgens in weißes goldgesticktes Moire antique und Abends in schweren reinen Goldbrocat gekleidet und trug die Diamanten der ganzen Verwandtschaft auf sich, welche man sich gewöhnlich zu solchen Festen zusammenborgt. Es ist Sitte, daß acht Tage nach der Hochzeitsvollstreckung die geliehenen Sachen von den Freundinnen, die dieselben geborgt hatten, abgeholt werden. Oft soll es vorkommen, daß man so viel geborgt hat, daß die Braut bis auf's Hemd ausgezogen wird, um der fremden Federn beraubt zu werden.

Zwölftes Capitel.

Der Medraſſen.

Reiſe von Conſtantine nach Biskarah. — Die Karawanſerais. — Ain el Bey. — El Krub. — Silae Municipium. — Salinae Hubonenenses. — Der Medraſſen oder das Grab des Syphax. — Die Baſis des Monuments. — Grabpyramide. — Alter und Beſtimmung des Denkmals. — Architektoniſche Epoche. — Die Dynaſtie des Maſſäſylier. — Die Nachgrabungen Carbuccia's.

Nach einem längeren Aufenthalt in Conſtantine rückten wir endlich auf die von uns ſchon langerſehnte Wüſtenfahrt aus. Unſere Abſicht war es, ſo viel als möglich von der algieriſchen Sahara in Augenſchein zu nehmen. Der Oaſe Biskarah ſollten ſich zunächſt unſere Schritte zuwenden, da dieß der erſte bedeutendere Punkt der Wüſte iſt, welcher Conſtantine nahe liegt. Um jedoch zu dieſer Oaſe zu gelangen, mußten wir zuerſt einen bedeutenden Theil des Tell (der Nichtwüſte) durchwandern. Vier Tagereiſen lagen vor uns. Zwei brauchten wir, um das Plateau von Bathna zu erklimmen, welches das ſtolze Auresgebirge zwiſchen Conſtantine und der Sahara hingeworfen hat, zwei weitere, um von dieſem Plateau auf der entgegengeſetzten Seite wieder hernieder zu ſteigen und das palmenreiche Biskarah zu erreichen.

Für die erſteren zwei Tagereiſen konnten wir den Omnibus benutzen, welcher alle Tage von Conſtantine nach Bathna fährt. Da dies Beförderungsmittel mehr Eile verſprach, als der Ritt, denn der Omnibus wechſelte die Pferde, ſo erwähl-

ten wir dießmal dasselbe, zur großen Freude Hameds, der in einem Winkel dieses holprigen Fahrzeuges sich mit Muße dem „Kifmachen" ergeben konnte. Kif zu „rauchen", das gestattete ich ihn jedoch nicht mehr. Für meinen Reisegefährten und mich war freilich diese Art der Beförderung keineswegs angenehm. Wir hatten uns an die Freiheit, welche man als Reiter genießt, zu sehr gewöhnt. Jetzt konnten wir nicht absteigen und mit dem Itinerar in der Hand zu jedem Ruinenhaufen hineilen, um uns darüber Rechenschaft zu geben, welches Municipium oder welche Colonia des Königsvolkes hier gestanden haben mochte; und doch folgten wir einer der interessantesten Routen, der Straße, welche die Hauptstadt Numidiens, Kirtha, mit der berühmten Legionsstadt Lambesis verband. Freilich folgten wir dieser Straße nicht direct, denn wir ließen Tamugadis, die hochwichtige Ruinenstadt, links liegen, auch führte unser Weg nicht nach Lambessa selbst, sondern nach dem nahen Bathna.

Der Omnibus, der hier, wie überall in Afrika, wo es solche Fuhrwerke giebt, äußerst schlechte Federn, wenn überhaupt Federn, besaß, durchwackelte eine Gegend, welche, nachdem wir das afrikanische Adlernest aus den Augen verloren hatten, allmählig die Physiognomie einer Gebirgslandschaft mit Steppencharakter annahm, die sie auch bis nach Bathna beibehielt. Wir stiegen langsam, aber fortwährend in die Höhe. Steile Berge hatten wir zwar nicht zu erklimmen; dennoch sollten wir von einer Höhe von nur 1500', welche die von Constantine ist, in zwei Tagen bis zu einer Höhe von 4000' über der Meeresfläche aufwärts steigen. Gegen Mitte des

ersten Reisetages in diesem unbequemen Fuhrwerk hielt der Omnibus bei einem großen, von den Franzosen erbauten Karawanserai in dem Colonistendörfchen Ain = él = Bey. Diese Karawanserai's, welche man nirgends so gut findet, als auf der Route, welche von Constantine nach Biskarah führt, sind eine Bequemlichkeit für die Reisenden, für deren Errichtung die französische Regierung wirklich Anerkennung verdient. Diese Fremdenhäuser bestehen aus einer Reihe von Stuben für die Uebernachtenden und aus zweckmäßigen Ställen für ihre Thiere; eine gute Küche, gewöhnlich von einer ehemaligen Cantinière gehalten, ist immer damit verbunden. Sie bieten unendlich viel mehr Comfort, als die kleinen Gasthöfe, die man in einzelnen größeren Colonistendörfern und Städtchen findet. Auf diese Weise gilt, was Unterkommen betrifft, vom Reisen in Afrika gerade das Umgekehrte, was vom Reisen in Europa gesagt wird. In Europa findet man in größeren Orten immer ein besseres Unterkommen als in Dörfern. In Afrika haben die Städte, zwei oder drei der größeren abgerechnet, meist infame Gasthäuser, dagegen bieten die weniger bewohnten Orte, wo Niemand es der Mühe werth hält, einen Gasthof zu errichten, oft in ihren Karawanserais dem Reisenden den größten Comfort. Ich war immer froh, wenn ich ein Karawanserai, die freilich nicht überall sind, antraf; während der Anblick eines Gasthofes mich immer unangenehm ansprach. Wer liebt auch ein Bild des Schmutzes, der Unordnung und des Elends?

Kurz nach Aïn=el=Bey kamen wir durch das mit einer Kirche im sogenannten gothischen Style beglückte Colonisten=

dorf El Krub, wo allwöchentlich ein bedeutender Viehmarkt abgehalten wird. Das gothische Ungeheuer, denn es war natürlich in einem französischen pseudogothischen Style erbaut, zog uns wenig an. Statt dessen eilten wir, die Alterthümer von El Krub in Augenschein zu nehmen. Denn El Krub vertritt die Stelle eines römischen Municipium. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß hier das alte Sila gestanden habe. Ein Haufe von Ruinen, die Reste eines römischen Hauses, einige Säulenfragmente: das war jedoch Alles, was sich anfangs unsern aufmerksamen Blicken darbot. Ein armer Colonist, der uns in diesen Ruinen herumstöbern sah, kam plötzlich auf uns zugelaufen und sagte uns, daß in seinem Garten sich eine römische Denksäule befände. Wir eilten dahin und fanden wirklich eine höchst interessante colonna milliaria oder Meilenzeiger, welche die Entfernung von hier bis nach Constantine so angab, daß wohl kein Zweifel darüber bleiben kann, El Krub sei wirklich das antike Sila gewesen. Was war aber die Bedeutung von Sila? Wir wissen so gut wie nichts darüber. Daß es im fünften Jahrhundert ein Bisthum war, das trägt wenig zu seinem Ruhme bei, denn welches Dorf in Nordafrika hätte nicht damals seinen Bischof gehabt? Bischof Donatus von Sila wird auf der Liste der von Hunerich im Jahre 484, nach dem Concil von Karthago, verbannten Bischöfe als der zwei und achtzigste aufgeführt. Dieser Donatus war also auch einer von jenen ehrwürdigen Vätern, welche der entsetzliche Hunerich nackt vor die Thore von Karthago werfen ließ, wo ihre venerablen Leiber einige Tage

allem Wind und Wetter ausgesetzt blieben und das Alles, weil die Bischöfe über die zweite Person der Trinität andere Ansichten hegten, als der arianische König.

Victor Vitensis meldet komische Geschichtchen von dem fanatischen Bekehrungseifer der Arianer. Ein vandalischer Bischof zog im Lande herum, ließ die Bauern durch seine Häscher festhalten und knebeln und vollzog dann an diesen Geknebelten das Sacrament der Taufe. Jetzt gehörten sie unwiederbringlich dem arianischen Bekenntnisse an. Unter allen Arianern zeichnete sich der Patriach Cyrilla durch seinen Bekehrungseifer aus. Die Katholiken warfen ihm vor, daß er sich das Ansehen gegeben habe, als wirke er Wunder. Aber diese Wunder waren nur falsche Wunder. Victor behauptet, Cyrilla habe einmal einen Mann bestochen, daß er sich öffentlich blind stelle und dann von Cyrilla die Heilung verlange. Der arme Mensch that dieß, und als eben Cyrilla seine Hände erhob, um dem vermeindlich Blinden das Augenlicht wiederzugeben, siehe! da war dieser wirklich blind geworden, so daß hier ein Gegenwunder stattgefunden hatte.

Unser Nachtquartier nahmen wir vor Schluß der ersten Tagereise in einem einsamen Wirthshause bei Aïn Melilla. In der Nähe besuchten wir römische Ruinen, welche für die der Salinae Hubonenenses der peutingerischen Tafel gehalten werden. Nichts Bemerkenswerthes zeigt sich hier.

Am andern Morgen brachen wir in aller Frühe auf, da wir eine gute Tagereise, selbst für den pferdewechselnden Omnibus, zurückzulegen hatten. Wir fuhren zwischen zwei Salzseen oder richtiger Salzmorästen, welche den Bewohnern der

einstigen **Salinae Hubonenenses** ihr Material geliefert hatten. Plötzlich rief uns der Conducteur der wackeligen Rädermaschine zu, ob unter uns etwa Liebhaber von Alterthümern seien. Man kann sich denken, welches unsere Antwort auf diese, in solchem Munde unerwartete Frage war. Nun theilte er uns zu unserer großen Freude mit, daß wir uns nicht mehr weit von dem „Tombeau de Syphar" befänden und erklärte, er würde uns gegen eine Vergütung in die Nähe dieses Grabmals führen und dort eine Stunde auf uns warten, bis wir die Alterthümer besehen hätten: ein Plan, auf den wir natürlich eingingen. Das sogenannte „Tombeau de Syphar", wußten wir wohl, sei nicht Anderes, als der berühmte Medrassen, das wichtigste, jedenfalls das älteste größere Monument in Algerien.

Bei Aïn Hadschar verließen wir den Fahrweg und gelangten in kurzer Zeit — der faule Hamed blieb natürlich im Omnibus zurück, um seinen „Kif" zu machen — an eins der großartigsten Monumente des Alterthums, welches die afrikanische Erde trägt. Der Medrassen, welcher sich unsern Blicken darbot, besaß zwar, was seinen allgemeinen Umriß betraf, die größte Aehnlichkeit mit dem mir schon bekannten Grab der Christin in der Provinz Algier, aber seine edleren Verhältnisse, sein majestätischeres Gepräge, sein leicht erkennbares, unweit ehrwürdigeres Alter und ein räthselhaftes, geheimnißvolles Etwas, welches diese stumme und doch so beredte Steinmasse zu umschweben schien: dieß Alles verfehlte nicht, einen mächtigen Eindruck auf unsere Gemüther hervorzubringen. Nicht wenig zu diesem Eindruck trug auch die

großartige Steppeneinsamkeit bei, in welcher das Monument dalag. Hier waren weit und breit weder Hügel noch Berge zu erblicken, kaum ein Baum ragt über die ebene Fläche hervor: das Werk des Alterthums bildete den einzigen Gipfelpunkt in dieser Landschaft. Stumm und hehr, ernst und majestätisch lag das von Jahrtausenden geheiligte Denkmal vor uns. War seine Masse imposant, so war seine Form doch nicht minder edel. Sechzig riesige Halbsäulen umgaben die vieleckige Basis, auf welcher sich die das Riesenmonument krönende Pyramide gen Himmel trug. Diese Architektur glich im Ganzen Manchem, was ich schon früher gesehen hatte und doch, im Einzelnen genommen, wie verschieden war die Anwendung des Baustyls von dem mir Bekannten! Das Räthsel, welchem Baustyl dieses Denkmal angehört, ist nur dann zu lösen, wenn man die Zeit entdeckt, der es seine Entstehung verdankte. Aus welcher Zeit stammt aber dieses Monument? und welches war seine Bestimmung? Letztere war offenbar dieselbe, wie die der Pyramiden Aegyptens und wie die des sogenannten Grabes der Christin, d. h.: der Medrassen war ein Grabdenkmal. Erstere Frage ist jedoch in tiefes Dunkel gehüllt, welches die unvollkommenen Nachgrabungen, welche der französische General Carbuccia hier anstellte, bis jetzt noch nicht aufzuhellen vermocht haben. Einige Archäologen wollen, nach der Eigenthümlichkeit des Baustyls des Medrassen schließend, in seiner Architektur ein verbindendes Glied zwischen der Architektur Altägyptens und den ersten Anfängen hellenischer Kunst erblicken, und vielleicht sind sie nicht im Unrecht. Die Pyramide ist beinahe durchaus alt-

ägyptisch. Die Säulen sind nicht toscanisch, wie Peyssonel fälschlich behauptet hat, sondern gehören einer bis jetzt gänzlich unbekannten Ordnung an, welche sich jedoch der ältesten dorischen am meisten nähert. Wie die des ältesten der drei Tempel von Pästum bei Neapel, so sind die Säulen des Medrassen konisch und ihre kegelartige Gestalt ist in inniger Harmonie mit der Pyramidenform des Daches. Was diese Säulen von den ältesten dorischen unterscheidet, das ist, daß ihnen jene flachen Cannellirungen abgehen, welche man bei den griechischen findet. Auch ist die konische Form viel ausgeprägter, als bei den althellenischen Beispielen jenes Baustyls. Ferner fehlen den Säulen des Medrassen die Piedestale gänzlich. Alle diese Verschiedenheiten scheinen, wie ein verdienstvoller Berichterstatter in der „Revue archéologique von Constantine" bemerkt, eher auf eine protodorische als auf eine nachdorische Zeit zu deuten. Die Stufenpyramide auf einer im Vergleich zu ihrer Höhe allzu niedrigen Basis ruhen zu lassen, wie dieß hier der Fall ist, das würde ein hellenischer Baumeister wohl nicht gebilligt haben. So bildet denn der Baustyl des Medrassen vielleicht ein kostbares Verbindungsglied zwischen den Stylen der zwei größten Kunstvölker des Alterthums, der Aegypter und Hellenen.

Da es ausgemacht ist, daß der Medrassen ein Grabdenkmal war, so bleibt uns noch die Frage übrig: wessen Grabdenkmal war er? Eines Königsgeschlechts ohne Zweifel. Aber welchen Königsgeschlechts? Es gab in diesem Theile von Numidien nur eine Königsrace, die der Massylier, d. h. der Juba, Massinissa, Micipsa und Jugurtha, aber sie

war in frühester Zeit in viele Dynastien getheilt gewesen. Eine dieser Dynastien hatte wahrscheinlich in der Nähe der Schotts oder Salzseen ihre Hauptstadt, die freilich nur eine Hüttenstadt war, da außer Kirtha Numidien in ältester Zeit keine einzige eigentliche Stadt besaß. Zur Römerzeit hieß einer der Schotts „lacus regius", d. h. der „königliche See" und an ihm lag die Station „ad lacum regium". Wäre es nicht anzunehmen, daß diese spätere römische Station ihren Namen der „königlichen" von der einstigen numidischen Königsstadt überkommen habe?

Sollte man aus dem Vorhergehenden schließen, daß jene Könige von Obernumidien (denn Numidien war im hohen Alterthume in viele kleine Königreiche getheilt) sich in Medrassen ein steinernes Grabmal von ewiger Dauer errichtet hätten, während ihre eigenen Paläste nur Lehmhütten waren? Diese Annahme, so sonderbar sie auch scheinen mag, wäre nicht in Disharmonie mit den Sitten vieler Völker des Alterthums, welche ihre Gräber für die Ewigkeit, ihre Häuser aber nur für ihre Lebensdauer bauten. Man hat eine Stammesverwandtschaft zwischen den Altaegyptern und den Numiden erkennen wollen. Aus der Sprachähnlichkeit hat man freilich bis jetzt noch nicht den Beweis führen können, daß diese Völker einer und derselben Familie angehören. Aber auffallend ist doch der gleichartige Sittenzug der Errichtung von massenhaften Grabdenkmälern, während die Häuser dieser Völker im hohen Alterthum fast alle nur von Lehm waren; denn selbst in Aegypten waren die Privatgebäude selten von Stein. Wenn der Medrassen allein dastände, so würde er verhältniß-

mäßig wenig beweisen, aber das Grab der Christin und ein ähnliches massenhaftes Grabmonument im Marokkanischen, zwischen Mekines und Fäs, welches Jackson eine Pyramide nennt, zeugen davon, daß vielleicht jede afrikanische Dynastie in einem solchen Kolosse ihre ewige Ruhestätte gesucht hat.

Der französische General Carbuccia hat im Medrassen nachgraben lassen und wirklich einen Corridor entdeckt, der zu einem Grabgemach zu führen schien. Leider hat er aber die Nachgrabungen grade am interessantesten Punkte aufgegeben, als er nämlich nicht mehr weit von der Grabkammer war. Seitdem hat Niemand etwas Aehnliches versucht. Wir sind also über das Innere des Medrassen fast noch eben so sehr im Dunkeln, als über das Innere des Grabes der Christin. Es ist unverzeihlich von einer Regierung, den antiken Denkmälern ihrer Provinzen nicht mehr Aufmerksamkeit zu schenken, namentlich wenn dieselbe so hohes historisches Interesse bieten.

Der Name, welchen der Medrassen bei den Franzosen führt, die ihn das „Grab des Syphax" nennen, ist beinahe eben so lächerlich, als der Name des „Grabes der Christin" für das Kubb er-Rumijah. Syphax war bekanntlich König der Massäsylier und nicht der Massylier, welche letztere doch diesen Theil Numidiens inne hatten. Es ist wahr, Syphax kam auf kurze Zeit in der Epoche des 2. punischen Krieges in Besitz von Kirtha (Constantine) und anderer Gegenden der Massylier. Aber der siegreiche Massinissa vertrieb ihn bald mit Hülfe der Römer nicht nur aus den eroberten Landen, sondern beraubte ihn selbst seines angestammten Königreichs. Syphax vergiftete sich und sein Leichnam erfuhr höchst wahr-

scheinlich durchaus keine königliche Bestattung, da ja sein Feind nun an seiner Stelle herrschte und sein Andenken der Verwünschung preisgegeben wurde.

Nachdem wir eine Stunde in Betrachtung des Denkmals verweilt hatten, eilten wir nach dem Omnibus zurück, wo wir Hamed in den Armen des Schlummergottes ruhend antrafen.

Dreizehntes Capitel.

Bathna und Lambessa.

Ankunft in Bathna. — Winterkälte. — Schneegestöber. — Der Camin im Hause des épiciers. — Fahrt nach Lambessa. — Lamasbua. — Lambiridis. — Lambesis. — Das Prätorium des Legaten. — Tempel des Aesculap. — Tempel der Pallas. — Rückkehr nach Bathna. — Fest im Hause des épiciers. — Seltsames Soldatenlied. — Die Gattin des épiciers. — Endliche Erlösung aus dem eingeschneiten Bathna. — Aufbruch nach der Wüste.

Der Abend des zweiten Tages seit unserer Abreise von Constantine brachte uns nach dem 4000′ hoch über der Meeresfläche gelegenen Bergstädchen Bathna. Die Jahreszeit war bereits schon so vorgerückt, daß wir uns nun mitten im Winter befanden, und hier auf dieser Bergeshöhe sollten wir empfinden, daß es auch in Afrika im vollen Sinne des Wortes Winter sein könne. Ein empfindlich kühler Wind, welcher von den nahen Auresgebirgen herabwehte, der finstere, wolkenbedeckte Himmel und ein leichter dünner Schnee, eine Er-

scheinung, die ich hier zum erstenmale seit meiner Ankunft in Afrika zu sehen bekam, gab dem kleinen Orte ein wahrhaft nordisches, an einen deutschen Januar erinnerndes Aussehen. Ein wärmender Camin wäre uns sehr erwünscht gewesen; aber so vernünftig war dieses neufranzösische Städtchen gebaut, daß es fast in allen seinen Häusern durchaus an Heizmitteln fehlte und doch fiel die Temperatur während meines Aufenthaltes (es war Ende December) bis auf mehrere Grade unter dem Gefrierpunkte. In meinem Zimmer hatte ich die ergötzliche Wärme von einem Grade über Null. Die Küche war in dem kleinem Gasthofe, welches den pomphaften Titel „**Hotel de France**“ führte, der einzige Ort, wo man sich einigermaßen erwärmen konnte. Dort mußten wir denn, so unangenehm es auch war, unseren Aufenthalt aufschlagen, da man in dem Zimmer nur dann existiren konnte, wenn man im Bette lag und zwar mußte man angezogen im Bette liegen, da wegen des „milden Klimas“ von Bathna alle Betten nur die dünnsten Baumwolldecken besaßen.

Eine andere lächerliche, aber nicht minder empfindliche Unannehmlichkeit in Bathna war der gänzliche Mangel in den Häusern an einem gewissen Cabinet, welcher Mangel wenigstens einmal täglich jeden der Bewohner zu gezwungenen Promenaden vor die Stadtthore nöthigte. Da wandelten sie auf ihren unfreiwilligen Spaziergängen und sahen wehmüthig aus. Mir fielen bei ihrem Anblick jene Stadtpoeten Heine's ein, welche, wenn sie vor die Thore ihres väterlichen Nestes zu lustwandeln gingen, stets Papier und Bleistift mitzunehmen pflegten. Die Bewohner Bathna's ließen freilich den Bleistift zu Hause.

Man kann sich denken, daß eine solche Excursion in frischgefallenen und noch fallenden Schnee nicht eben zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehörte, besonders wenn man, wie ich, den Schnupfen hatte. Es schien unbegreiflich, wie man eine Stadt so unpraktisch hatte erbauen können.

Zum Glück besaß ich ein Empfehlungsschreiben an einen großen Mann im Orte. Dieser große Mann war zwar nur ein „Épicier", jedoch die Gewürzkrämer sind einmal in Colonistenstädtchen hochgeachtete Persönlichkeiten. Dieser Biedermann besaß ein Zimmer, in welchem einer der sonst in Bathna fehlenden Gegenstände, der Camin nämlich, vorhanden war. Ich glaube, es war der einzige Camin im ganzen Ort, der, beiläufig gesagt, 2000 europäische Einwohner haben soll. In dieser Stube gestattete mir der Gewürzkrämer großmüthigst, mich niederzulassen. Der andere fehlende Gegenstand war freilich nicht zu erlangen. Die Gattin des Colonels und Commandanten von Bathna selbst besaß ihn nicht in ihrem Hause.

Batnha war ein kleines, ziemlich reinlich aussehendes Städtchen. Verunreinigungen sind im Orte untersagt, desto weniger jedoch dicht vor seinen Stadtthoren. Mir war noch nie ein Ort vorgekommen, der mehr einer Aneinanderreihung von Kartenhäusern glich. Alle seine Häuser schienen wie von Papier maché gebaut, so dünne Wände hatten sie und so blies der Wind hindurch. Es war December und die Temperatur kam einem deutschen und keinem afrikanischen December gleich und dabei wohnte man in Häusern und schlief in Betten, die für 20 Grad Wärme eingerichtet waren. Freilich das Nest

lag so unvernünftig hoch über der Meeresfläche, daß diese Höhe die Kälte schon erklärte. Aber wenn wir daran dachten, daß Biskarah und die Wüste uns jetzt so nahe gerückt waren und daß dort eine Sommertemperatur im Vergleich zu der von Bathna herrschen müsse, da wurde es uns schwer, unsere Schritte noch länger in dem Städtchen der Hochebene festzubannen. Aber wir hatten die eine deutsche Meile von Bathna entfernte berühmte Legionsstaat Lambessa noch nicht gesehen und der Ausflug dorthin schien bei den stets noch fortdauernden Schneestürmen keineswegs ergötzlich ausfallen zu wollen. Dennoch mußte er gewagt werden. Wer weiß, wie lange wir noch auf das Aufhören des Schneiens hätten warten müssen? Trotz des Schnees also, welcher noch immer fiel, entschlossen wir uns, mein Reisegefährte und ich, nach den Ruinen von Lambessa aufzubrechen. Wir führten dieß in dem einzigen Miethwagen aus, welcher in Bathna aufzutreiben und der bei der großen „Milde des Winterklimas" natürlich vollkommen offen, Wind und Schnee nach Herzenslust ausgesetzt war. Die Schneeflocken flogen und tanzten uns recht lustig auf dem Gesichte herum, als wir aus dem kleinen Städtchen durch die „Porte de Lambesse" unsern Auszug hielten.

Der Weg von Bathna nach Lambessa folgte der Richtung, welcher, man hat Grund, es anzunehmen, die alte Römerstraße auch gefolgt war. Bathna war nämlich ebenfalls eine römische Station gewesen. Shaw und Pelissier haben in ihm das Lamasba des Itinarars, das Lamasbua der peutingerischen Tafel wiedererkannt. Dieser Name Lamasba wird von Gesenius von den phönicischen Worten „Ahel Am Zabu" (אהל אם צבו)

abgeleitet, welches „Stadt des Volkes der Hyänen" bedeutet. Lamasba hieß also wahrscheinlich „Stadt der Hyänenjäger". Zwischen Lamasbua und Lambesis giebt uns die peutingerische Tafel die kleine Station Lambiridis an. Ich sah mich jedoch umsonst nach den Ruinen von Lambiridis um. Desto lohnender waren die von Lambesis selbst. Die peutingerische Tafel allein giebt die Straße von Lamasbua nach Lambesis an, und zwar führt sie dieselbe von Lambesis bis nach Tamugadis weiter. Das Itinerar dagegen verbindet Tamugadis direct mit Lamasbua, ohne über Lambesis zu führen. Dagegen berührt die Straße des Antonin die Station Ad Dianam, deren Ruinen Shaw beschrieben hat.

Wenn ich bei Lambessa von Ruinen spreche, so geschieht dieß nur, um mich dem Sprachgebrauch anzubequemen, doch scheint es mir, daß man eine zum großen Theile noch erhaltene Stadt, deren Häuser oft nur den einzigen Fehler haben, daß ihre Dächer im Laufe der Jahrhunderte eingestürzt sind, kaum Ruinen nennen kann, denn der Ausdruck Ruine erinnert doch etwas gar zu sehr an die Haufen mittelalterlicher Burgentrümmer, von denen oft kein Stein an seiner ursprünglichen Stelle steht. Nein! Lambessa ist eine Art von Pompeji; ein Pompeji freilich, welches nicht unter der Asche eines Vulcans conservirt wurde, statt dessen aber seiner einsamen Lage, namentlich seiner Abgelegenheit von Städten, zu deren Erbauung man seine Steine hätte benutzen können, eine ähnliche Erhaltung verdankte, wie jene Stadt dem anfangs zerstörenden, später bewahrenden Elemente.

Auf dem Flächenraum einer halben Quadratmeile reihen

sich in Lambessa mit nicht allzu großen Unterbrechungen Haus an Haus, Tempel an Tempel: Triumphpforten, Theater, Aquaducte, Thermen, Kasernen, Paläste, Piscinen, ein Capitol, ein Forum sind noch vorhanden. Die alte Stadt besaß die Form eines länglichen Vierecks. Die schmälere Seite desselben erstreckte sich von Ost nach West, reichte fast bis an's Gebirge und war durch zwei Flußbette begrenzt. Denn die Ebene von Lambesis war rings von Bergen umringt und nur nach Nordwest in der Richtung gegen Bathna hin offen. Keine der Zierden einer mächtigen römischen Colonie hatte dieser einstigen Militärstadt gefehlt, welche von der dritten Legion, der legio Augusta, gegründet, von ihr bewohnt und nach ihr mit dem Ehrentitel der Herrlichen, der Frommen und der Siegreichen zubenannt worden war. Das Zeichen und die Zahl der dritten Legion ist fast auf allen Häusern und Denkmälern Lambessa's zu lesen.

Unser Wagen setzte uns bei einem 45′ hohen und 250′ im Umkreis zählenden Gebäude ab, in dessen Innern man eine Art von Museum aus den hier aufgefundenen antiken Resten angelegt hatte. Das Gebäude war jedoch selbst höchst interessant. Es bestand aus einem großen Atrium und einem Chalcidicum mit einem Kryptoporticus von entsprechenden Dimensionen. Ein solches Chalcidicum kam, so viel ich weiß, nur in Basiliken vor. Der Boden war mit Mosaiken belegt und an den Wänden konnte man architektonische Verschönerungen unterscheiden. Die Façade war besonders reich mit Sculpturen bedeckt. Hier standen auch noch zwei große, 40′ hohe korinthische Säulen von den edelsten Pro-

portionen. Sie hatten vielleicht dazu gedient, um den Vordergiebel des Gebäudes zu stützen. Man nimmt gewöhnlich an, daß es das Prätorium des Legaten, des Commandanten von Lambesis, gewesen sei. Die Macht dieses Würdenträgers kann nicht gering gewesen sein, wenn man bedenkt, daß in ganz Numidien nur eine Legion stationirt war, und daß der Commandant von Lambessa, der ohne Zweifel über sie disponirte, so de facto die höchste militärische Würde im Lande bekleidete. In Lambesis selbst muß die Herrschaft des Legaten beinahe unumschränkt gewesen sein.

Man ist übrigens gar nicht darüber einig, ob dieser Palast wirklich das Prätorium des Legaten gewesen sei. Aus den häufig auf den Wänden vorkommenden Abbildungen der Siegesgöttin hat man geschlossen, er könne vielleicht zu einem Tempel besagter Göttin gedient haben. Vielleicht war er nur eine Basilika, nicht eine christliche Kirche, sondern das, was das Wort „Basilika" ursprünglich bedeutet: ein öffentlicher Gerichtspalast, was auch das vorhandene Chalcidicum andeutet. Einige dreißig Statuen, leider entsetzlich verstümmelt, und meist, wie die von Julia Cäsarea, der Nase beraubt, bildeten die Hauptzierden des im sogenanten Prätorium befindlichen Museums. Unter den Statuen zeichneten sich ein Jupiter und ein Aesculap durch ihre Wohlerhaltenheit aus. Eine reiche Ausbeute von Inschriften, welche fast alle Legionäre der Augusta zum Gegenstande haben, findet sich ebenfalls zur Seite dieser Kunstschöpfungen aufbewahrt.

Nachdem wir dem Prätorium den Zoll unserer Neugierde gespendet hatten, wendeten wir unsere Schritte dem einstigen

Heiligthum des Sohnes des Hercules, welches nur etliche hundert Schritte entfernt lag, zu. Eine deutlich zu entziffernde Aufschrift auf dem Tempel selbst sagt aus, daß dies Gebäude dem Aesculap und der Salus gewidmet war. Der Name Salus ist bekanntlich die wenig geläufige römische Uebersetzung des in seiner griechischen Form viel öfter vorkommenden Namens: Hygieia. Salus war die Gesundheitsgöttin, wie Aesculap der Gesundheitsgott war. Dieser Tempel schien mir das wohlerhaltenste aller religiösen Gebäude der einstigen Legionsstadt. Eine jonische Säulenfaçade mit keuschen, einfachen Verzierungen, das war die Außenseite. Ein dorisches Tempelschiff, umringt von stolzen massenhaften Pilastern mit den zarten flachen Cannellirungen jener edlen Säulenordnung, das war das Innere. Der Haupteingang lag auf der ost-süd-östlichen Seite. Der Vordergiebel war durch vier schöne dorische Vollsäulen gestützt gewesen. Er war eingestürzt, aber die Säulen standen noch aufrecht da. In diesem Tempel war es, wo man die reichste Ausbeute von Statuen gemacht hatte.

Den Tempel des Aesculap und der Salus verlassend, gingen wir zu dem der Weisheit. Das Haus, in welchem die hehre Pallas gethront hatte, war zwar von außen nur unscheinbar. Aber wie zart und fein, wie sinnig war dieses kleine Heiligthum ausgeschmückt! Da fehlte es an keinem Zierrath, den die Architektur des künstlerischsten Volkes der Erde, der Hellenen, ihrer attischen Göttin hatte weihen können. Eine Colonie von Griechen mußte dieses Heiligthum geschaffen haben. Es war zu zart für die etwas plumpen

Gebieter der alten Welt, die Römer, die sich mehr auf Errichrichtung von Kolossееn und Monstertempeln verstanden, als auf die Schöpfung zierlicher Denkmäler des reineren Kunstgeistes.

Mehrere Triumphpforten standen noch aufrecht in den Straßen von Lambesis und unsere unwürdigen Häupter durften sich unter die Bogen beugen, welche einst der stolzen Legio Augusta zum Durchgang gedient hatten.

Im Süden des Prätoriums liegt eine Reihe unterirdischer Gemächer, welche eine Sage, die sich bei den Arabern erhalten zu haben scheint, für die Gefängnisse von Christen erklärt, welche hier ihre Hinrichtungszeit abwarteten. Von dieser Stelle hatten die unglücklichen Märtyrer nur 300 Schritte nach dem Circus zu gehen, wo sie den wilden Thieren vorgeworfen werden sollten. Der Circus ist zwar jetzt nichts, als ein ungeheurer Schutthaufen. Aber sein höchst bedeutender Umfang läßt darauf schließen, daß er einst wohl nicht weniger, als etwa 10,000 Personen in sich zu fassen im Stande war. Eine andere Reihe unterirdischer Gänge mit Gewölben von Menschenhöhe, unweit des Circus gelegen, erweckte meine Aufmerksamkeit. Ich halte sie für einen geräumigen Aquaduct, welcher bestimmt war, das Wasser aus einer piscina Limaria in eine Cisterne zu leiten. Andere wollen in ihnen Kloaken erkennen. Noch Andere behaupten, es seien dieß unterirdische Wege, zu strategischen Zwecken angelegt. In einem kleinen, von den Franzosen zum Schutz gegen Stürme angelegten Blockhaus sah ich eine herrliche Mosaik, die 4 Jahreszeiten darstellend: vielleicht das schönste

antike Kunstwerk in Algerien. An Wasserleitungen hatte Lambesis ebenfalls keinen Mangel gehabt. Zwei sind noch erhalten und führen im Munde der Araber die Namen Aïn Tarsul und Aïn Arsun.

Doch welcher Folioband wäre hinreichend, die Alterthümer Lambessa's zu nennen, geschweige denn zu beschreiben? Dieses bescheidene Werk vermag es nicht. Eins jedoch möge noch genannt sein. Es ist dieß das Grab des Präfecten der dritten Legion, welches — ein stolzes Mausoleum — mit seinen mächtigen Quadersteinen auf dem Schauplatze des einstigen Wirkungskreises dieses Truppenführers thront. Auf dem Wege, welcher von dem schon erwähnten Tempel des Aesculap zum Präfectengrabe führt, bemerkte ich eine mit noch wohlerhaltenen Steinplatten gepflasterte römische Stadtstraße. Hier sah ich sogar noch Spuren der römischen Fuhrwerke, welche das Jahrtausend überlebt hatten. General Carbuccia, der schon erwähnte Erforscher des Medrassen, welcher die in Bathna stationirte Fremdenlegion befehligte, hatte in Lambessa und in der Umgegend über dreitausend römische Inschriften gesammelt, wozu ihm das ganze zweite Regiment der französischen Fremdenlegion wichtige Dienste leistete. Dieser französische Legionschef hat auch das Grab des erwähnten römischen Legionschefs, der C. F. Maximus hieß, welches Grab zum Theil eingestürzt war, restauriren lassen und eine pomphafte Inschrift darauf gesetzt. Wie gerne geben sich die Söhne der „grande nation“ das Ansehen, als wandelten sie auf den Spuren des alten weltbeherrschenden Volkes!

Die Franzosen haben in neuerer Zeit die Profanation der Reste des Alterthums so weit getrieben, daß sie auf den Ruinen von Lambesis ein — Zellengefängniß errichteten. Ich sah dieses Monstrum bereits dastehen. Es enthält meist politische Verbrecher.

Der Name Lambesis soll ebenfalls, wie der Name so vieler afrikanischen Städte, phönicischen Ursprungs sein. Gesenius leitet ihn von Ahel Am Besa (אהל־אם־כעשה) ab, welches „Zelt der Arbeiter" bedeutet.

Lambessa wird von Ptolemäos Lamboesa, vom Itinerar des Antonin Lambesis und von der Peutingerschen Tafel Lambese genannt. Es wird in den „Acta Sanctorum Marmarii et sociorum" erwähnt. Cyprianus nennt es Lambesitana Colonia in seinem Briefe an Cornelius und spricht von einem im Jahre 240 in Lambesis gehaltenen Concil, wo ein gewisser Bischof Privatus, als Ketzer, anathematisirt wurde. Dieser Privatus war Bischof von Lambesis selbst. Zwei andere Bischöfe von Lambesis werden erwähnt, doch keiner später, als das Jahr 411. Hieraus schließt man mit Recht, daß Lambesis im Laufe des fünften Jahrhunderts von den rebellischen Numiden zerstört wurde, wahrscheinlich weil die Vandalen die Stadtmauern niedergerissen und so Lambesis jedem Feinde offen gelegt hatten.

Nach Bathna zurückgekehrt, fand ich Hamed in einem türkischen Kaffeehause, wo er durch Einschlürfung zahlreicher Tassen des schwarzen Getränkes die in dem Gebirgsstädtchen fehlende Wärme herzustellen versuchte. Der Schelm hatte nicht schlecht gewählt, denn besagtes Kaffeehaus war wirklich

so ziemlich der einzige Ort im ganzen Städtchen, wo man sich einigermaßen erwärmen konnte. Bei meinem Epicier zurück, fand ich diesen in sehr guter Laune und dazu in seinem Festanzug aufgeputzt. Er theilte mir mit, daß er heute ein Diner gebe, wozu er nicht weniger als zwanzig französische Offiziere gebeten habe. Er lud mich ebenfalls dazu ein.

Dies Diner zeichnete sich vor allen ähnlichen Gastlichkeiten, denen ich in meinem Leben beigewohnt habe, durch eine entschieden komische Seite aus. Die Offiziere aßen tüchtig, sprachen aber anfangs so gut wie gar nichts, weil sie zu sehr mit Nahrungsstudien beschäftigt waren. Der Epicier aß jedoch gar nichts, sondern thronte stumm in seiner Wirthsglorie und in seinem lächerlichen Costüm an der Spitze des Tisches und sah schmunzelnd den Verschlingungskunststücken seiner Gäste zu. Diese leisteten denn auch das Mögliche. Das Essen schien für vierzig und nicht für zwanzig berechnet. Alles war in einem lächerlichen Ueberfluß vorhanden. Das Costüm des Wirths war ungewöhnlich. Es bestand nämlich aus einer bauschigen weißen Hose, einer canariengelben Weste und einem grünen Frack mit Perlmutterknöpfen. Das Komischste jedoch bei dieser ganzen Fête war der seltsame Platz, welchen man der Dame des Hauses, der Gattin des Epiciers, und ihren Kindern angewiesen hatte. Diese Dame saß nämlich nicht an der Tafel, sondern — unter dem Tisch, wo sie mit ihren Sprößlingen sich durch Spielen und Balgen unterhielt. Die Offiziere machten wenig Umstände mit ihr und wenn dieselben, was oft geschah, der zu ihren Füßen Sitzenden einen Tritt versetzten, so riefen sie nur: „Gare à

toi! la Rose.“ Diese Dame hieß nämlich „La Rose“ und wurde von Allen mit ihrem Vornamen angeredet und gedutzt. Vielleicht war sie schön; ich bekam sie jedoch nicht zu Gesicht, da sie ihren unterirdischen Platz den ganzen Abend hindurch nicht verließ. Warum sie diese Stelle gewählt hatte? das habe ich niemals erfahren können.

Zum Schluß des gargantuaschen Mahles betranken sich alle Offiziere und stimmten nun ein berühmtes französisches Soldatenlied an. Dieß war ebenfalls eigenthümlich. Es hatte nur einen einzigen, aus acht Worten bestehenden Vers, der ad infinitum wiederholt wurde, wozu alle Singenden fürchterlich mit den Gläsern klapperten. Dieser ewig repetirte Vers lautete geistreicher Weise folgendermaßen:

„Versez à boire à nos Dragons!“

(gießt unsern Dragonern zum Trinken ein!)

Alle sangen es, klapperten mit den Gläsern, sangen wieder, klapperten von Neuem und so die ganze Nacht hindurch. Um Mitternacht, als ich mich zurückzog, klapperten sie noch fort und die Gattin des Epiciers saß noch unter dem Tische.

Am andern Morgen fiel noch immer Schnee. Es sah also aus, als ob wir unsere Abreise nach der Wüste noch lange nicht anzutreten im Stande sein würden; denn man konnte annehmen, daß die Wege unpassirbar geworden seien. Ich saß schon resignirt, aber dennoch verstimmt darüber, daß ich noch so lange in dem kalten und unbequemen Bergstädtchen bleiben solle, bei dem kostbaren Kamin im Hause des Epiciers. Letzterer saß neben mir und erzählte mir eben von dem

„immensen Vergnügen“ des vergangenen Abends. Die Offiziere hatten fast alle von ihren Burschen nach Hause getragen werden müssen, so sehr hatten sie den guten Weinen des Epiciers zugesprochen.

„Diese Fêten, deren ich monatlich eine gebe,“ sagte mein Wirth, „machen mich zum populärsten Manne beim Militär in ganz Bathna.“

Während er noch mich von seinem gestrigen „succès“ unterhielt, trat plötzlich mein Reisegefährte herein und rief:

„Die Wege sind frei von hier bis nach Biskarah! Ich habe einen Araber auf Kundschaft ausgeschickt und er kam mit der Antwort zurück, daß schon drei Stunden von hier aller Schnee aufhöre. Unser Weg geht immer bergab und bald kommen wir in eine Gegend, wo wir gar keinen Schnee mehr zu erwarten haben. Also, wenn es Ihnen recht ist, so brechen wir noch heute nach der Wüste auf.“

„Ob es mir Recht ist?“ rief ich jubelnd. „Auf! auf nach der Wüste!“

In weniger als einer Stunde war ich zum Aufbruch bereit. Das Bureau arabe erwies sich wunderwirkend, indem es uns in dieser kurzen Zeit die nöthigen Thiere verschaffte. Am schwierigsten war es, meinen Dolmetscher Hamed hervorzutrommeln. Derselbe hatte sich nämlich in dem oben erwähnten Kaffeehause verkrochen. Dort lag er wie ein Maulwurf in seiner Höhle. Als ich, um ihn aus derselben herauszuziehen, mich dahin verfügte, fand ich ihn von einer bewundernden Menge von Ulad el Blasa (Gassenjungen) umgeben, denen er Wunderdinge über seine wichtige Stellung als

Dragoman zweier Europäer von nicht geringer Bedeutung, so meinte er, erzählte. Denn obgleich gegen uns unverschämt und ungehorsam, so sprach er doch stets mit dem größten Respect von unsern Personen einem Dritten gegenüber. Hierin machte er es wie die italienischen Couriere, jene civilisirten Banditen, die auch ihre Herren stets betrügen und sich aufs Frechste gegen sie benehmen, aber doch, wenn man sie über dieselben ausfragt, immer behaupten, daß sie wenigstens Lords seien. Endlich gelang es mir, den faulen jungen Mauren seiner Zuhörerschaft zu entreißen und auf ein Maulthier zu setzen. Nun ging es der unbekannten, mit dem Zauber des Geheimnißvollen für uns noch umschleierten Sahara zu.

Sechstes Buch.

Die Wüste Sahara.

Erstes Capitel.

Erste Wüstenfahrt.

Reise von Bathna nach Biskarah. — Sehnsucht nach der Sahara. — Hameds Verstimmtheit und Vorurtheile gegen die Wüste. — Die Schluchten des Uëd Brenis. — Hameds Sturz im Flusse. — Die Oase El Kantarah. — Herrlicher Palmenwald. — Karavanserai. — Barbarischer Sittenzug der Wüstenaraber. — Ritt durch die Wüste. — Bedeutung des Wortes Sahara. — El Utajah. — Biskarah.

Der Aures, ein verlorener Sohn des mächtigen Atlas-gebirges und sein südlichster Ausläufer gegen den östlichen Theil der algierischen Sahara, trennt Bathna und das denk-würdige Lambessa von der heiligen, stillen Wüste. Eine enge Schlucht, durch welche der reißende Uëd Brenis seine silber-hellen Fluthen ergießt, bietet den einzigen Weg aus diesem afrikanischen Höllenthal zu der paradiesischen, blühenden Oase El Kantarah, der ersten, welche unsere Blicke begrüßen sollten. Der Dschebel Aures, der östliche Ausläufer des südlichen Höhenzuges der Algerie, welcher Tell und Sahara von ein-

ander trennt, ist nichts Anderes, als der Mons Aurasius der Alten. Prokopios erwähnt ihn vielfach in seinem „Vandalischen Kriege". Der byzantinische Geschichtschreiber spricht möglicherweise aus eigner Anschauung. Er behauptet nämlich, dem Feldzug des Patricius Salomon gegen die Völker des Aurasius beigewohnt zu haben. Der edle Patricius beschloß, wie Prokopios erzählt, diesen Feldzug mit der völligen Unterjochung der Numidenstämme dieses Gebirges. Er nahm die Festung Zebule Castellum (deren Lage wir nicht kennen). Auch eroberte er die Stadt Tamar. Dieselbe ist uns gleichfalls unbekannt. Dagegen scheint der von Prokopios angeführte Fluß Abigas, welcher im Mons Aurasius seine Quelle hatte, der Uëd Brenis zu sein.

Ein Schneegestöber war das Abschiedswort, welches Bathna bei unserem Wegritt uns noch nachrief. Mein Reisegefährte und ich waren trotz des schlechten Wetters in der heitersten Stimmung. Wir jubelten, das kalte Bergnest hinter uns zu haben und der heiligen, stillen Wüste mit ihrer goldenen Sonne — jetzt mitten im Winter ein herrliches Geschenk — und dem lieblichen Palmenschatten ihrer quelldurchrieselten Oasen zu nahen. Unsere fröhliche Laune fand jedoch ein unharmonisches Gegenstück in der finstern Verstimmtheit Hameds. Dieser verwöhnte Sohn Algiers war durchaus nicht für die kleinen Strapatzen der Reise gewappnet. War ihm die Kälte in Bathna sehr unangenehm gewesen, so hatte er doch zugleich eine lächerliche Furcht vor der vermeintlichen Hitze, welche er in der Wüste selbst im Winter anzutreffen befürchtete. Die echten Algierer reisen nur äußerst wenig

und hegen, was fremde Klima's betrifft, die lächerlichsten Vorurtheile. Eines derselben ist, daß es kein Kind ihrer Vaterstadt in der Wüste auszuhalten vermöge. Fieber und Tod, das würden für sie die unausbleiblichen Folgen eines Aufenthaltes in der Sahara sein. So hängte Hamed den Kopf und murmelte hin und wieder in gebrochenem Französisch vor sich hin: „Désert pas bon, moi crêver dans désert“ (Wüste nicht gut, ich crepiren in Wüste). Auf Arabisch traute er sich nicht diesen Unsinn zu sagen, denn wir hatten drei arabische Maulthiertreiber bei uns, die, als abgehärtete Söhne der Zelte, sich weder vor Wüste noch Berg, weder vor Hitze noch Kälte fürchteten, und unsern Hamed schon ohnedies unbarmherzig genug wegen seiner Verweichlichung und seiner städtischen Vorurtheile verspotteten.

Der Weg — wenn man dieß überhaupt einen Weg nennen konnte — durch das felsumstarrte Schluchtenthal des Uëd Brenis bot äußerste Schwierigkeiten. Nicht weniger als vierzehn Male unterbrach der Fluß unsere Straße und wir mußten durch sein rieselndes Wasser hindurchwaten, um am andern Ufer den unsichern Pfad wieder zu gewinnen, welcher nicht selten mit koboldartiger Launenhaftigkeit, kaum daß wir ihn gewonnen hatten, auf das verlassene Ufer von neuem wieder hinübersprang und uns zu abermaliger Durchwatung nöthigte. Einmal sogar mußten wir eine Viertelstunde in dem unebenen, zum Theil von Steingerölle ausgefüllten Bette des Flusses hinreiten, wobei der zwar lächerliche, aber für den Betroffenen nicht wenig unangenehme Fall begegnete, daß eines der Saumthiere scheuete und seinen Reiter mitten im Flusse ab-

setzte. Der arme Hamed war das Opfer dieses Unfalles. Mit durchnäßtem Bernus mußte er nun weiter reiten; sein Gesicht bot in diesem Augenblick eben nicht die allerheiterste Grimasse. Wir beklagten ihn zwar, konnten aber nicht umhin, in dieser unfreiwilligen Durchnässung eine gerechte Strafe für seine Faulheit und Weibischkeit zu erblicken, welche ihm unter Anderm auch nicht gestattete, wie andere männliche Wesen, rittlings auf dem Thiere zu sitzen, sondern es ihn vorziehen ließ, damenartig, wie auf einem Sopha ruhend, sich dem Rücken des sattellosen Māulers anzuvertrauen. Zum Glück für den armen Schelm war das Ziel unserer Tagereise, die Oase El Kantarah, welche halbwegs zwischen Bathna und Biskarah liegt und unser erstes Nachtquartier bilden sollte, nicht mehr fern.

Je mehr wir uns der Wüste näherten, desto mehr verengte sich das ohnehin schon enge Schluchtenthal. Gleich riesigen Götterburgen starrten die weißen Kalkfelsen zu beiden Seiten unseres Wegs in die Höhe und darüber war der nächtliche Himmel durch eine schmale Spalte, wie ein dünner dunkelblauer Streifen, zu erspähen.

Jetzt überschritten wir die alte Römerbrücke, an dem schmälsten Punkte der Felsenschlucht, welche an dieser Stelle so enge geworden war, daß der Strom sich mit schäumender Gewalt durch sie Bahn brach und den Wanderer, der ihn hier, wie weiter oben, zu durchwaten versucht haben würde, gewiß unbarmherzig mit sich fortgerissen hätte. Aber die alten Römer hatten dafür gesorgt, daß wir den engsten Punkt dieser Schlucht sicher und trocknen Fußes hinter uns lassen konnten.

Doch dieser schmälste Punkt des Flußthales des Uëd Brenis war auch zugleich die erlösende Pforte, welche uns das offene Land und zwar die Wüste erschließen sollte. Indeß empfing uns nicht die Sahara gleich am Anfang mit ihrer ehrwürdigen, ernsten Einsamkeit. Dem lieblichen Spiele der Natur hatte es gefallen, gerade an diese Pforte der Wüste — dieses Oceans von Sand — eine blühende, lachende Oase hinzuzaubern, welche uns bald in die Schatten ihrer Palmenfächer hüllen sollte.

Jetzt öffnete sich plötzlich die Gegend vor unseren Blicken. Die finstere Felsenschlucht lag hinter uns; der Wanderer hatte endlich ihre dunkeln grauenvollen Pfade durchkeucht und vor unsern Augen malte sich ein herrliches, niegesehenes, kaum geträumtes Schauspiel. Da lag am Horizonte die weite heilige, stille Wüste, — das Bild der Unendlichkeit. Die zarten, kaum gewundenen Wellenlinien ihrer sanfterhobenen Sandhügel schwebten gleich weißen Wolkenzügen am tiefsten Raume des sternenhellen Himmels hin. Aber ein köstlicher Empfang wartete unserer an diesem Punkte. Die Wüste lag zwar vor uns und dehnte sich in ihrer Unermeßlichkeit gleich dem Weltmeer nach allen Gegenden des Himmels aus. Jedoch unmittelbar in der nächsten Nähe des entzückten Auges lachte uns die reizendste der Oasen entgegen, mit ihrem Meer grüner, blühender Bäume, mit ihren von krystallreinen Bächlein durchrieselten Gefilden. Da blühte die duftende Orange in stillem Haine und die schwermüthige Nachtigall zog singend von Zweig zu Zweig. Da bot das matte Grün der trauernden Oliven der goldenen Lotosblume seinen liebenden Schatten. Aber vor Allem, was unsere Sinne und Gemüther bis zur

Entzückung hinriß, war der hohe Wald von schlanken, fächergekrönten Palmenstämmen, welche in unzählbarer Menge ihre mondbeschienenen Häupter in den tiefblauen Abendhimmel emportrugen. Da schwebten sie am Horizonte hin diese herrlichsten Söhne des Pflanzenreiches, gleich einer luftigen Schaar von Engeln, welche zur Erde herabgestiegen, aus Liebe zu dem Menschengeschlecht hienieden Wurzel gefaßt hatten, deren Häupter jedoch in heiliger Andacht stets gen Himmel gerichtet blieben. Geisterhaft ergoß sich das Mondeslicht über ihre phantastischen federartigen Zweige und malte ihre schlanken Schatten weithin über die unendliche, stille Wüste.

Und aufwärts aus der mondbeglänzten Nacht,
Wie hohe Säulen, die gen Himmel streben,
Sah tausend Palmen ich die Häupter heben,
Und geisterhaft die Fächer rauschen sacht. *)

Es war einer der begeistertsten Momente meines Lebens, als mich, eben in die ewige Wüste eingetreten, die herrlichste der Oasen, vom Nachtgestirne bestrahlt, in ihre gastlichen Schatten aufnahm.

Da lag fern ausgestreckt die Wüstenei,
Doch nahe lächelt thauig schmelz'ger Rasen:
El Kantrah war's, die erste der Oasen,
Bezaubernd grauer Wüste Einerlei.

Wir waren mitten in einem dichten Wald von Dattelpalmen hineingeritten, in welchem versteckt das kleine, aus Lehmhütten erbaute Oasendorf El Kantarah lag. Selbst die Moschee war aus Lehm aufgebaut und hatte einen runden Minaret von demselben Material. Diese Stadt der unge-

*) Pilgermuscheln.

brannten Lehmziegel erinnerte mich lebhaft an die Dörfer der Fellah's, welche die Ufer des Nils umgeben. Selbst die Vegetation war hier dieselbe wie in Aegypten. Freilich fehlte der Nil; statt dessen hatten wir das Meer, — das große Meer des Sandes, die unermeßliche Sahara.

Mitten zwischen den Lehmhäusern und Palmen stach das weiße, moderne, französische Karawanserai hervor, in seinem Aussehen zwar wenig poetisch, aber doch einen Comfort versprechend, den wir selbst in der Wüste nicht verschmähten. Leider kann der Mensch nicht von Poesie allein existiren, obwohl er auch nicht vom Brode allein lebt.

In dem Speisesaal des Karawanserai's trafen wir mehrere Offiziere der Fremdenlegion. Es waren höchst gesellige, mitunter nicht ungebildete Männer, fast alle Nichtfranzosen, welche das launenhafte Schicksal, vor Allem aber ihr eigener Hang zu Abenteuern, aus aller Herren Länder hierher verschlagen hatte. Einer derselben war ein Deutscher und hatte bereits die höchste, ihm zugängliche Stufe der Militärhierarchie erreicht; höher nämlich als bis zum Oberlieutenant kann es kein Fremder in der französischen Armee bringen, wohlverstanden, wenn er nicht durch Naturalisation aufhört, Fremder zu sein. Dennoch war dieser Deutsche schon seit 26 Jahren im Dienste der Fremdenlegion. Er hatte sich zu Anfang der dreißiger Jahre engagirt. Damals, als nämlich das Kanonenfutter in Frankreich einigermaßen zu mangeln schien, hatte die Regierung Louis Philippe's für gut befunden, sich fremdes zu verschreiben. Mein neuer Bekannter, zu jener Zeit kaum 18 Jahre alt, hatte sich anwerben lassen. Er wußte viel

von dem harten Dienst der Fremdenlegion zu erzählen. Dieser war aber kein Felddienst, bei dem der Ehrgeiz wenigstens Befriedigung findet. Nein! man benutzte die Fremdenlegion zu ganz andern Dingen: zu Austrocknung von Sümpfen, Anlegung von Kloaken, Steinklopfen auf den Chausseen und andern Amönitäten. Die Meisten unterlagen dem Fieber. Aber das kümmerte die Regierung wenig. War doch der Nachzug aus aller Herren Länder derer, die zu jenem Refugium peccatorum, der Fremdenlegion, eilten, stets ein bedeutender. Einmal schien jedoch der „roi bourgeois" seine Fremdenlegion satt gekriegt zu haben. Da bot sich ihm eine günstige Gelegenheit, dieses Corps an Spanien zu verschachern. Es ist bekannt, daß die armen Teufel gewissermaßen verkauft wurden, um für Christinos gegen Carlistos zu kämpfen. Sie benahmen sich gut, fochten tapfer, siegten auch hie und da und wurden zum Dank dafür von Spanien ohne einen Maravedi entlassen, per Schub über die Grenze gebracht und dann „an die Luft" gesetzt. Alle diese Schicksale hatte dieser Landsmann auch mitgemacht. Ein Jahr nach der grausamen Entlassung aus dem spanischen Dienst fiel es dem roi bourgeois plötzlich ein, wieder eine Fremdenlegion haben zu wollen. Dann fand sich mein neuer Bekannter auch abermals ein und nach Verrichtung von zwanzig Jahren Steinklopferdienst hat er es endlich zum Offizier gebracht. Uebrigens liebt der Franzose die Fremdenlegion eben so wenig, als er alle andern Fremden liebt.

Während wir uns noch gemüthlich im Karawanserai bei Tische unterhielten, wurde auf einmal unsere Aufmerksamkeit auf's lebhafteste durch ein lautes schrillendes Geschrei oder

richtiger Geheul erregt, welches von der Straße herzukommen schien. Von Neugierde getrieben, eilten wir hinaus in's Freie, wo wir eine Volksmenge fanden, welche ein auf dem Boden liegendes Weib in stummer Schaulust umringte. Das Weib stieß die entsetzlichen Wehklagetöne aus, welche uns hergeführt hatten. Wir wunderten uns, daß Niemand dieser anscheinend Leidenden Hülfe zu leisten Miene machte. Auf unsere Nachfragen wurde uns bald ein Bescheid, welcher uns mit einem sonderbaren und barbarischen Sittenzug dieser Saharabewohner bekannt machte. Das arme Weib war nämlich in Geburtswehen begriffen und war deshalb, nach einem abergläubischen Vorurtheil einiger Araber, welche keine Geburt im Hause vor sich gehen lassen wollen, auf offener Straße gebettet worden. Der Augenblick des Gebärens war gekommen, und nun sollten unsere Augen Zeuge einer neuen, fast unglaublichen Barbarei werden. Diese Leute gestatten nämlich nicht, daß die Geburt ihren gewöhnlichen Gang nehme. Die Hebamme, ein häßliches, megärenhaftes, altes Weib packte das Kind, als es halbwegs dem Mutterleibe entrückt war, mit beiden Händen fest und hielt, ja drückte es wohl eine Viertelstunde in der besagten Stellung fest. Das arme Weib erhielt so einen Zuwachs von Qualen, welche die Natur ihr nicht bestimmt hatte und welche ein barbarisches, unerklärliches Vorurtheil dieser Wüstenaraber ihr auferlegte. Ihr Klagegeschrei war entsetzlich, ihre Schmerzenstöne hätten einen Stein erweichen können, aber sie erweichten nicht die Herzen der sie Umstehenden, ja nicht einmal das ihres Gatten und am wenigsten das der Vollstreckerin des grausamen Gebrauchs. Ich

habe nicht entdecken können, worauf sich dieser abergläubische, barbarische Gebrauch berufen soll. Vielleicht soll es nur eine falschverstandene hygienische Maßregel sein. Vielleicht mögen die Araber auch eine mystische Bedeutung dem Umstande beilegen, daß der im Werden begriffene Mensch, an der Schwelle seines Daseins stehend, so in suspenso zwischen Geborensein und Nichtgeborensein gehalten werde; gleichsam um seinem Genius einen Augenblick des Verzugs zu gönnen, damit er Zeit habe, sich noch zu entschließen, ob er die schicksalsvolle Pilgerschaft des irdischen Daseins wirklich antreten wolle oder nicht. Als wir von diesem entsetzlichen Schauspiel zur Mahlzeit zurückgekehrt waren, fand es sich, daß Keiner mehr Appetit besaß. Das fürchterliche Drama auf der Straße hatte unsern tiefsten Ekel erregt.

Am folgenden Tage setzten wir in Gesellschaft unserer neuen Bekannten, der Offiziere der Fremdenlegion, den Weg weiter fort und erreichten gegen Mittag El Utajah, eine zweite Oase, welche leider in einem Kriege der Wüstenstämme aller ihrer Palmen beraubt worden war, und gegen Abend Biskarah, die Hauptoase dieses Theiles der algierischen Sahara. Der Weg dahin war einförmig, die Gegend stumm, eine prachtvolle Sandfläche, aus der hie und da ein Hügel hervorragte. Man stelle sich jedoch diese Wüste nicht ganz pflanzenlos vor, sie war im Gegentheil bei der jetzigen regenbringenden winterlichen Jahreszeit mit Feldblumen aller Art und phantastisch wucherndem Unkraut bedeckt. Jene einförmige graue, vegetationslose, ewige Sandfläche, in welcher Regen niemals fällt, muß man erst am anderen Ende der Sahara suchen, wo die

eigentliche Wüste, das beinahe völlig wasserlose Land, anfängt. Die früheren geographischen Benennungen waren, was Wüste und was Sahara betrifft, der heutigen Anwendung dieser Namen nicht entsprechend. Man glaubte, Sahara sei die wasserarme, beinahe pflanzenlose große Wüste. Dagegen hatte man kein Wort für jene pflanzenreiche, noch von Bächen durchrieselte, mit Winterregen gesegnete, verhältnißmäßig fruchtbare Vorwüste, welche die Araber Sahara nennen: eine Benennung, welche die Franzosen von ihnen angenommen haben. Man thäte, glaube ich, wohl daran, auch in Deutschland allen Begriffsverwirrungen zu entsagen und anzufangen, zwischen eigentlicher Wüste und Sahara zu unterscheiden. Die Sahara ist freilich immer noch eine Wüste, aber sie hat so viele Oasen, daß sie durchaus nicht dem Begriffe entspricht, den sich nun einmal die Völker Europa's von der „Wüste" gemacht haben.

Was ist die Bedeutung des Wortes Sahara? Die Beduinen der Wüste geben ihm eine sehr einfache: das Wort Sahara bedeute das Land der großen halb steppenartigen, halb weidenartigen Ebenen. Aber damit waren die arabischen Gelehrten nicht zufrieden. Die Bedeutung mußte complicirter sein. Deßhalb haben sie entdeckt, daß Sahara von Sahör herstamme. Sahör ist aber jener unmerkliche Zeitabschnitt, vor dem Sonnenaufgang, welcher mit seinem unsichern Zwielicht der eigentlichen Morgendämmerung (Fedscher) vorhergeht und bei dessen ungewissem Scheine man noch nicht im Stande ist, einen weißen Faden von einem schwarzen zu unterscheiden. Diese Zeit kennen alle Muselmänner sehr gut, weil man im Fastenmonat, im Ramadan, zur Zeit des Sahör noch essen

darf, während es zur Zeit des Fedscher verboten ist. Nun soll in der Sahara das Sahör länger dauern, als in irgend einer andern Erdgegend. So führt die Sahara den Namen dieser Tageszeit, deren größere Länge eine ihrer Specialitäten ausmacht. Man sieht, diese Bedeutung kann nichts dafür, wenn sie bei den Haaren herbeigezogen worden ist.

Zweites Capitel.

Biskarah.

Das „kleine Paris“. — Abermals ein Epicier. — Unruhiges Leben und Treiben in Biskarah. — Die Straßen. — Die Kaffeehäuser. — Stetes Vergnügungsleben der Biskrih's. — Die Tänzerinnen. — Drei verschleierte Männer. — Die Tuareggs. — Besuch eines Kaffeehauses in Biskarah. — Seltsame Stellungen der Anwesenden. — Der Tanz der Neilijas. — Die Sittlichkeitsbegriffe des Stammes der Ulad-Naïl.

Wenn die lustigen Burschen in Auerbachs Keller „ihr Leipzig loben“, und es „ein klein Paris“ nennen, so thun die Bewohner von Biskarah ihrer Vaterstadt keine geringere Ehre an. Biskarah, das ist bei diesen Phäaken der Wüste ausgemacht, ist das „Paris der Sahara“. Freilich gehen sie nicht so weit, behaupten zu wollen, daß „es seine Leute bilde“. Bilden thut es gewiß Niemand, das kann man ihm nicht vorwerfen. Biskarah ist kein „bildendes“ Paris der Wüste, ein solches „Paris“ besitzt die Wüste überhaupt nicht. Aber Biskarah ist das „amüsante“ Paris der Wüste. Es

ist eine Stadt der beständigen Vergnügungen, in der kein Mensch zu arbeiten scheint und in welcher alle Industrien, welche mit dem **dolce far niente** vereinbar sind, auf's höchste floriren. Wenn daher irgend ein Bewohner einer Wüstenoase sich eine Ferienzeit machen will, so geht er nach dem „Paris" der Wüste. Wenn die Biskrihs, jene Söhne von Biskarah, welche in Algier alle groben Arbeiten verrichten, sich gehörig abgequält und ein Paar hundert Franken zusammengespart haben, dann kehren sie nach Biskarah zurück, nach ihrem Paris, wo sie von nun an nur zwischen **Mabille** und **Chateau des fleurs**, d. h. zwischen dem Tamtam des Negertanzes und der Darbuka der Beni-Mzab in steter genußsüchtiger Aufregung leben.

Biskarah war schon zur Römerzeit nicht ohne Wichtigkeit. Es führte schon damals den Namen Zaba, welchen noch jetzt dieser ganze Theil der Sahara behalten hat. Die Araber nennen nämlich diesen ganzen Theil der Wüste „Zab", oder am liebsten in der Pluralform „Ziban". Im Alterthum bildete Zaba die Hauptstadt des nach ihm benannten „Limes Zabensis." Ein römischer Offizier verwaltete diesen District als Präpositus limitis.

Dieses Zaba Rumidiae ist nicht zu verwechseln mit dem Zaba Mauritaniae Sitifensis, welches das heutige Msila ist und schon im Itinerar erwähnt wird. Die beiden Zaba lagen nicht sehr weit von einander. Dieser Umstand hat Manche irregeführt, welche nicht wußten, daß es zwei Zaba gegeben habe. In der christlichen Epoche waren nicht nur diese beiden Zaba Bisthümer, sondern es gab auch noch ein

drittes Bisthum, welches von Zaba seinen Namen führte und zwar der **Episcopatus Medianorum Zabeniorum**, dessen Sitz in der Nähe des heutigen Bathan gewesen sein muß. Alle diese drei Zabischen Bisthümer lagen im Umkreis von 20 Quadratmeilen beisammen. In der Kirchengeschichte kommen 2 Bischöfe von Zaba Numidiae vor, der Donatist Lucius, um 411, und Cresconius, um 484. Hunerich verbannte viele Bischöfe in die Wüste, vielleicht hierher. Sonderbar ist es, daß unter diesen Bischöfen so viele Podagristen waren. Victor Vitensis sagt: **In quibus erant podagri quamplurimi.**

El Bekri erwähnt Biskarah und lobt namentlich die Güte seiner Datteln. Was letztere betrifft, so habe ich mich jedoch davon überzeugt, daß der arabische Geograph nicht die Wahrheit sagte. Die Datteln von Biskarah sind hauptsächlich ein vorzügliches — Pferdefutter. Die Menschen dagegen ziehen die Früchte der südlicheren und wärmeren Oasen vor. Daß der Kalif Obeid Allah, wie El Bekri sagt, sich aus Biskarah Datteln zum Essen schicken ließ, will wohl heißen, daß er die Datteln aus südlicheren Oasen über Biskarah bezog. Derselbe Kalif bediente sich auch nur des Salzes von Biskarah, welches allerdings besser ist, als seine Datteln.

Kaum waren wir in Biskarah angekommen und hatten unser Absteigequartier bei einem dortigen Epicier genommen — Epiciers sind einmal in diesen Gegenden unvermeidlich — als wir von der ganzen lärmenden Atmosphäre dieses afrikanischen Babels betäubt und wie trunken gemacht wurden. In meinem Zimmer war es unmöglich zu schlafen, zu lesen, zu schreiben, überhaupt etwas Anderes zu machen, als dem

beständigen Lärm zuzuhören, welcher aus den zahlreichen arabischen Kaffeehäusern zu uns drang. Ich schlug meinem Reisegefährten deßhalb vor, da wir doch einmal zur Anhörung dieses Lärms verurtheilt seien, lieber aus der Noth eine Tugend zu machen und diese Anhörung wenigstens mit Studien über das Volksleben von Biskarah zu verbinden. Dieß konnte nur an Ort und Stelle, da, wo der Lärm seinen Ursprung nahm, gründlich geschehen.

Wir begaben uns also in die Hauptstraße von Biskarah in der Absicht, uns in einem der vielen arabischen Kaffeehäuser, von denen sie wie belagert schien, niederzulassen. Wir wollten uns natürlich ein solches aussuchen, in welchem das Treiben am Lebhaftesten und Originellsten sich darzubieten verspräche. Aber da wurde uns die Wahl schwer. Alle schienen gleich lebhaft, gleich originell und von einer gleich bunten Menge von Kaffeetrinkern, Tänzern und Tänzerinnen besucht. Unentschlossen aus „embarras de richesses", wandelten wir einstweilen in den Straßen auf und ab und sahen uns vor der Hand nur die Außenseite der Dinge an.

Die Straßen waren breit und nicht lang, denn Biskarah, obgleich man es ein „Paris" genannt hat, ist eben nur ein kleines und zwar ein sehr kleines „Paris", dem ich kaum wagen würde, 3000 Einwohner zuzuschreiben.

Die Häuser hatten alle nur ein Erdgeschoß. Das einzige Haus des Commandanten, eine Caserne und das Fort ragten über die gewöhnliche Höhe dieser Maulwurfshügel empor. Fast alle Gebäude waren neu und mit französischem Baumaterial, das heißt mit Backsteinen erbaut; denn den

Standpunkt der ungebrannten Lehmziegel, auf welchem sonst alle Oasenortschaften standen, hatte das hochcivilisirte Biskarah bereits überwunden. Doch glichen diese Häuser nicht französischen. Sie besaßen noch etwas echt Orientalisches; wozu ihre Niedrigkeit und die Abwesenheit europäischer Dächer, statt deren Terrassen die Bauten krönten, am meisten beitrugen.

In der Hauptstraße waren ziemlich viele kleine arabische Buden, welche mehr zum Darinnensitzen müßiger, Maulaffen feilhaltender Eingeborenen, als zu Geschäftslocalen bestimmt schienen. Ein Dutzend europäischer Kaufläden und ein Paar große Judenmagazine versorgten den kleinen Ort mit dem Luxus und den Bedürfnissen der Civilisation. Diejenige Industrie, welche jedoch am meisten zu blühen schien, das waren die Kaffeehäuser und zwar fast ausschließlich die arabischen. Denn die französische Bevölkerung war so gering, daß ein oder zwei solcher Locale für ihre Bedürfnisse genügten. Europäer gab es außer dem hier garnisonirenden Bataillon der Fremdenlegion nur sehr wenige. Unter den Wenigen glänzte natürlich mein Epicier als Stern erster Größe.

Was mir jedoch, in Bezug auf Bevölkerung, am meisten in den Straßen von Biskarah auffiel, das war die große Anzahl jugendlicher weiblicher Wesen von der Klasse, welche man in Aegypten Almeh's zu nennen pflegt. Hier benennt man diese Mädchen mit dem Namen des Stammes, zu welchem sie fast ausnahmslos gehören, Nailijah. Ihr Stamm sind nämlich die Ulad Naïl, welche einen großen Theil der Saharah als Nomaden regelmäßig durchziehen. Alle diese

Mädchen gingen völlig unverschleiert und waren reich mit seltsam geformtem Geschmeide behangen. Ihr Haar fiel entfesselt in langen dunklen Wellen auf ihre braunen, nackten Busen hinab. Ihr Costüm war eine Art von weitem Aermelhemd, aus buntem Stoffe gemacht, ebenfalls reichverziert. So wandelten sie durch die Straßen, sahen die Vorübergehenden freundlich an, machten ihnen wohl auch geheimnißvolle Zeichen, blieben hier bei Einem stehen, wechselten einige Worte, gingen dann wieder weiter, blickten zur Thür eines Kaffeehauses hinein, betraten dasselbe auch wohl, entweder um zu tanzen oder sich von einem ihrer vielen Verehrer mit Kaffee tractiren zu lassen; liefen zuweilen auch, wie tolle Kätzchen, in muthwilligem Spiele mit jungen Biskrihs schäkernd durch die Gassen, oder setzten sich, wenn sie müde waren, vor ihre eigenen kleinen budenartigen Nischen, welche sie gemiethet hatten, um dort die Menge ihrer Bewunderer halb öffentlich, halb privatim, empfangen zu können.

Wir waren eben damit beschäftigt, den Typus der Nailijahs an den vorüberwandelnden Exemplaren zu studiren, als plötzlich unsere Aufmerksamkeit durch drei seltsame neue Erscheinungen abgelenkt und ausschließlich in Anspruch genommen wurde. Wer waren jene maskenartig verhüllten Gestalten, welche sich langsam und gravitätisch durch die Straßen von Biskarah bewegten? Frauen konnten sie nicht sein; denn sie waren viel zu groß, um einem andern, als dem häßlichen Geschlechte, anzugehören. Dennoch waren sie wie maurische Frauen verhüllt. Bis an die Augen reichte von unten hinauf ihr Gesichtslappen, und ihre Stirnlappen sanken

von oben herab wieder bis an die Augen. Diese Gesichtslappen waren jedoch nicht, wie bei den Moresken, von weißem Cattun, sondern, statt dessen, von dickem, schwarzem Wollenstoff. Diese dicken schwarzen Tücher gaben den Gesichtern etwas unendlich Düsteres, Abschreckendes, ja ich möchte sagen, Grauenerregendes. Wenn diese Männer sprachen, oder sonst ihre Kinnladen öffneten, so theilte dieß den schwarzen Tüchern Bewegungen mit, welche sie wie die Rachen dämonischer Ungeheuer aussehen machten. Dazu waren die, mit diesem scheinbaren Rachen behafteten Männer in ein solches Uebermaß von bauschigen Umhüllungen eingewickelt, daß ihre Gestalten alles Menschliche verloren und die Formen eines Hippotamus angenommen zu haben schienen.

Die Bewohner von Biskarah theilten jedoch gar nicht unsere Neugierde. Sie benahmen sich den seltsamen Wesen gegenüber ganz so, als ob dieselben Menschen wie sie auch und nicht Monstra von dämonischer Widermenschlichkeit seien. Diese Wesen bewegten sich schwerfällig, wankenden Ganges an uns vorbei und dann uns gerade gegenüber zur Thür eines arabischen Kaffeehauses hinein. Mein Reisegefährte und ich, unserer Neugierde nicht mehr Herr werdend, folgten ihnen.

Das Kaffeehaus, in welches wir eintraten, entsprach wenig dem Namen des „kleinen Paris", den die Stadt, in welcher es lag, im Munde der ehrgeizigen Biskrih's führte. Seine Wände waren nackt, schmuck- und geschmacklos. Sitze waren nicht vorhanden; statt derselben war es einem Jeden gestattet, sich auf dem Fußboden in einer jener verkrümmten,

in sich selbst zusammengewundenen Stellungen hinzulegen, die der Eingeborene so gut anzunehmen weiß und für welche unsere allzuarme Sprache nur die annähernden Begriffe „hinkauern“, „hinräkeln“, „hinhocken“ besitzt. Dort lagen auf der dünnen Strohmatte, welche den Fußboden bedeckte, einige fünfzig Leute: Araber, Biskrih's, Kabylen, Mozabiten, Nailiten, Tuggurtaner, Laghuaten, kurz Menschen aus allen Gegenden des südöstlichen Tell sowohl, wie aus allen verschiedenen Oasen der Sahara zusammengewürfelt. Diese Kerle hockten (denn von Sitzen kann nur bei einer sehr kleinen Zahl Eingeborener die Rede sein) in den verschiedensten Stellungen da, in welchen sie das sämmtliche Thierreich in allen Posen seiner eierlegenden oder säugenden Exemplare nachgeahmt zu haben schienen.

Da hockte ein junger Biskrih, der sich den Schakal zum Vorbilde gewählt zu haben schien; seine Kniee ragten aufwärts in die Höhe und sein dünner langer Kopf ruhte zwischen ihnen; jetzt erhob er das Haupt, gähnte — welcher Araber gähnt nicht zehnmal in fünf Minuten? — und öffnete dabei so weit und krampfhaft seinen rachenartigen Mund, daß die lange dünne Zunge hundeartig herauszuhängen kam. Dieser Mensch mußte der Natur zürnen, daß sie ihm in schnöder Unfreigiebigkeit die Gabe des Bellens verweigert hatte.

Neben dem Schakal kauerte jenes andere Exemplar der afrikanischen Fauna: das Stachelschwein. Es war repräsentirt durch einen fetten Laghuatih, der, in sich selbst gekrümmt, einen monströsen Ball bildend, dalag. Sein Gesicht konnte man nicht sehen, man ahnte aber dunkel, daß

es in der Nähe der Schenkel wieder zum Vorschein kommen müsse.

Ein Dritter gab sich alle denkbare Mühe, einem Frosch so ähnlich als möglich zu sehen. Es war dieß ein Tuggurtaner, der auf den unteren Gelenken der Beine in jener Stellung, welche die Franzosen „percher" nennen, hockte. Sein stumpfnäsiges, großmündiges Gesicht hatte etwas entschieden Krötenartiges. Er streckte seine langen, dünnen, froschbeinähnlichen Arme und Finger nach vorne aus und man konnte ihm ohne großen Aufwand von Phantasie die Absicht zuschreiben, als wollte er eben wieder in den väterlichen Sumpf hineingleiten. Viele hatten, wie es aussah, sich Vögel zu Vorbildern gewählt. Da saß die Eule, ihre kleinen Beinchen kaum sichtbar und den Federschweif wedelnd. Dort die Gans dumm und glotzend in die Welt hineinschauend. Daneben der Uhu, in sich selbst gekauert und mit gläsernen Augen vor sich hinstarrend.

Keine dieser Gestalten hatte eine Stellung angenommen, die man Sitzen nennen konnte. Das klassische orientalische Sitzen mit untergeschlagenen Beinen, das verstehen in ganz Algerien nur Einige der besseren Mauren der Stadt Algier selbst. Alle Uebrigen hocken, kauern oder räkeln sich nur auf dem Boden hin.

Die drei verschleierten Männer, denen wir hieher gefolgt waren, ließen sich ebenfalls auf dem Fußboden des Kaffeehauses nieder und zwar in sehr originellen Posen. Der eine bemühte sich, statt auf dem Gesäß auf dem Rücken zu sitzen. Der andere kniete. Dem dritten schien es lange unklar, was

er mit seinem Kopfe anfangen solle; endlich entschloß er sich und legte dieses unnütze Möbel unter die Waden eines Andern.

Diese drei räthselhaften Wesen bestellten Kaffee. Wie es freilich der Kauadschi (Kaffeewirth) verstehen konnte, das ahnte ich nicht. Aber der Kaffee kam und nun tranken sie. Sie schienen den Kaffee aber nicht in ihren Mund, sondern in den dunklen Wollenlappen, der das Gesicht bedeckte, hineinzuschütten. Von ihrem Gesicht bekam man bei dieser Operation nicht mehr zu sehen, als vorher.

Endlich, von Neugierde auf's Aeußerste getrieben, fragte ich einen neben mir kauernden Biskrih, wer diese Drei seien?

„Tuaregg," war die Antwort.

„Tuaregg?" dachte ich bei mir selbst, das ist ja der Name eines Volkes der Wüste. Wäre es möglich, daß ein ganzes Volk sich diese unsinnige Sitte des Verschleierns der Männer auferlegt hätte? Ich fragte nochmals, und da wurde mir das Unglaubliche gesagt, daß wirklich alle Tuaregg sich verschleiern; und was für ein Verschleiern! Kalfatern wäre ein besseres Wort für dieses Verschleiern.

Diese Tuaregg wohnten im Süden der französischen Besitzungen, also im Süden der Sahara, in der eigentlichen Wüste. Die südlichen Tuaregg sind noch so gut wie unbekannt. Bekannter sind die östlichen Tuaregg, welche Barth und in neuester Zeit (1860—1862) Duveyrier besucht haben. Von diesen östlichen Tuaregg ist es sogar Duveyrier gelungen, drei sogenannte Stammeshäupter zu beschwatzen, eine Reise nach Paris zu unternehmen. In diesem Sommer (1862)

sind sie dort angekommen und man hat für gut gefunden, sie auch nach England zu führen, um ihnen die große Weltausstellung zu zeigen.

Ich sah diese drei von Duveyrier in Beschlag genommenen Tuaregg vor ihrer Einschiffung in Algier. Häßlichere Monstra hätte man wohl kaum erblicken können. Der junge, bereits berühmte Duveyrier führte sie in der Stadt herum, mehr um sie als Merkwürdigkeiten, als um ihnen die Merkwürdigkeiten Algiers zu zeigen. Leider konnte sich der junge Tourist nicht viel mit diesen Barbaren unterhalten, da in Folge eines schlimmen Fiebers, welches ihn nach seiner Rückkehr vom Lande der Tuaregg befallen, sein Verstand und Gedächtniß noch sehr angegriffen waren und er unter Anderm sein Tmaschek (so heißt die Sprache der Tuaregg), welches er früher geläufig gesprochen, beinahe gänzlich vergessen hatte. Diese von Duveyrier in Beschlag genommenen Tuaregg werden wohl sehr civilisirt in ihr Vaterland zurückkehren. Die drei, welche ich im Kaffeehaus in Biskarah sah, waren es weniger. Sie sprachen nichts, gähnten aber sehr viel, was man an den rachenartigen Bewegungen ihrer Gesichtslappen errathen konnte. Leider, so interessant mir ihre Nähe auch war, so konnte ich es doch nicht lange in derselben aushalten, denn diese guten Leute verbreiteten einen pestartigen Geruch.

Ich setzte mich in einen andern Winkel und fand mich dort in der Nähe eines sehr anständig aussehenden alten Biskrih. Ich redete ihn an und er sagte mir, daß er zwar in Biskarah geboren, aber doch kein Biskrih sei, sondern ein

Kuluglih, dessen Familie jedoch schon seit Jahrhunderten hier ansässig wäre. Kuluglih sind bekanntlich die Mischlinge zwischen Arabern und Türken. Das türkische Blut hält sich immer für besser und kein Kuluglih, sei er auch in Wirklichkeit noch so sehr Biskrih geworden, will, daß man ihn Biskrih nenne.

Jetzt machte eine Bande leichtfüßiger Naïlijah ihre Irruption in's Kaffeehaus. Diese leichten schlanken Mädchen — fast alle Mädchen der Saharah, welche ich sah, waren schlank, während im Tell Fettheit vorherrscht und in hohen Ehren steht — warfen sich erst, wie ein Zug von luftigen Sommervögeln, die vom Fluge müde sind, in launigen Posen auf der Strohmatte des Fußbodens hin. Hier schlürften sie den Kaffee, mit welchem ihre zahlreichen Verehrer sie tractirten. Dann sprangen sie schnell wieder auf und begannen zu hüpfen und zu springen und endlich zu tanzen. Aber was für ein Tanzen! Die Nbitsa, die ich in Algier gesehen hatte, war Ruhe, ihre leidenschaftlichen Bewegungen waren Eis gegen diese Beweglichkeit, gegen dieses Feuer. Wie bei der Nbitsa, so fing auch hier die Bewegung erst oberhalb der Füße an und pflanzte sich von da in aufsteigender Linie fort bis zu der Stelle, wo sie ihren Gipfelpunkt erreichte; dann nahm sie wieder ab, wurde sanfter und sanfter und um Brust und Kopf spielte nur noch ein kaum merkliches Zittern. Aber wie viel heftiger, als bei der Nbitsa, waren diese Paroxismen! Wie viel leidenschaftlicher waren diese Geberden! Mit solcher Wuth, mit solchem bacchantischen Wahnsinn drehten und wanden diese Mädchen ihre zarten Leiber, daß

man zu glauben versucht war, sie wollten aus sich selbst herauszhüpfen: gleichsam als fänden sie die irdische Hülle zu zart und zu schwächlich, um noch länger den Vulcan ihrer glühenden Triebe und Gefühle in sich beherbergen zu können.

„Ist dieß das erste Mal, daß Sie die Naïlijah sehen?" fragte mein Nachbar, der Kuluglih.

„Ja," erwiderte ich, „und ich bin hocherstaunt, eine solche Menge noch so sehr jugendlicher Wesen" — die meisten waren zwischen 12 und 14 Jahre alt — „einem so traurigen Gewerbe ergeben zu sehen."

„Trauriges Gewerbe?" bemerkte der Kuluglih. „Ja! so würde man es in Algier nennen; und auch hier in Biskarah würde ein Mädchen aus dem Orte selbst, welches diesen Stand erwählen wollte, als ehrlos von ihrer Familie ausgeschlossen werden. Aber die Ulad-Naïl, der Stamm, zu welchem diese Naïlijah gehören, haben andere Ideen über den Ehrenpunkt. Alle diese Mädchen, welche Sie hier sehen, und die jetzt das Gewerbe der Almeh ausüben, werden in einigen Jahren in ihr Vaterland zurückkehrrn, und ohne Zweifel alle sehr gute Parthieen machen."

„Und," fragte ich, „bringen sie den Lohn ihres unregelmäßigen Lebenswandels ihrem Gatten als Mitgift?"

„Mitgift? Nein! Keine Frau bringt ihrem Manne eine Mitgift bei arabischen Stämmen. Das Geld, was sich eine Naïlijah, während sie das Gewerbe einer Almeh ausübte, verdient hat, das gehört weder ihrem Manne, noch ihr selbst, sondern ihrem Vater."

„Also profitirt der Vater von der Unehre seiner eigenen Tochter?"

„So ist es! Es gilt den Ulad-Naïl aber nicht als Unehre. Eine Unehre würde es ihnen nur dann scheinen, wenn das Mädchen dabei Vergnügen oder Vortheil hätte. Das würden sie für eine Depravation ansehen. So geschieht es aber nur im Gehorsam gegen den väterlichen Willen und als Speculation, denn der Zweck des Geldverdienens nimmt der Sache in ihren Augen jeden sündhaften Charakter. Es ist nicht mehr Wollust, es ist Erwerb und nicht einmal Erwerb für sich selbst, sondern für ihre Eltern. Der Vater zieht auf diese Weise doppelten Vortheil aus seiner Tochter; er profitirt von ihren schönsten Jahren dadurch, daß er sie dem Gewerbe der Almeh widmet und nachher, wenn sie hiezu untauglich geworden ist, verkauft er sie noch an einen Mann seines Stammes und gewinnt wieder ein Paar hundert Francs dadurch."

„Aber," fragte ich weiter, „ist es denn möglich, daß ein Mann einen so entwertheten Gegenstand zum Weibe begehren kann?"

„Dafür," erwiderte der Kuluglih, „haben die Ulad-Naïl gesorgt. Sie lassen alle ihre Mädchen dasselbe Gewerbe treiben, die Töchter des Scheikhs vielleicht allein ausgenommen. Auf diese Weise hat man keine andere Wahl, als eine Almeh zu heirathen; denn an eine Verbindung mit einem fremden Stamme, daran denkt kein Mann der Ulad-Naïl. Außerdem sind diese Mädchen alle noch reich."

„Ich glaubte, Sie sagten, das Geld, welches sich eine Naïlijah verdient, gehöre dem Vater?“

„Das Geld, ja! aber nicht der Schmuck. Der Schmuck einer Muselmännin ist heilig und kaum die ärgste Noth kann zu seiner Veräußerung zwingen. Den Schmuck, den die Naïlijah als Almeh getragen hat, den behält sie und der ist oft werthvoll. Sie sehen, viele dieser Mädchen haben schwere Silberketten, drei oder vier Mal um ihren Hals geschlungen, und eine Menge Goldstücke in die Kette hineingelöthet. Beachten Sie auch außerdem noch die Menge der Korallen in ihren Haaren und die silbernen Armbänder von der Dicke von Ankerketten, und die Beinringe, ebenfalls massiv und von edlem Metalle. Neulich war ein Engländer hier, der für den Schmuck einer einzigen Naïlijah 2000 Francs bot.“

„Und hat sie ihn verkauft?“

„Nein! Sie dachte nicht daran. Diese Schmucksachen gehen von Generation auf Generation. Wenn diese eine Tochter hat, so wird dieselbe in 12 Jahren mit demselben Schmuck als Almeh erscheinen, in welchem heute die Mutter glänzt. Uebrigens kommt es vor, daß unter den Münzen, welche in ihre Halsketten eingelöthet sind, sich oft höchst werthvolle und seltene alte arabische Goldstücke befinden, von deren Werth diese Leute jedoch keine Idee haben. Seit Jahrhunderten vererbt sich ein solcher Schmuck, und auf demselben erhalten sich so Geldsorten, die längst außer Cours gekommen sind.“

Der Kuluglih hatte nicht Unrecht. Ich überzeugte mich durch eigenes Anschauen, daß einige der Schmuckmedaillen

dieser Naïlijah höchst seltene arabische Goldstücke waren. Aber zum Verkauf auch nur einer einzigen war kein Mädchen zu bewegen.

Drittes Capitel.

Biskarah.

Der verliebte Epicier. — Spaziergang im Palmenwald. — Interessirte Begleitung. — Hameds Abreise. — Reisepläne für's Innere der Wüste. — Wunsch, nach Tuggurt zu reisen. — Abmahnungen von Seiten des Bureau arabe. — Bekanntschaft mit Sidi Omar. — Wir laden ihn ein. — Wir gewinnen durch List seine Protection. — Aufbruch nach Tuggurt.

Ich hatte jetzt über die Naïlijah genug erfahren, ihren Tänzen zugesehen und das arabische Kaffeehausleben für's Erste hinlänglich genossen. Auch war es Zeit geworden, das Mittagsmahl bei unserm Gewürzkrämer einzunehmen. Wir fanden diesen Biedermann in seinem Laden, der zugleich als Speisesaal diente. Er speiste mit uns, sowie auch sein Commis, ein junger Franzose von etwa 25 Jahren, der jedoch durchaus keinen großen Respect vor seinem Principal zu haben schien. Im Gegentheil zog er diesen auf's Unbarmherzigste wegen einer heftigen Passion auf, die der Epicier für eine Naïlijah gefaßt haben sollte und an die er nun Tag und Nacht dächte. Es war nicht an uns, dies Herzensgeheimniß unsers Wirths zu ergründen. Aber es war bezeichnend für die Luft von Bis-

karah, daß sie sogar Epiciers, diesen prosaïschsten aller Menschen, Passionen einzuflößen im Stande war.

Des Abends machte ich einen kleinen Spaziergang in den Palmenwäldern, welche Biskarah überall umrahmen. Die Luft war mild und warm im Vergleich mit Bathna, obgleich die Bewohner von Biskarah über Winterkälte klagten. Wir hatten Abends ungefähr 12° R. nach Norden. Ueberhaupt fand ich das Klima von Biskarah im Winter höchst angenehm. Bei diesem abendlichen oder richtiger nächtlichen Spaziergang durch die Palmenwälder drängten sich mir plötzlich zwei eingeborene Jünglinge als Gesellschafter auf. Ich hätte diese Begleitung gut entbehren können, denn die Einsamkeit in einer herrlichen fremdartigen Landschaft gewährt meiner Phantasie immer einen ungleich höheren Genuß, als ich aus dem Gespräch mit irgend Jemand schöpfen könnte. Aber, da es nebenbei bei mir Grundsatz war, nie eine Gelegenheit, arabisch zu reden, unbenutzt zu lassen, so ließ ich die Burschen neben mir herlaufen und plauderte mit ihnen. Es waren uninteressante Geschöpfe. Das Komische bei der Geschichte war jedoch, daß die Kerle nach einem halbstündigen Spaziergang und Geplauder — bezahlt sein wollten. Sie glaubten, etwas gethan zu haben, was für einen Rumih Geldeswerth besitze. Die Araber sind äußerst schlau im Beobachten ihres Nächsten. Diese Bursche mußten mir angemerkt haben, daß ich es liebe, arabisch zu reden, folglich hatte Arabisch einen Werth für mich; sie hatten mir eine Dosis davon verabreicht und heischten nun den Geldeswerth derselben. Ich schlug diese Dosis jedoch nur auf zwei Sous an, welche ich den Jünglingen verabreichte.

Ich ließ mich verlocken, einen Monat in Biskarah zu bleiben, um die Wüstenlandschaft so recht genießen zu können. Mein Reisegefährte that dasselbe. Wer aber nicht zu bewegen war, auch nur eine Woche in dieser lieblichen Oase, ja überhaupt irgendwo in der Wüste zu verweilen, das war Hamed. Seine Vorurtheile gegen die Sahara waren so groß, daß sie sogar über seine Liebe zum Gelde den Sieg davon trugen. Er verlangte plötzlich seinen Abschied und ich gab ihm denselben mit Freuden. Hamed wurde durch Hülfe des Bureau arabe nach Constantine zurückbefördert, wo er sich zweifelsohne ruhig seinem Kif ergeben hat. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Mein Reisegefährte und ich hatten kaum ein wenig von den landschaftlichen Genüssen der Wüste und Oase gekostet, als in uns der Wunsch entstand, unsere Pfade noch weiter auszudehnen, um noch ein beträchtlicheres Stück Wüste und eine größere Anzahl von Oasen kennen zu lernen. Man rieth uns, von Biskarah über Busadah nach El Aghuat zu reisen. El Aghuat ist nämlich eine Oase, im Süden der Provinz Algier gelegen, wie Biskarah im Süden von Constantine liegt. Nun betrug die Entfernung von Biskarah über Busadah nach El Aghuat ungefähr 30 deutsche Meilen. Wenn wir aber doch einmal eine so lange Wüstenreise machen wollten, so war es wünschenswerther, lieber tiefer in die Wüste einzudringen, als in paralleler Richtung mit der Meeresküste, in welcher Richtung uns die Reise nach El Aghuat geführt hätte, die Sahara zu durchschneiden, denn auf letztere Art hätten wir uns nie sehr viel vom Tell (der Nicht-Wüste) entfernt. Nun lag

aber eine Reihe höchst interessanter Oasen etwa 30 deutsche Meilen in directer südlicher Richtung von Biskarah. Es waren dieß die so äußerst wenig noch von Europäern besuchten Oasen des Uëd Rhir, deren bedeutendste Tuggurt ist. Auf dieser Reise wären wir mitten in das Herz der Sahara eingedrungen und hätten eine viel interessantere, weit weniger bereiste Oase kennen gelernt, als El Aghuat war, welches von Algier aus sehr leicht zu erreichen war und bereits ebenso civilisirt, als Biskarah, sein sollte. Zudem hofften wir Beide die Reise nach El Aghuat in einem andern Jahre machen zu können, denn wir hatten uns Beide vorgenommen, den algierischen Gestaden nach Beendigung dieser Winterreise nicht für immer den Rücken zuzuwenden und von Algier war die Reise nach El Aghuat eine Kleinigkeit. So entschlossen wir uns denn für die Reise nach Tuggurt.

Wir hatten freilich nicht gedacht, daß diese Reise so große Schwierigkeiten bieten würde. Die Offiziere des Bureau arabe in Biskarah, an welche wir empfohlen waren, wollten gar nichts davon hören, als wir ihnen unsere Reisepläne mittheilten und sie um ihren Rath baten.

„Rath," sagte der Capitain, „den kann ich Ihnen geben, aber weder Escorte noch Sattelthiere könnte ich Ihnen zu diesem Ausfluge verschaffen, und mein Rath wäre der, daß Sie von diesem unsinnigen Plane abständen; denn der Weg ist entschieden unsicher. Obgleich die Stämme des Uëd Rhir seit 1854 unsere Oberhoheit anerkennen, so sind sind sie doch noch weit entfernt davon, mit einer französischen Polizei gesegnet zu sein, wie Biskarah dies Glück genießt. Der Scheikh

von Tuggurt könnte persönlich noch so gute Absichten Ihnen gegenüber hegen, er wäre doch nicht im Stande, zu verhindern, wenn es einem seiner Unterthanen einfallen sollte, Sie zu beschimpfen oder gar zu mißhandeln. Diese Scheikhs haben in ihren Stämmen nur eine höchst limitirte Gewalt. Dazu bedenken Sie die Unbequemlichkeiten der Reise, welche für einen Europäer immense sind. Sie können niemals auf ein Bett rechnen, müssen stets in Zelten oder Lehmhäusern übernachten, die so sehr allen Winden und Wettern offen stehen, daß es fast besser wäre, wenn Sie im Freien schliefen, und im Winter sind die Nächte selbst in der Sahara oft sehr kühl, ja kalt. Sie müssen ferner sich nur von Kußkussuh nähren und können noch froh sein, wenn Sie letzteres überhaupt bekommen. Dann müssen Sie manchmal angestrengte Tagereisen machen, welche Sie vielleicht nicht im Stande sein werden, zu ertragen."

Alles dieß war nicht geeignet, uns zu ermuthigen. Der Epicier, unser Wirth, trug noch dickere Farben auf dem Gemälde der Gefahren und Strapatzen auf, welche die Reise nach Tuggurt für uns mit sich bringen sollte. Wenn man ihn hörte so gingen wir unserm sicheren Untergange entgegen und hatten nur noch die Wahl, welche Todesart wir vorziehen möchten.

Wir ließen uns jedoch nicht abschrecken. Der wahre Touristeneifer wächst unter Hindernissen. Wir verschoben nur die Ausübung unseres Reiseplanes, bis daß sich eine günstige Gelegenheit zu seiner Wiederaufnahme bieten würde. Wir wußten jetzt, daß wir nur mit Hülfe der Eingeborenen unsern Zweck erreichen konnten und wir waren entschlossen, uns den Letzteren gänzlich anzuvertrauen.

Die erwünschte Gelegenheit ließ nicht sehr lange auf sich warten. Wir waren etwa einen Monat in Biskarah gewesen, hatten während dieser Zeit täglich die arabischen Kaffeehäuser besucht und daselbst zahlreiche Bekanntschaften mit Eingeborenen angeknüpft, denn die arabischen Kaffeehäuser in der Sahara werden von allen Stammeshäuptern besucht und man kann daselbst oft die wichtigsten Bekanntschaften machen. In Algier dagegen, wie überhaupt in den Städten des Tell, sind die Kaffeehäuser nur das Stelldichein des unberechenbarsten Lumpengesindels. Eines Tages machten wir in einem solchen Kaffeehause auch die Bekanntschaft eines älteren Mannes, der höchst reinlich in drei weiße Bernusse gekleidet war. Seine Züge waren edelgeformt, seine Stirn hoch, seine Nase habichtsartig, sein Mund fein geschnitten und ernst; ein grauer Bart bedeckte das alternde Angesicht. Wir hörten ihn Sidi Omar nennen und erfuhren, daß er der Scheikh eines Stammes der Uëd-Rhir sei, welcher in der Nähe von Tuggurt wohne. Sidi Omar hatte höfliche und gebildete Manieren. Wir wurden bald näher mit ihm bekannt, hüteten uns jedoch auf's Aengstlichste, irgend Etwas von unseren Reiseplänen fallen zu lassen. Dieß würde ihn auf der Stelle von uns entfernt haben, denn ein Araber dient nicht gerne einem Fremden als Cicerone nach oder in seinem Heimathlande. Nur durch List konnte er für unsere Pläne gewonnen werden.

Diese List, welche wir zu gebrauchen beschlossen und auch mit günstigem Gelingen ausführten, war folgende: Sidi Omar wurde eingeladen, in unserer Wohnung den Kaffee zu trinken. Mit uns zu essen, das würde er ausgeschlagen haben;

aber der Kaffee eines Rumih ist eben so koscher als der Kaffee eines Muselmanns. Gegen den Kaffee konnte er nichts einwenden. Er kam. Er nahm den Kaffee bei uns ein und wir plauderten gemüthlich etwa eine Stunde lang zusammen. Von der Reise wurde noch kein Wort gesprochen; gleich das erste Mal damit herauszuplatzen, hätte unsere List, als solche, zu sehr geoffenbart. Uns lag daran, die List womöglich vergessen zu machen. Der Scheikh wurde am folgenden Tage wieder eingeladen. Immer noch keine Rede von der Reise. Das dritte, vierte, ja bis zum achten Male verlautete ebenfalls immer noch keine Sylbe davon. Sidi Omar mochte schon glauben, es läge uns entsetzlich viel an seiner Persönlichkeit um seiner Persönlichkeit willen. Er fing an, Zutrauen zu uns zu fassen und wir hätschelten ihn und thaten ihm schön, daß es eine Freude war. Eines Tages kam er auch, sah aber etwas unstät geschäftig aus und wir fragten ihn deßhalb, was diese ungewöhnliche geschäftsvolle Miene zu bedeuten habe.

„Morgen reise ich nach Tuggurt zurück," erwiderte er. Er glaubte jedoch vom Schlage getroffen zu werden, als wir, die wir ihn schon lange an diesem Punkt erwartet hatten, nun plötzlich jubelnd ausriefen:

„Und wir reisen mit Dir."

Er konnte uns das Recht des Mitreisens nicht verweigern. Ja er mußte uns bei demselben allen Schutz angedeihen lassen, über welchen er gebieten konnte: So wollte es die Sitte der Araber im Allgemeinen und der Wüstenstämme im Besonderen. War er doch unser Gast geworden und uns folglich mit dem

unauflöslichen Bande verknüpft, welches Gast und Gastfreund umschlingt. Wir hatten ihn angeführt. Denn, hätte er geahnt, daß wir Reisepläne nach Tuggurt schmiedeten, keine hundert Pferde würden ihn zu uns gebracht haben. Nun war er aber gezwungen, uns die Reise machen zu lassen. Denn selbst, hätte er die Heiligkeit der Sitte gering geachtet, so verlangte doch seine Ehre, daß er uns seinen Schutz nicht verweigere. Denn alle Leute in Biskarah wußten, daß er unser Gast geworden war und wir hatten gute Vorkehrung getroffen, daß das Aussprechen unseres Wunsches, mit Sidi Omar nach Tuggurt zu reisen, ebenfalls recht schnell bekannt werden sollte. Ganz Biskarah mußte noch heute erfahren, daß wir ihn, der unser Gast geworden war, um einen wichtigen Dienst ersucht hatten und hätte er uns diesen Dienst nicht gewährt, er würde nie mehr sich in Biskarah haben zeigen können, ohne das Gespött der Menge zu werden.

Sidi Omar war also angeführt. Er war also gezwungen, uns mit sich nach Tuggurt zu nehmen. Er hätte freilich Grimassen schneiden können. Aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen: er machte „bonne mine à mauvais jeu.“ So sehr er innerlich auch geflucht haben mag, sein Antlitz athmete nur Amönität. Da saß er: „il volto sereno“ — im italienischen Opernstyl. Er kündigte uns an: Da wir doch einmal mit ihm reisten, so hätten wir uns sehr zu eilen. Wir müßten Kameele miethen, wenn wir keine eigenen Pferde hätten, denn Pferde zu miethen, würde uns schwer werden. Wir sollten uns auch Matratzen mitnehmen, da er gehört habe, daß Europäer auf solchen Dingern schliefen, denn sonst

müßten wir meist auf nackter Erde übernachten. Lebensmittel, dafür wolle er sorgen.

Sidi Omar hätte nicht nöthig gehabt, uns dieß anzuempfehlen. Wir hatten alle Vorbereitungen zur Reise schon längst getroffen. Wir standen bereit, wie der Maschinist im Theater, der nur die Schelle zum Decorationswechsel erwartet. Sidi Omar hatte diese Schelle gezogen.

Ich glaube übrigens, der Biedermann hegte die stille Hoffnung, daß wir denn doch nicht so schnell zum Aufbruch bereit sein würden. Er hatte überdieß den Moment des Aufbruchs am nächsten Morgen so sehr früh bezeichnet, daß er gewiß hoffte, wir würden ihn verschlafen. Aber zu seinem unangenehmen Erstaunen fanden wir uns pünktlich ein.

Um 5 Uhr Morgens, in voller Dunkelheit, rückten wir aus Biskarah aus, und zwar hoch zu Kameel. Wir hatten fünf dieser Thiere sowohl für uns als für's Gepäck gemiethet. Unsere guten Matratzen befanden sich auf einem derselben.

Viertes Capitel.

Der Uëd Rhir.

Reise von Biskarah nach Tuggurt. — Dauer des Weges und Etapen. — Das Kameel. — Seekrankheit auf dem Wüstenschiff. — Die Oase Sidi Okba. — Der Wald von Saada. — Nachtlager bei dem Beni Thins. — Infernalische Kost. — Nachtlager in El Baadsch. — Die Sebkah Melrhir. — Fata Morgana. — Sidi Khelil. — Der See und seine Salzvegetation. — Die Oase Tanedla. — Tamerna. — Sidi Raschid. — Die artesischen Brunnen. — Der Uëd Rhir. — Rtaa's. — Letzte Tagereise im strömenden Regen. — Ankunft in Tuggurt.

Der Weg von Biskarah nach Tuggurt beträgt in directer Linie etwa 27 deutsche Meilen. Diese Entfernung sollten wir in 6 Tagereisen zurücklegen, so daß im Durchschnitt auf den Tag vier und eine halbe deutsche Meile gekommen wären. Da nun unsere Kameele nicht mehr als eine deutsche Meile in 2 Stunden zurücklegten, so folgte daraus, daß wir im Durchschnitt 9 Stunden täglich hoch zu Kameel hätten zubringen sollen. Es wurden jedoch viel mehr daraus. Denn einmal waren die Etapen nicht gleichmäßig eingetheilt und dieß hatte größere Reisen für einzelne Tage zur Folge. Es hätte ebenso kleinere Reisen für andere Tage zur Folge haben sollen, aber der Zufall wollte es so, daß grade diese vermeintlichen kleineren Tagereisen noch größer ausfallen sollten, als die sogenannten großen. Denn die Route war zwar ziemlich grade nach Süden strebend, aber sie machte doch auch Umwege

und diese Umwege fielen sonderbarer Weise grade auf die Tage=reisen, welche, nach der directen Entfernung zu schließen, die kürzesten hätten sein sollen. Das Resultat war, daß, statt neun täglichen Stunden der Reise, es ihrer 11 — 12 wurden, und die 6 Tage lang hintereinander auf Kameelsrücken zuge=bracht und dann nach kurzem Aufenthalt in Tuggurt besagte 10—12 Stunden täglich abermals 6 Tage lang hinterein=ander auf dem wackeligen Höcker des Wüstenschiffes zugebracht, das war keine kleine Strapatze, besonders da Kameelreiten früher doch nicht bei uns das tägliche Brod gewesen war und wir viel von dem Ungewohnten dieses Beförderungsmittels zu leiden hatten.

Wir jubelten laut auf, als wir die Thore von Biskarah hinter uns ließen, so hocherfreut waren wir über das Gelingen unsres Planes, durch welchen wir uns Sidi Omar's Schutz versichert hatten, und so glücklich waren wir, in der Hoffnung, nun bald ein Land kennen zu lernen, welches so wenig Rei=sende vor uns besucht hatten: Der echte Tourist empfindet kühn den Stachel, welcher zur Befriedigung einer mächtigen Neugierde oder Wißbegierde treibt, welche dort ihre Stillung erwartet, wo nur Wenigen vor ihm es gegönnt war, sie zu stillen. Ein Dorf aus Lehmhütten gebaut, welches noch Nie=mand gesehen hat, besitzt für ihn mehr Reiz, wenn auch nicht mehr Werth, als z. B. das von Kunstwerken strotzende Florenz oder Rom, welche täglich von tausend Neugierigen überlaufen werden.

In unserm Eifer, so recht schnell weiter in die Wüste einzudringen, wollten wir womöglich in raschem Fluge die erste

Meile durchjagen; aber die inerte Masse des Kameeles war zu keiner Beschleunigung seiner schwerfälligen Schritte zu bringen. Gebannt waren unsere Leiber auf dem Rücken dieses Ungethümes. Unser Geist mochte noch so schnell voranfliegen, die stumpfe Materie versagte ihm den Dienst. Das Kameel siegte zuletzt über uns, denn welche Siege feierte nicht die vis inertiae?

Das Kameel siegte auch noch in anderer Beziehung über uns. Es zwang uns nämlich zur abscheulichen Kameelskrankheit, jener Seekrankheit der Wüste, welche dieses Monstrum, das Schiff der Wüste nämlich, durch seine unvernünftige Art des Gehens seinem Reiter bereitet. Welchem andern Vierfüßler wäre es auch eingefallen, mit den zwei rechten Füßen zugleich anzusetzen und dann die 2 linken im Tact nachfolgen zu lassen, um darauf von Neuem mit den zwei Rechten auf dieselbe unverzeihliche Art anzusetzen? Auf diese Weise bildet die eine Seite des Thieres, so lange es wandelt, immer eine Höhe und die andere ein Thal und der Reiter wird in jeder Minute mehrmals von dieser Höhe in dieses Thal und von diesem Thal auf diese Höhe geschleudert. Man muß wirklich ein Kameel sein, um einen solchen Gang erfunden zu haben. Manchen höre ich sagen: „das Kameel in seiner Dummheit weiß es nicht besser.“ Aber das Kameel ist gar nicht so dumm wie man glaubt. Das Kameel hat besagten Gang nur deßhalb erfunden, weil er stets ein langsamer Gang bleiben muß. Das Schiff der Wüste ist ein ächter Orientale und das Faullenzen ist demnach seine einzige Freude. Wie könnte es dem lieblichen Nichtsthun, oder in Ermangelung dessen dem Recht-

langsamthun auch fröhnen, wenn es wie ein Pferd oder ein Maulthier liefe. Nein! das Kameel ist nicht dumm. Es ist schlau und pfiffig: ein Beweis davon seine Erfindung dieser für es so bequemen, weil langsamen Gehart, welche leider für den Reiter die Kameelskrankheit zur Folge hat.

Den ganzen ersten Tag konnten wir die Gegend, da unsre Blicke vom Schleier der Kameelskrankheit getrübt waren, nur höchst unvollkommen durch diesen häßlichen Schleier hindurch in Augenschein nehmen. Anfangs begleitete uns noch der Palmenwald von Biskarah, dieser Wald, dessen Bäume alle gezählt und auf dem Steuerregister numerirt aufgeführt sind. Jeder dieser numerirten Bäume zahlt jährlich die Steuer von 8 Sous. Welche Prosa haben die Franzosen in diese Oasen gebracht! Was giebt es Poetischeres als einen Palmenwald? Aber was giebt es Prosaischeres, als einen gezählten, numerirten und einregistrirten Palmenwald? Freilich wird man sagen, der Palmenwald bleibt derselbe. Aber nein! Er bleibt nicht derselbe. Man sieht die entsetzlichen Nummern gleich häßlichen Dämonen über ihm schweben, man sieht das abscheuliche Register gleich einem scheußlichen Gespenste den Wald durchwandeln.

Als der Palmenwald vorbei war, kam die Wüste, die echte Sahara mit ihren grauen Flächen links und ihren im Winter steppenartig bewachsenen Haiden rechts. Hie und da hob sich ein kleiner Hügel von weißem, in der Sonne glänzendem Steinsalz aus der Ebene. Unser Blick schweifte weit in die Ferne und fast überall begegnete er demselben grauen oder steppenartigen Horizonte.

Gegen Mittag erreichten wir die kleine Oase Sidi Okba. Ein neuer Palmenwald umragte uns, aber leider auch ein gezählter, sorgfältig in's Register eingetragener. Mir zerstört einmal Alles, was an Bureaucratie erinnert, jeden poetischen Genuß. Diese Oase ist berühmt durch das Grab des arabischen Helden und Eroberers Sidi Okba, von dem sie ihren Namen führt. Hier war es, wo dieser Sohn Nafeh's, im Jahre 682 im Kampf mit den Einheimischen bei Tehurda unweit Biskarah getödtet, seine ewige Ruhestätte fand. Die autochthonen Stämme Afrika's sind jetzt die eifrigsten in Verehrung seines Mausoleums, wahrscheinlich um wieder gut zu machen, was ihre Väter gesündigt haben, als sie diesen großen Heiligen, Sidi Okba, bekämpften. Sidi Okba's Pferd wurde mit ihm begraben. Ab-ul-Feda, der berühmte arabische Historiker, nennt in seinen Annalen (Editio Reiskii I, 369) Sidi Okba als einen der Gefährten des Propheten. Er erzählt, daß dieser Heilige sich bestrebte, die früher unter dem Khalifen Othmann bereits bekehrten, aber wieder abtrünnig gewordenen Berber mit den Waffen in der Hand abermals zu bekehren. Dabei fand er seinen Tod. Sein Ruhebett, in einer schönen Kubba gelegen, ist reich mit Decken von Goldbrocat überdeckt.

Jetzt kam wieder die Wüste und zwar dießmal eine lange öde Strecke. Hier fehlte selbst jene steppenartige Vegetation, welche sonst in der Sahara so viel herrscht und mit der die Wüstennomaden ihr Vieh füttern.

Am Ende dieser kahlen Strecke begrüßte uns der schöne große Wald von Saada. Wir durchwandelten sein dunkles Gehölz. Die Pinien und Tamarisken breiteten ihre herrlichen

Aeste zu Baldachinen über unsern Häuptern aus. Aber leider hatte dieser Wald keine Stimme. Kein Ton eines noch so elenden Vögleins ließ sich in ihm vernehmen. In deutschen Wäldern webt und tönt es, da singt und schallt es: In afrikanischen Wäldern herrscht eine tiefe Stille — ein finsteres Grauen lagert sich über diese schwarzen Massen.

Nachdem wir Bordsch Saada, ein kleines Dorf aus Lehm, hinter uns gelassen, langten wir Abends in einem Lager von Nomaden, bei den Beni Thius, an. Unsere Ankunft brachte offenbar eine Sensation hervor. Unser Empfang war dem entsprechend geräuschvoll: Hunde bellten so zahlreich, so laut und so andauernd, daß man glauben mochte, sie hätten lange nicht zu bellen Gelegenheit gefunden und wollten sich jetzt für das Versäumte entschädigen; Kameele schrieen; Esel sangen; Pferde wieherten; Frauen stießen jene thierartigen Töne aus, welche die Araber das Jujuh nennen und die etwas noch viel Schrillenderes haben, als Schakalsgebell; Kinder weinten; Hähne krähten, kurz es war ein wahres Tohu vabohu und das Alles uns zu Ehren. Dieß war entschieden schmeichelhaft.

Wir ließen uns im leeren Zelte der Gastfreundschaft nieder: Sidi Omar natürlich mit uns und bald waren wir von den Honoratioren des Stammes umringt. Man brachte uns Kaffee. Wir mußten rauchen und erzählen, viel erzählen, denn die Wüstenaraber sind neugierig und halten nicht, wie die Araber des Tells, die Stumpfheit ihrer unberechenbaren Stupidität für das nil admirari des Horaz. Ja! diese Leute schienen das nil admirari, welches sonst alle Araber affectiren, gar nicht nöthig zu finden. Sie wunderten sich im Gegentheil

unverholen über uns, unsre europäischen Kleider, unsre Reise-utensilien, vor Allem aber über unsre Matratzen. Meine Matratze war freilich ein kostbares Möbel, aber schön konnte man sie nicht nennen, denn die arme hatte viel Strapatzen durchgemacht und sah etwas abgelebt aus. Dennoch erregte sie Bewunderung. Ein Araber fragte mich, ob ich denn ein Geheimniß daraus mache, oder ob es mich sonst geniren würde, ihm zu sagen, was denn eigentlich der Zweck dieses Möbels sei. Ich gab mir Mühe, es zu erklären. Aber sie konnten sich nicht denken, daß der Gebrauch einer Matratze so einfach sei. Sie schienen offenbar zu glauben, es sei irgend ein Geheimniß damit verbunden, irgend ein kunstvoller Mechanismus, vielleicht ein Schräubchen, woran man drehe und dann mit ihr durch die Luft fliege oder eine maskirte Kanonenbatterie, welche diese Tausendkünstler von Rumihs in so kleinen Raum zusammengepreßt hatten. Bald wurde die Diffa (das Gastmahl) aufgetragen. Sie war in einer großen hölzernen Schüssel und mit einem Teppich bedeckt. Als dieser Teppich abgenommen wurde, sahen wir eine der schönsten Aufthürmungen von Kußkussuh, welche man sich denken konnte. Da fehlte nichts: Kußkussuh, Pfeffer, Sauermilch, Rosinen, Hammelfleisch und noch hundert andere Ingredienzen waren in der Schüssel übereinander geschichtet oder nebeneinander aufgehäuft. Es war eine Diffa, welche Wirth und Gast gleich ehrte. Wir nahmen um das Holzgefäß mit Sidi Omar und drei Vornehmen des bewirthenden Stammes Platz, d. h. wir hockten uns auf dem Fußboden um dasselbe herum. Jeder bekam einen hölzernen Löffel und nun ging's an's Verzehren des Kußkussuh. Aber

wer denkt sich meinen Schreck, als nach den zwei ersten Löffeln ich einen stechenden Schmerz im Munde fühle, als ob ich Vitriol oder Scheidewasser getrunken hätte. Mein ganzer Mund brannte, meine Lippen glühten, mein Gaumen stand im Feuer, meine Zunge schien abgebrüht oder gesotten zu sein, meine Kehle war ein Vulcan geworden. Ich sah meinen Reisegefährten an und bemerkte, daß dieser unter dem Einfluß des Höllengerichts eine recht häßliche Grimasse machte, wie ich wahrscheinlich keine bessere schnitt.

„Es kann nur der Pfeffer sein," sagte ich zu ihm. „Essen wir weiter, sonst lassen uns diese Biedermänner nichts mehr übrig."

Die Uebrigen hatten nämlich, ungestört durch unser plötzliches Aufhören, weiter gegessen, und wären sehr schnell auch ohne uns mit dem Diffa fertig geworden. Aber uns lag daran, etwas Fleischkost zu uns zu nehmen und das Kußkussuh bot die einzige Gelegenheit hiezu. So zwangen wir uns denn zu essen und merkwürdiger Weise nach ein Paar weiteren Löffeln verschwand das Brennen im Munde oder vielmehr wir waren dagegen abgestumpft und fühlten es nicht mehr. In der kürzesten Frist war die ganze große Schüssel mit Kußkussuh ausgegessen. Die Araber sagten ihr El Hamd-ul-Ilah (Lob sei Gott), ließen uns mit Sidi Omar und dessen Knechten allein und der Schlummergott empfing uns bald in seinen Armen.

Am nächsten Morgen reisten wir schon lange vor Sonnenaufgang ab. Es war noch ganz dunkel, selbst der Mond verschmähte zu scheinen, und dabei war es grimmig kalt, und wir hatten die Kameelskrankheit: lauter Dinge, die keineswegs er-

freulich stimmten. Um 7 Uhr (es war Januar) erhob sich die Sonne mit einer Glorie, wie man sie nur in der Wüste sehen kann. Da schwebte ihr goldner Feuerball herein in den Wüstenhorizont und sah aus, als begrüßte er dieses Stück Erde mit ganz besonderer Liebe und als wollte er zu der Wüste sagen: „In dir bin ich zu Hause, o Wüste! Sonne und Wüste sind für einander geschaffen. In jeder andern Gegend bin ich nur ein Fremdling!" So sprach der Feuerball, erhob sich langsam und sandte seine Strahlen über die Wüstenebene, aus der unzählige kleine Salztheilchen demantfunkelnd ihr Glanzesmeer zurücksandten, wie sich das Licht der Sonne in ihren hellen Krystallen brach. Diese ganze Erde war mit Salztheilchen geschwängert. Nach einem zehnstündigen Ritt hoch zu Kameel, unterbrochen von zwei Ruhestunden, die wir in unbewohnter öder Gegend abhalten mußten, erreichten wir gegen Sonnenuntergang (um 5 Uhr) den kleinen, aus Lehmhütten gebauten Ort El Baadsch, am Uëd el Baadsch gelegen. Auch hier wurden wir, wie bei den Beni Thius, höchst anständig bewirthet. Ueberhaupt sind die Wüstenaraber bei weitem gastfreier, als die Araber des Tell. Ich aß zwar wenig von der Mahlzeit, denn die Kameelskrankheit bringt beständige Ueblichkeit mit sich. Aber ich genoß die Ruhe nach dem Ritt und seiner Krankheit erregenden Bewegung wie ein ambrosisches Göttermahl. Durch Strapatzen lernt man die einfachsten Bequemlichkeiten als himmlische Verleihungen eines vorher ungeahnten Wollustgenusses erkennen.

Am dritten Tag ritten wir ebenfalls in der Dunkelheit zwei Stunden vor Tagesanbruch aus. Als die Sonne auf=

ging, sah ich vor mir einen unermeßlich scheinenden Spiegel, der in den ersten Strahlen des Tagesgestirns wie ein millionenfacher Diamant erglänzte. Ich konnte mir Anfangs gar nicht denken, was es sein möchte und fragte Sidi Omar:

„Das ist die Sebkha," erwiderte er „unser großer Salzsee der Wüste. Im Sommer ist er beinahe trocken, glänzt aber fast ebenso wie jetzt. Sein weißes Salz leuchtet von ferne und dient dem Wanderer als Wegweiser in diesen monotonen Ebenen, die an Orientirungspunkten so arm sind."

„Und gestattet," fragte ich weiter, „die Austrocknung im Sommer, daß man die Sebkha passiren kann?"

„Davor," erwiderte er, „muß man sich wohl hüten. Das Salz bildet eine Kruste über dem See. Das ist, was wir seine Austrocknung nennen. Unter dieser Rinde aber bleibt stets noch sumpfiges Wasser und man würde einbrechen und fast bodenlos versinken, wollte man sich auf diese Salzkruste wagen. Es giebt freilich mehrere Stellen, an welchen der See eine Furt bildet und dort kann man ihn gefahrlos passiren: aber nicht in jetziger Jahreszeit."

Dieser Salzsee heißt auf den Karten Sebkha Melrhir oder Schott Melrhir. Sebkha oder Schott bedeutet diese eigenthümliche Form von Salzseeen, deren man in ganz Algerien viele sieht, und von welchen die meisten nur 4—5 Monate im Jahre Wasser haben und die übrige Zeit wie große Flächen von Steinsalz aussehen. Der Schott Melrhir, welcher der größte dieser Salzseeen in ganz Algerien ist, besitzt eine Länge von 10 und an seiner weitesten Stelle eine Breite von etwa 4—5 deutschen Meilen.

Die Sebkha Melrhir trägt jedoch, was ihre Umgrenzungen betrifft, einen andern Charakter, als alle übrigen Sebkha's und Schott's der Algerie. Hier fehlt selbst jene spärliche Vegetation, die Salsolaceen, Chenopodeen und Frankenien, welche die nördlichen Seen umrahmen. Eine völlige Vegetationslosigkeit herrscht um die Sebkha Melrhir. Es ist als sei ein Fluch über diese Sebkha ausgesprochen. Sie entspricht mir eher dem Namen eines todten Meeres, als das wirkliche „todte Meer" in Palästina, an dessen Ufer ich Schilf und Blümchen in Menge stehen sah. Nichts dagegen umwächst die Sebkha Melrirh.

Uebrigens kann man diese Sebkha kaum einen See nennen, welchen Namen die andern Sebkha's im Norden Algeriens wenigstens 4 Monate im Jahre verdienen. Der Melrhir ist eine große flache Versenkung des Bodens, in welcher Dreierlei mit einander abwechselt:

1) der Grund ist bald vollkommen trocken und sandig. An diesen Stellen kann man ihn natürlich betreten. Oft jedoch ist es unmöglich, zu diesen trockenen Stellen zu gelangen, da sie von Wasser umschlossen sind.

2) Die Sebkha bietet eine mehr oder weniger dicke Salzkruste. Diese Salzkruste hüte man sich zu betreten. Sie ist ein übertünchtes Grab. Denn unter ihr lauert ein ewiger Sumpf.

3) Der Melrhir bildet Wasserflächen, die wie eben so viele kleine Seen in diesem Meer von Salz und Sand aussehen. Diese Seen trocknen jedoch im Sommer ein. Dann gleicht ihre

Physiognomie der eben beschriebenen, einen Morast bedeckenden Salzkruste.

Wir waren vielleicht eine Stunde lang längs der Sebkha geritten, als sich plötzlich ein herrliches Schauspiel unsern Blicken darbot. Ich gewahrte eine schöne Stadt am Seeesufer liegend, von einem Wald von Citronen- und Orangenbäumen, wie es schien, umgeben. Thürme ragten in die Höhe, Moscheen ließen ihre Kuppeln im Sonnengolde erglänzen und ein Häusermeer erhob sich über dem demantschillernden Ufer.

„Ich wußte nicht," sprach ich zu Sidi Omar, „daß Eure Wüste so schöne Städte habe? Und gar an der unfruchtbaren Sebkha erwartete ich keine."

Sidi Omar antwortete nur durch ein bedeutungsvolles Lächeln. Ich schloß daraus, daß ich nach seinen Begriffen etwas sehr Dummes gesagt haben mochte. Als jedoch nun mein Reisegefährte in seinem, dem in Paris gelernten Arabisch, welches Sidi Omar seltsamerweise einigermaßen verstand, ungefähr dieselbe Frage that, wie ich, da fing der gutmüthige Mann vollends zu lachen an. Sidi Omar belehrte uns nun über den wahren Charakter von dem, was wir zu sehen glaubten. Wir hatten die in der Wüste so häufige Mirage oder Fata Morgana für Wirklichkeit gehalten! Doch fast allen Anfängern im Wüstenreisen soll dieses passiren.

Wir sollten die Sebkha Melrhir den ganzen Tag zu unsrer Linken behalten. Abends wählten wir unser Nachtquartier unweit dem Ufer des Schott bei dem Stamme der Nsigha. Unsre Uebligkeit hatte sich etwas gelegt und wir thaten dem gastlichen Kußkussuh heute alle Ehre an.

Am 4. Tage seit unsrer Abreise von Biskarah ritten wir die ersten 3 Stunden immer noch dem Schott Melrhir entlang. Dann drehten wir dieser funkelnden Salzmasse den Rücken und hatten nun wieder die monotone abwechslungslose Wüste vor uns. Jedoch nicht lange verging, so kamen wir in das Thal des Uëd Rhir, eines Wüstenflusses, der jetzt, da es Winter und Regenzeit war, Wasser hatte, der aber im Sommer völlig trocken sein soll. Dieser Uëd sollte uns von hier an bis nach Tuggurt begleiten. In seinem Flußthal lagen eine Menge von Oasen, welche zusammen die nach dem Flusse benannte topographische sowohl wie politische Einheit der Stämme von Uëd Rhir bildeten. Tuggurt war die Hauptstadt des Districtes des Uëd Rhir. Wir waren also jetzt schon in dem Lande angekommen, dessen Hauptstadt das Ziel unserer Reise bildete. Dieß kam uns bereits fast wie die Erreichung unsres Endziels vor, obgleich zwischen ihm und uns jetzt noch 2½ Tagereisen lagen.

Um Mittag erreichten wir Sidi Khalil, ein Dorf aus Lehmhütten gebaut, von Stämmen des Rhir bewohnt. Jetzt waren wir schon aus dem District der zeltbewohnenden Nomaden herausgekommen und sollten von nun an bis Tuggurt lauter Dörfer, aus ungebrannten Lehmziegeln errichtet, finden.

Spät, sehr spät am Abend gelangten wir nach der Oase Tinedla, ebenfalls am Uëd Rhir gelegen. Wir hatten heute unsre größte Tour hoch zu Kameel zurückgelegt und waren wohl 14 Stunden unterwegs geblieben, und da der Tag in jetziger Jahreszeit wenig mehr als 10 Stunden dauerte, so hatten wir vier in der Dunkelheit zugebracht. Aber diese Strapatze

empfanden wir verhältnißmäßig wenig, so erleichtert fühlten wir uns dadurch, daß wir nun endlich die entsetzliche Kameelskrankheit überwunden hatten. Dieses Uebel war, wie man sieht, nicht so hartnäckig, wie seine Schwesterkrankheit, das Meerleiden, es bei manchen Menschen ist, zu deren freilich nicht sehr großen Zahl ich auch gehöre.

In Tinedla wartete unser im Hause des Scheikhs ein glänzender Empfang, denn Sidi Omar wurde von diesem Würdenträger als College tractirt. War er doch auch ein Scheikh des Rhir. Im Gastzimmer, wo man uns zuerst einführte, war der Boden mit Teppichen belegt, ein fast unerhörter Luxus bei diesen Leuten, denen eine Strohmatte schon als etwas Sumptuöses erscheint. Wir legten unsere Schuhe ab, theils aus Respect für einen so vornehmen Gastgeber, welcher sogar Teppiche besaß, theils aus Achtung und Schonung für die Teppiche selbst, und kauerten uns in der beliebten Araberstellung, halb liegend, halb sitzend, halb knieend, auf den Boden hin. Der Scheikh von Tinedla, unser Wirth, war ein noch junger Mann, mit einem fetten Gesicht, kleinen triefenden Schweinsaugen, einem schönen runden Schmerbauch, einem großen Munde mit sehr vielen Zähnen darin (er hatte gewiß mehr als 32), die perlenartig glänzten und welche er affenartig zu fletschen liebte. Bart besaß er nicht. Dieß sowohl, wie seine feine helle Stimme und seine kleinen fetten Weiberbeinchen machte, daß man versucht war, ihn für einen Geschlechtsgenossen der Haremswächter zu halten. Dennoch theilte er nicht die Eigenschaften eines solchen. Denn wir sahen im Hofe seine Sprößlinge umherwandeln, genau das

Ebenbild ihres Erzeugers: dieselben fetten Beinchen, derselbe Bauch, dieselben Bausbacken und dieselben Schweinsaugen.

Dieser feiste Würdenträger nahm neben uns Platz und zeigte sich von einer ganz besondern Amönität (fette Leute habe ich oft liebenswürdig gefunden). Nach den heitren Wonnen der Conversation kam die Diffa und zwar war sie zu Ehren Sidi Omars dergestalt gepfeffert, daß wir glaubten, wir würden nichts davon zu genießen im Stande sein. Dennoch (so elastisch ist der menschliche Gaumen und Magen) gelang es uns auch dießmal, diese infernalische Kost zu uns zu nehmen. Abends wurde uns gestattet, unsere Matratzen auf den Teppichen auszubreiten, was wir auch thaten und eine recht anständige Nachtruhe realisirten. Denn wenn man bei Arabern 5 Stunden Schlafes zu Wege bringt, so ist das schon ein sehr erfreuliches Resultat. Mehr gestatten das späte Essen, das späte zu Bette Gehen und dabei doch frühe Aufstehen, sowie der beständige Lärm, den die Araber die Nacht hindurch entweder schnarchend oder schwatzend machen, keinem Reisenden.

Am fünften Tage unserer Abreise von Biskarah waren wir schon um 4 Uhr auf Kameelesrücken in Bewegung. Nach drei Stunden unseres Rittes brach der Tag erst an. Wir sahen uns jetzt in der Nähe eines kleinen See's, welchen der Uëd Rhir hier bildet und dem wir zwei Stunden entlang reisten. Die Ufer dieses erweiterten Flusses waren zwar weit entfernt davon, die schöne Vegetation zu bieten, welche ein Seeesgestade in Europa aufzuweisen hat. Aber der Erde fehlte hier doch nicht, wie bei der Sebkha Melrhir, jegliche Pflan-

zendecke. Binsen und Schilfpflanzen waren allerdings nicht vorhanden. Statt dessen bedeckte ein Meer von Salsolaceen die Ränder des See's. Einige Schritte von ihnen bildete schon die **Salicornia fruticosa** dunkelgrüne, freilich blattlose Gebüsche. Ihre äußeren Aeste waren von einer schimmernden, weißen Salzkruste überzogen, welche gegen den dunklen Farbenton der inneren Zweige des Gebüsches und die schwarzen Tinten des Stammes einen seltsamen Gegensatz ausmachten. Hie und da aus der im Ganzen einförmig mattgrün gefärbten Salzvegetation ragte eine Frankenia hervor, welche auf polsterähnlichen Büschen ihre rosenrothen Blüthen entfaltete.

Je monotoner im Ganzen diese Vegetation gewesen war, desto freundlicher erschien uns die Oase Tamerna, welche wir gegen Mittag erreichten. Wieder hüllten uns die stolzen Palmen in ihre Schatten ein, welchen man keinen dunklen Schatten nennen kann, denn diese feinen, federartigen Zweige lassen die Sonnenstrahlen sehr gut durch. Das war jedoch kein Uebelstand, denn in dieser Jahreszeit war die Sonne sehr erwünscht. Es war des Morgens um 4 Uhr grimmig kalt gewesen und wir waren ganz durchgefroren. Desto wohlthuender kam uns natürlich der Sonnenschein vor.

Tamerna lag in einiger Entfernung vom Flusse selbst. Es war ein kleiner unbedeutender Ort, aus Lehmhütten bestehend. Sidi Omar wurde daselbst von den Honoratioren aufs Ehrendste empfangen. Wir nahmen in Tamerna den artesischen Brunnen in Augenschein, den diese Localität den Rathschlägen eines französischen Ingenieurs verdankte. Die-

ser Brunnen gab die bedeutende Wassermenge von etwa 3000 Maaß in einer Minute. Alle Orte des Uëd Rhir haben übrigens ihre artesischen Brunnen und zwar war das Bohren derselben eine Erfindung der Eingeborenen gewesen. Sie hatten ihre Rtaa's oder Brunnenbohrer: Männer, welche die Stellen, wo man Wasser erwarten konnte, ausfindig zu machen wußten und die Grabung der Brunnen leiteten. War man so weit gekommen, daß, wie man annahm, nur eine dünne Steinschicht das Wasser von dem Boden trennte, so stieg der Rtaa selbst hinab und arbeitete an der Durchbohrung dieser Steinschicht. Da die Rtaa's jedoch immer sehr große Löcher bohrten, so war die Folge davon, daß auf einmal eine ungeheure Wassermenge hervorsprudelte. Deßhalb mußte der Rtaa die Vorsicht gebrauchen, sich ein Seil um den Leib binden zu lassen, mit welchem man ihn nach dem Hervor-dringen des Wassers schnell emporziehen konnte, um so sein Ertrinken zu verhindern. Denn augenblicklich bildete sich eine große und tiefe Lache des Wassers, welche allmählig zu einem kleinen See anwuchs. In neuester Zeit haben jedoch die Rtaa's von französischen Ingenieuren die europäische Art des Bohrens artesischer Brunnen erlernt. Ein Resultat da-von war der in Tamerna, welcher seit 1856 existirte.

Am Abend des fünften Tages langten wir in einem Dorfe, Namens Sidi Raschid, an, wo wir im Hause des Scheikh's, eines gutmüthigen, uralten Greises, mit einem Kußkussuh, in dem sehr viel Honig war, gespeist wurden und übernachteten. In Sidi Raschid sahen wir einen andern arte-sischen Brunnen, welcher noch mehr Wasser als der von Ta-

merna gab. Ich erfuhr hier weitere Details über die Grabung der artesischen Brunnen bei den Bewohnern des Uëd Rhir. Der neue Brunnen in Sidi Raschid war freilich schon nach europäischer Art gebohrt. Aber die Oasenbewohner können nicht immer warten, bis man ihnen die kostspieligen Instrumente zu diesem europäischen Verfahren schickt. Sie unternehmen es deßhalb noch öfters, Brunnen auf ihre alte Weise zu graben. Eine solche Grabung wurde eben in der Nähe von Sidi Raschid — etwa eine Viertelmeile davon entfernt — bewerkstelligt. Hiebei war das Verfahren folgendes: Man grub erst einen viereckigen Brunnenkessel von einigen Schuh Tiefe. Die inneren Wände desselben wurden mit Rahmen aus Palmholz gestützt. Dann wurden zwei Palmstämme über das Loch gelegt und eine Rolle, an der ein Strick hing, an denselben befestigt. Am Ende des Strickes hing ein Korb, welcher dazu bestimmt war, die Erde, die man beim Weitergraben im Brunnenkessel gewann, aufzunehmen. Diese Erde wurde nach oben gefördert und entfernt; dann wurde im Kessel immer weiter gegraben und das ausgegrabene Loch immer wieder mit Palmholz eingerahmt. Bei dem Brunnen, welchen ich unweit Sidi Raschid sah, war man bereits sechzig Fuß tief gekommen und noch immer hatte sich kein Wasser gezeigt. Die Stein- oder Erdschichten, welche man bis jetzt angetroffen hatte, waren zuerst erdiger Gyps, dann rother Mergel, dann gelber Thon gewesen, darauf war man auf rothen wässerigen Sand und endlich auf grünlich-weißen Thon gestoßen. Dieser letztere zeigt größere Schwierigkeiten für die Durchgrabung. Das steinige Terrain, in welchem man

solche Brunnen anlegt, bietet jedoch vor dem erdigen einen Vortheil. Es verspricht nämlich dem Brunen, wenn er einmal gegraben ist, größere Dauer. Freilich währt sein Graben auch desto länger. Die größere Dauer der Brunnen in steinigem Terrain rüht daher, weil man bei ihnen die Wände des Brunnenkessels nicht mit Holz einzurahmen braucht. Denn das Holz fault gewöhnlich bald und seine Fäulniß hat das Nachgeben der erdigen Wände, das Einstürzen des Brunnenkessels und das Verdecken des Brunnens zur Folge. Im steinigen Terrain bildet jedoch das felsige Erdreich selbst schon einen vortrefflichen und höchst dauerhaften Rahmen. Durch das Faulen der Holzrahmen und Nachgeben des erdigen Terrains sind schon ganze Oasen des Uëd Rhir, welche früher blühend waren, wasserarm und unfruchtbar geworden. Das Wasser des Uëd Rhir, des Flusses selbst, ist nicht zu gebrauchen, da es Kalk enthält und salzig schmeckt.

Bis hieher war uns das Wetter höchst günstig gewesen. Wir hatten keinen Augenblick Regen gehabt und der war doch in dieser Jahreszeit sehr zu befürchten. Zwar besitzt die Algerie, sowohl Tell, wie Wüste, keine eigentliche Regenzeit, wie die Länder zwischen den Tropen; aber in den drei Wintermonaten kann man sich täglich auf Regen gefaßt halten und, wann er einmal anfängt, dann darf man nicht so bald auf sein Aufhören rechnen.

Als wir am sechsten Reisemorgen unsere Häupter zum Fenster hinausstreckten, da — schüttete es in dichten Güssen vom Himmel herab. Der Regen hatte seit zwei Stunden angefangen und wann er etwa aufhören könne, darüber

hatte Niemand eine Idee. Wir waren übrigens die Einzigen, welche sein Aufhören wünschten. Der Regen gilt bei den Wüstenstämmen als eine solche Wohlthat, daß sie sich, je mehr, je lieber, davon wünschen. Selbst Sidi Omar, obgleich er nun eine recht nasse Reise vor sich hatte, freute sich über die wohlthätige Naturerscheinung. An ein etwaiges Abwarten, daß es sich lichten möge, war nicht zu denken. Wir hätten wenigstens acht Tage warten müssen. Auch war Sidi Omar viel zu ungeduldig, bald nach Hause zu kommen, um länger zu verziehen. Wir hatten, im Grunde genommen, doch nur noch eine Tagereise zurückzulegen und konnten ja in Tuggurt die Wiederkehr schöneren Wetters zu unserer Rückkehr abwarten.

Wir machten uns also trotz des schlechten Wetters auf den Weg. Freilich waren uns die Regengüsse unangenehm. Denn welcher Europäer wäre gewohnt, sich ruhig und wehrlos einen ganzen Tag anregnen zu lassen? Regen bringt Ungeduld. Denn der, welcher sich darin befindet, strebt natürlich so schnell als möglich herauszukommen. So wollten auch wir schneller vorwärts streben, um wenigstens um etwas die Stundenzahl abzukürzen, die wir in dieser Nässe zuzubringen hatten. Aber wieder war das Kameel unerbittlich. Dieses Ungethüm genoß nämlich den Regen sichtlich; es hatte keine Ungeduld, aus demselben herauszukommen. So waren auch wir gezwungen, geduldig zu sein. Wir behängten uns mit dicken arabischen Bernussen, die wir in Biskarah gekauft hatten und fanden sie wirklich, wenn auch nicht wasserdicht, doch wenigstens anfangs einen sehr wesentlichen Schutz gewährend.

Der ganze Tag verging traurig. Immer derselbe Regen, immer dieselbe graue Nebelluft; Wüste im Himmel, Wüste auf Erden, das waren unsere Umgebungen.

In der palmenreichen Oase Rhamra machten wir einen kurzen Halt. Da wir jedoch außer Stande waren, uns in diesem natürlich kaminlosen Orte zu trocknen und da die Nässe unserer Kleider sonderbarerweise im Hause noch unangenehmer auf unsere Haut zu wirken schien, als draußen im Regen, und auch Sidi Omar baldige Abreise wünschte, so brachen wir schnell wieder auf und erreichten nach weiterem sechsstündigen Ritt noch vor Sonnenuntergang Tuggurt.

Fünftes Capitel.

Tuggurt.

Ritt durch die Straßen von Tuggurt. — Der „luxe fabuleux". — Nässe und Koth. — Lehmgebäude. — Die Moschee. — Minaret. — Palast der Dschellab's. — Die vermeintlichen „pierres de taille". — General Daumas' Lügenberichte. — Ankunft beim Dschellab. — Ein Kothpalast. — Der Scheikh von Tuggurt. — Ungesundheit von Tuggurt. — Das „unterirdische Meer". — Sage über Entstehung der Sahara.

Tuggurt hatten wir also endlich erreicht. Tuggurt, die langersehnte kaumgeträumte Stadt, die heilige Stadt der Wüste, die Stadt der berühmten Dynastie der Dschellab, welche von hier aus, aus ihrem Palaste von Lehm, ihr Scepter von Binsenrohr schon seit Jahrhunderten über die Stämme des Rhir schwangen.

Jetzt sollte ich alle jene herrlichen Dinge sehen, welche mir meine Reisehandbücher über Tuggurt mitgetheilt hatten. Was hatten sie nicht Alles mir versprochen! Namentlich der wundervolle Palast der Dschellab's, den General Daumas in seinem „Sahara algérien" so herrlich beschreibt und von dem der „Indicateur de l'Algérie" von Bérard sagt: „un luxe fabuleux règne dans ce palais!" (ein fabelhafter Luxus herrscht in diesem Palaste). Diesen „luxe fabuleux" sollte ich also jetzt sehen. Den Luxus, welchen man orientalisch nennt, hatte ich bisher im Orient überall umsonst gesucht. Ich hatte in Constantinopel den Großsultan aus einer gemeinen Tasse seinen Kaffee trinken sehen, wie man sie in französischen Café's chantants findet! Ich hatte den Vicekönig von Egypten einen Pariser Paletot tragen sehen! Da war kein orientalischer Luxus gewesen! Aber hier, im Palaste der Dschellab's, hier sollte ich endlich befriedigt werden! Der „orientalische Luxus", den man im Orient nicht mehr findet, der sollte sich hieher geflüchtet haben, wo er, wie die einsame Lotosblume, den Augen der Welt entrückt, von der Dynastie der Dschellab's gepflegt wurde.

Wer beschreibt meine unsägliche Freude, als, auf meine an Sidi Omar gerichtete Frage, wo er uns in Tuggurt absetzen würde, mir der Bescheid ward:

„Im Palast der Dschellab's."

Dort also sollte ich wohnen! Inmitten des „luxe fabuleux" sollte ich mein Quartier aufschlagen! Wonne und Genuß ohne Gleichen!

Von Regen triefend, traten wir in das Thor der Stadt

Tuggurt ein. Von Regen triefend, durchritten wir ihre Straßen. Die Stadt hatte freilich nichts von dem versprochenen Luxus. Sie war aus Lehm gebaut, aus Lehm, wie El Kantrah, wie Sidi Okba, wie alle andern Wüstenorte, mit einziger Ausnahme des eleganten Biskarah, welches bereits Backsteine besaß. Also bis auf Backsteine erstreckte sich der Luxus nicht. Freilich waren Backsteine kein orientalischer Luxus. Das Häßliche dieser Lehmbauten ist übrigens, daß sie nach einigen Jahren ihres Bestehens immer das Aussehen bekommen, als wären sie „aus dem Leim" gegangen. Hier ist eine Mauer bauchartig angeschwollen und steht in die Straße hinaus; dort ist eine andere zusammengeschrumpft und concav geworden, wie eingefallene Wangen. Ein Haus, welches ursprünglich grade war, hat jetzt drei verschiedene Niveaus bekommen, indem ein Theil sich senkte, ein anderer Theil unbegreiflicherweise höher als ursprünglich zu stehen kam und der dritte sein erstes Niveau beibehielt. Architektonische Verzierungen an Häusern von Lehm anzubringen, wäre die unnützeste, undankbarste Mühe, welche man sich machen könnte; denn bald würde der Einfluß der verschiedenen Temperaturen auf den Lehm aus künstlerischen Formen Caricaturen hergestellt haben. Dennoch sah ich einen schwachen Versuch von architektonischen Verzierungen an der aus Lehm gebauten Moschee. Es war eine Reihe winzig kleiner Halbnischen, welche eine Umkränzung um die Moscheemauer darstellten. Aber alle diese Halbnischen hatten ihr ursprüngliches Niveau verloren und standen nebeneinander, wie die Buchstaben eines Schulknaben, der noch nicht grade zu schrei-

ben gelernt hat. Am Minaret waren im Lehm ebenfalls Verzierungen angebracht worden. Diese hatten ganz die Form wie unzählige aneinandergereihte Waffelkuchen. Man hatte, so schien es, der Außenseite des Minarets, als sie noch im nassen Lehmzustande war, das Waffelmodell einige hundert Male aufgedrückt.

Jetzt, da es regnete oder vielmehr goß, sah all dieser Lehm, aus welchem Häuser und Moschee erbaut waren, wie Gassenkoth aus, den man aufgeschichtet hätte. Der Koth in den Straßen der Hauptstadt der Dschellab's war ebenfalls von höchst anständigen Proportionen. Koth unter uns, Koth zur Rechten, Koth zur Linken, Koth an Privatwohnungen und an Tempeln und über uns der kothbereitende Regen, das war Alles, was wir erblickten, je länger wir durch die Straßen von Tuggurt ritten.

Aber es dauerte glücklicherweise nicht lange. Tuggurt war keine große Stadt und bald hatten wir sie durchritten. Jetzt langten wir an dem Thor der Kaßbah (Citadelle) an, welche eine kleine Stadt aus Koth, mitten in der größeren Stadt aus Koth, bildete. Die Kaßbah hatte ihre eignen Thore, wie eine eigne Stadt. In ihr suchte ich umsonst die „six cents maisons“, welche nach Bérard innerhalb ihrer Ringmauern liegen sollten. Ich konnte nur etliche hundert Lehmhäuser und vielleicht noch hundert Lehmruinen erblicken.

Plötzlich hielten wir mitten im Stadttheil der Kaßbah vor einem großen Gebäude aus Lehm, welches aussah wie eine Karavanserai und noch ein wenig schlechter. Wir ritten

in den Hof dieses Gebäudes und Sidi Omar sagte zu uns, währenddem er sich abzusteigen anschickte:

„Hier sind wir!“

„Hier sind wir?!“ rief ich hocherstaunt. „Wo sind wir? Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß dies Kothgebäude der Palast der Dschellab's sei?“

„Allerdings ist es der Palast der Dschellab's und ein sehr schöner Palast, dessengleichen Sie im ganzen Uëd nicht mehr finden,“ erwiderte Sidi Omar.

„Es kann nicht sein,“ fiel hier plötzlich mein Reisegefährte ein. „Da steht es in General Daumas' „Sahara algérien“, daß der Palast der Dschellab's aus „pierres de taille“ (Bausteinen) errichtet sei und wo sehen Sie hier Bausteine?“

Allerdings, wir konnten unsere Gesichtswerkzeuge noch so sehr anstrengen, wir vermochten dennoch keine Spur von „pierres de taille“ zu erblicken. Weit und breit war nichts als Koth zu sehen; Koth oben, Koth unten, Koth überall und wir selbst koth- und regentriefend in Mitte dieses Chaos von Koth.

„Sidi Omar will uns anführen,“ sagte mein Reisegefährte zu mir. „Er bringt uns zu irgend einem Unterchef und nicht zu dem Dschellab selbst.“

„Sidi Omar!“ riefen wir nun beide im Chorus zu dem überraschten Manne, „das ist nicht schön von Dir! Bis jetzt hast Du Dich als treuer Freund bewiesen und nun am Ende willst Du uns verhöhnen, indem Du uns in diese Kothhütte führst und sie uns als Palast der Dschellab's vorstellst.'

„O Rumih's!" erwiderte, etwas außer Fassung gebracht, Sidi Omar, „glaubt nicht Alles, was in Euren dummen Büchern steht. Was weiß denn der General, der das Buch geschrieben, hat, über Tuggurt? Ist er etwa je dagewesen?"

„Dagewesen ist er freilich nicht," entgegnete mein Reisegefährte; „aber hier sagt er selbst in der Vorrede, daß er Alles von glaubwürdigen Arabern gehört habe."

„Diese „„glaubwürdigen Araber"" haben ihn angeführt," versetzte Sidi Omar. „Im ganzen Uëd Rhir ist seit Menschengedenken kein Baustein erblickt worden."

Es half uns nichts. Wir mußten uns jetzt dareinfinden, den Glauben an die Unfehlbarkeit von General Daumas' „Sahara algérien" aufzugeben. Wir waren genöthigt, in diesem Lehmgebäude, welches vor uns stand, den wirklichen Palast der Dschellab's anzuerkennen. Dieser General, der von den Franzosen als Autorität angesehen wird, hatte also nicht die Wahrheit gesagt. Dieß gab mir einen Maßstab für die Wahrhaftigkeit dessen, was er von den Städten des tieferen Innern, z. B. Uargla, sagt. Doch war der General eher betrogen, als Betrüger. Die Araber, seine Berichterstatter, hatten sich ganz einfach über ihn lustig gemacht. Wahrscheinlich wollten sie den Beweis liefern, daß auch sie zu blaguiren verstehen, und daß Blaguiren nicht ein Privilegium der Franzosen im Allgemeinen und des großen Generals im Besonderen sei.

Aber im Innern des Palastes konnte immer noch jener „luxe fabuleux", von dem Bérard spricht, existiren. Giebt es

doch Erzählungen von Räuberhöhlen, in deren Tiefe sich ein Feenpalast befand!

Wir stiegen, von Regen triefend, ab. Sidi Omar führte uns in den Palast ein, zuerst in einen großen, aber schmucklosen Saal des Erdgeschosses, wo etliche zwölf Männer auf dem Fußboden saßen. Einer davon war der Kaid. Freilich war dieser Kaid nicht mehr der wahre Dschellab. Dieses alte Herrschergeschlecht war zu Anfang der funfziger Jahre dieses Jahrhunderts vom Throne verdrängt worden. Der letzte unabhängige Scheikh von Tuggurt, der den Thron der Dschellab's usurpirt hatte, hieß Sidi Mohamed Ben Solman. Er hatte sich mit dem Scheriff von Uaregla verbunden, mit ihm gegen die Franzosen gekämpft und war aber am 29. November 1854 bei der Oase Meggarin geschlagen worden. Doch auch der jetzige, von den Franzosen eingesetzte Kaid macht Ansprüche darauf, ein Dschellab zu sein. Er nennt sich selbst so. Es war dieß ein Mann von etlichen vierzig Jahren mit vollem schwarzen Bart, braunem Gesicht und kleinen funkelnden Augen. Er sah im Ganzen würdig aus. Er und drei oder vier der ihm Zunächstsitzenden waren mit ziemlich reinlichen weißen Bernussen behangen; die Andern drapirten sich malerisch in jene Livree des Orients, die Lumpen.

Wir waren dergestalt durchnäßt, daß kein trockener Fleck an unserem ganzen Körper blieb. Unser Gepäck war ebenfalls durch und durch naß geworden, so daß wir nicht einmal Kleider wechseln konnten. Wären wir in Europa gewesen, so würden wir uns ohne Zweifel bei unserer Ankunft gleich in's Bett gelegt haben, um wenigstens dort etwas Trockenheit

zu finden. Aber hier war nicht an Betten, ja nicht einmal an ein abgesondertes Zimmer für uns zu denken. Trocknen hätten wir unsere Kleider ebenfalls nicht können, da im ganzen Hause kein Feuer war. Erst spät des Abends wurde gekocht und dann durfte Niemand außer Frauen dem Heerde nahen, denn das Kochen geschah im Harem. Wir mußten also die Nässe auf uns leiden und in diesem unbequemen Zustande mit dem Kaid und den Honoratioren der Stadt Conversation machen.

Diese guten Leute konnten durchaus nicht begreifen, was denn eigentlich uns nach Tuggurt geführt habe. Wir gestanden ihnen ein, daß es der „luxe fabuleux" des Palastes der Dschellab sei, den wir vor Neugierde glühten, in Augenschein zu nehmen.

Der Kaid lächelte bedeutungsvoll, als er diese Worte vernahm und sagte: „Morgen, wenn Ihr ausgeruht haben werdet, dann will ich Euch die Hauptmerkwürdigkeit meines Palastes zeigen." Also Alles, was Bérard über den „luxe fabuleux" sagte, war doch vielleicht nicht eine Lüge, der Kaid selbst sprach ja von einer „Hauptmerkwürdigkeit"! Diese frohe Hoffnung hielt uns den ganzen Abend aufrecht und verhinderte, daß wir allzusehr an das höchst Uncomfortable, ja Unhygienische unseres Zustandes dachten. Wir behielten den ganzen Abend unsere nassen Kleider an. Erst gegen 11 Uhr erschien die Diffa (das Gastmahl) und es war Zeit. Wir waren völlig ausgehungert. Durch diese innerliche Stärkung etwas erwärmt, faßten wir den nöthigen Muth, unsern nassen Zustand auch ferner zu ertragen. Bald darauf wurde es uns vergönnt, unsere Matratzen in dem Empfangssaale aufzu-

schlagen, in welchem außer uns und Sidi Omar noch die Knechte des Scheikhs schliefen. Denn so weit erstreckte sich der „luxe fabuleux" im Palast der Dschellab's nicht, uns mit einem eigenen Schlafzimmer zu versehen. Unsere Matratzen waren ebenso naß wie wir selbst; aber da half nichts, wir hätten in der ganzen Sahara keine andern gefunden. Wie all' diese durchnäßten Kleider um und an uns, das durchnäßte Bett und unsere eigene gründliche Durchnässung nicht unsere Erkrankung oder wenigstens das Verfaulen unserer Effecten zur Folge hatte, das ist mir noch heute ein Räthsel. Wir schliefen trotz unserer Durchnässung ein und hatten am andern Morgen die Genugthuung, halbgetrocknet aufzustehen.

Am Morgen regnete es noch immer. Ueberhaupt hörte es während der vollen acht Tage, welche wir in Tuggurt zubrachten, keinen Augenblick auf zu regnen.

Tuggurt ist von einem Sumpfe, welchen die Tuggurtaner komischer Weise El Bhar (das Meer) nennen, rings umgeben; jetzt bei dem Regen sah es aber aus, als sei der ganze Ort selbst in einen Sumpf verwandelt. Das Klima Tuggurts ist höchst ungesund. Fast in allen Monaten herrschen Fieber. Nur mitten im Winter, und wir waren grade in dieser glücklichen Jahreszeit, sollen die Fieber eine kurze Pause gewähren. Diese Ungesundheit theilt Tuggurt mit allen Oasen der Sahara, während die Sahara im engeren Sinne, das heißt, der oasenlose Raum, sich durchweg des gesundesten Klima's erfreut. Die Fieber rühren von einem Umstande her, welcher in anderem Sinne zugleich die größte Wohlthat des Landes bildet. Es ist dieß das Regime der artesischen

Brunnen. Diese Brunnen geben stets mehr Wasser, als nöthig ist, und das überfließende Wasser bildet Lachen und Sümpfe, welche die gefährlichsten Miasmen erzeugen. Wer sich hier vom Fieber heilen will, der schlägt sein Zelt auf eine Zeitlang im Wüstenraum auf. Aehnliches habe ich in Egypten gesehen, wo man in die Wüste geht, um sich von den Augenkrankheiten zu heilen, welche die Miasmen des Nilschlammes erzeugten. Die Wüste ist überall gesund. Die Oase ist ein übertünchtes Grab, mit ihren Palmenwäldern paradiesisch lachend und birgt doch den Tod in ihrem Schooße.

Es ist erstaunlich, welche Masse von Wasser in diesem Theile der Sahara unter dem Boden lauert. Fast überall, wo man ein einigermaßen tiefes Loch bohrt, erhält man gleich solche Wassermengen, wie sie in Europa fünf artesische Brunnen zusammengenommen oft nicht bieten. Die Wüstenstämme haben über dieses Phänomen ihre eigenen Ideen. Sie besitzen eine Theorie von einem unterirdischen Meere, welches sich unter dem Sande der ganzen Sahara hinstrecke. An die Entstehung dieses unterirdischen Meeres knüpfen sich bei ihnen eine Menge von Fabeln und Legenden. Eine dieser Legenden wurde mir vom Kaid von Tuggurt selbst erzählt. Ich will sie hier wiederholen, bedaure jedoch, nicht die Erzählungsgabe dieses großen Mannes zu haben:

„Da, wo jetzt sich die große Sandfläche der Sahara mit ihren zahlreichen inselartigen Oasen ausdehnt," so sprach der Kaid, „da lag vor vielen hundert Jahren ein großes Meer, ebenfalls mit Inseln reich gesegnet. Diese Inseln waren alle von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Ihre Be-

wohner dienten dem wahren Gott und seinem Propheten Mohamed und dieser segnete sie mit Wohlstand und Reichthum, so daß es auf Erden kein glücklicheres Volk, als die Bewohner dieser Inseln, gab. Die Herrschaft über diese Eilande gehörte nicht einem einzigen Könige an. Im Anfang hatte jede der vielen Inseln ihren eigenen Sultan gehabt; aber im Laufe der Zeiten gestaltete es sich so, daß drei Sultane sich die sämmtiichen Inselreiche theilten. Diese drei Sultane waren: der Sultan des Uëd Rhir, der Sultan des Uëd Suf und der Sultan des Zab.“

„Zwei dieser Sultane waren junge Männer; der dritte, der von Zab, war jedoch ein ehrwürdiger Greis, welcher zwar keine Söhne, aber statt deren eine Tochter von wunderbarer Schönheit besaß. Die jungen Fürsten hatten beide die Königstochter von Zab zu erblicken Gelegenheit gehabt, und von dem Augenblick an waren sie beide in heftiger Liebe zu ihr entbrannt. Jeder von Beiden strebte nach dem Besitz ihrer Hand. Der Sultan von Zab hatte jedoch andere Ideen. Er wollte seine Tochter bei sich an seinem Hofe behalten, sie mit einem seiner Unterthanen vermählen und ihren Kindern dann nach seinem Tode das Reich hinterlassen. Er fürchtete, daß, wenn einer der fremden Sultane seine Tochter heirathe und so das Reich des Zab mit der Zeit an diesen seinen Schwiegersohn käme, daß dann die Bewohner von Zab von denen des anderen Reiches wie Sclaven behandelt und ihr Land wie eine unterjochte Provinz angesehen werden würde. Diese Furcht war nicht ungegründet, denn jedes der drei Reiche hatte schon seit lange nach der Eroberung der andern

gestrebt. Der Sultan des Zab verweigerte also die Hand seiner Tochter jedem der beiden gekrönten Freier.

„Als der Sultan von Uëd Rhir dieß vernahm, schwur er, sich dennoch nicht abschrecken zu lassen, sondern Alles, sei es List oder Gewalt, anzuwenden, um in den Besitz seiner Geliebten zu gelangen. Er rüstete eine Flotte aus und waffnete eine Kriegerschaar, welche er auf der Hauptinsel des Zab landen ließ. Aber der Sultan des Zab kam ihm mit seinem Heer entgegen und schlug ihn völlig aufs Haupt. Beschämt und wuthknirschend kehrte der König des Rhir nach Hause zurück. Als er eben wieder in seinen Palast einritt, fand er vor dem Thore desselben einen alten Bettler sitzen, der ihm kund gab, er habe ihm etwas sehr Wichtiges mitzutheilen. Der König ließ den Betteldерwisch in den Palast eintreten und als beide allein waren:

„Wisse," sprach der Bettelgreis, „daß ich nicht das bin, wofür Du mich hältst. Ich bin ein mächtiger Dschin, einer jener Geister, die in der Luft wohnen, und die Macht über alle Menschen haben und ich kann und will, wenn Du meine Bedingungen erfüllst, Dir Deine Geliebte noch heute verschaffen."

„Und was sind Deine Bedingungen? o großer Dschin!" frug der König.

„Daß Du die Tempel Allah's und des Propheten Mohamed zerstörst und daß Du und Dein Volk mich allein als Gottheit anbetest," sprach der Dschin.

„Was Du da forderst, das darf kein Muselmann erfüllen. Weiche von mir, o Versucher!" rief der Sultan. Der

Dschin verschwand: aber nicht, ohne vorher dem Könige des Uëd Rhir zuzurufen:

„Wenn Du je Deinen Sinn ändern solltest, so hast Du nur das Wort auszusprechen: „Ich bete Dich an, o Dschin!“ und von dem Augenblick an wird Dir meine Hülfe erworben sein und Du wirst in den Besitz Deiner Geliebten treten.“

„Der Sultan des Rhir vermochte nicht das Versprechen des schändlichen Dschin aus seinen Gedanken zu verdrängen. Seine Liebe zur Prinzessin des Zab wuchs immer heftiger und heftiger und ward so mächtig, daß er sich zuweilen fragte: „Liebe ich sie nicht schon mehr als meinen Gott? Warum sollte ich ihr meinen Gott nicht opfern?“ In einem solchen Augenblicke, ganz von seiner wahnsinnigen Liebe besiegt, sprach er die Worte aus: „Ich bete Dich an, o Dschin!“ und plötzlich erbebte sein ganzer Palast und der Dschin erschien in einer Glorie, hielt die Prinzessin auf seinem Arm und gab sie dem glücklichen Könige des Uëd Rhir. Von diesem Augenblicke an zerstörte dieser Fürst alle Moscheen in seinem Reiche und ließ überall das Standbild des Dschin errichten, den seine Völker von nun an allein anbeteten.

„Unterdessen war der Sultan des Uëd Suf nicht weniger thätig gewesen. Auch er hatte eine Armee gerüstet. Auch er hatte mit den Waffen in der Hand sich seine Schöne erringen wollen. Aber auch er war von dem Heere des Sultans des Zab zurückgeschlagen worden. Als der König des Suf eines Tages so recht trostlos in seinem Palaste dasaß und an seine hoffnungslose Liebe dachte, da erschien ihm der Dschin und versprach ihm den Besitz der Prinzessin unter denselben

Bedingungen als dem König des Uëd Rhir. Wie aber der Dschin ein Wort vom König des Rhir fallen ließ, da fuhr der Sultan des Uëd Suf auf und schrie wuthknirschend:

„Wie? grausamer Geist! Du hattest die Prinzessin Jenem schon ausgeliefert und Du versprichst mir nun die Nachlese. Glaubst Du, daß ich sie von den Umarmungen eines Andern besudelt noch annehmen werde?"

„Tröste Dich, o König!" sprach der Dschin, „den Sultan des Rhir habe ich hintergangen und ihm nur ein Truggebilde vorgeführt. Wir Dschin haben die Gabe, alle Gestalten anzunehmen und so habe ich einen meiner ältesten Knechte, einen dienstbaren Geist, der bereits 1600 Jahre alt ist, in eine Prinzessin verwandelt und ihn als Braut dem Sultan des Rhir zugeführt. Dir jedoch werde ich die wahre Prinzessin ausliefern. Du kennst meine Bedingungen."

„Der Sultan des Uëd Suf entschloß sich schneller, als es der König des Uëd Rhir gethan hatte. Denn er glaubte, der Dschin habe Letzteren nur deßhalb hintergangen, weil dieser nicht gleich auf seine Bedingungen eingegangen war. Er erwies also dem Dschin göttliche Ehre und erhob den Cultus dieses schändlichen Abgottes zur Staatsreligion in seinem Lande. Als Lohn dafür brachte ihm der Dschin die Prinzessin des Zab.

„Während dieses vorging, ereignete es sich, daß der Sultan des Zab eines Tages in das Gemach seiner Tochter trat und dasselbe leer fand. Die Prinzessin war nirgends zu erblicken. Kein Mensch hatte sie weggehen sehen. Ihre Sclavinnen hatten sie Abends zu Bett gebracht, ihr Zimmer nach Hofessitte verschlossen und am Morgen fanden sie das Lager

leer. Die Prinzessin war verschwunden. Der König war trostlos. Er schickte Boten in seinem ganzen Reiche umher und ließ die Prinzessin suchen, aber Alles war umsonst. In seiner Verzweiflung wollte sich der unglückliche Greis den Tod geben; denn er hatte seine Tochter unendlich geliebt. In diesem Augenblicke erschien ihm aber der Dschin und rief:

„Halte ein, o König! Ich will die Freude wieder in Dein Haus zurückbringen. Ich will Dir Deine Tochter wieder verschaffen; aber Du mußt dieselbe Bedingung erfüllen, die der Sultan des Uëd Suf erfüllt hat. Denn der Sultan des Suf hat mich angebetet. Dafür habe ich ihm seine Geliebte verschafft.“

„Als der Sultan des Zab diese Worte vernahm, wurde er jedoch noch trauriger und klagte: „Wie, meine Tochter ist also die Beute eines Verführers geworden und Du glaubst, höhnischer Geist, daß ich sie noch zurücknehmen werde, jetzt, wo sie ihr kostbares Gut verloren hat?“

„Beruhige Dich, o König!“ sprach der Dschin, „der Sultan des Suf ist ebenso durch ein Trugbild angeführt worden, wie der Sultan des Rhir. Er wähnt, eine junge Prinzessin in seinen Armen zu halten und er liebkost meinen ältesten Stallknecht, einen dienstbaren Geist, der schon wenigstens siebenzehnhundert Jahre alt ist, denn Ihr wißt, daß wir Dschins, obgleich wir sterblich sind, doch ein unendlich viel längeres Leben haben, als Ihr Menschen. Deine Tochter dagegen ist in meinem Wolkenpalast gut aufgehoben, wo junge Feeen sie bedienen und ihre Reinheit sich unter dem heiligsten Schutze befindet.“

„Als dieß der König des Zab hörte, ward er hocherfreut. Die Liebe zu seiner Tochter übermannte ihn und er fiel nieder und betete den Dschin an. Er errichtete ihm Altäre in all' seinen Landen und zerschlug die Altäre des wahren Gottes. Zum Lohn dafür brachte ihm der Dschin nun seine Tochter zurück.

„Der treulose Dschin hatte jedoch den König von Zab ebenso hintergangen, wie die beiden andern Könige. Auch ihm hatte er ein Truggebilde, einen seiner dienstbaren Geister, als Prinzessin verwandelt, zugeführt. Die wahre Prinzessin aber hatte er für sich selbst behalten, denn der gottlose Dschin liebte die Prinzessin selbst und hatte sie bestimmt, eine der Zierden seines Harems zu werden. Die unglückliche Prinzessin war jedoch nicht mit dem Loose zufrieden, welches ihr der Dschin bestimmt hatte. Sie liebte den Dschin nicht. Obgleich dieser ihr zu Liebe die schönsten Formen und Gestalten annahm, bald als blühender Jüngling, bald als reifer, herrlichschöner Mann erschien, so faßte doch stets die Prinzessin Verdacht und ahnte, daß der entsetzliche Dschin sich unter all diesen Metarmophosen verberge. Ihr Herz war noch unberührt von Liebe und sie hing mit kindlicher Zärtlichkeit an ihrem Vater. Sie wollte zu ihrem Vater zurück und versuchte alle Mittel, um wieder zu ihm zu gelangen. Aber wie wollte sie das anfangen, da sie in einem Wolkenpalast eingesperrt war? — Zum Glück erinnerte sie sich, daß sie einen Talisman am Finger trug, welchen ihr einst ein alter, berühmter, wunderthätiger Heiliger aus Mekka gegeben hatte. Dieser Talisman besaß die Kraft, so wie sie ihn dreimal herumdrehte, den Geber des-

selben zu ihr herzuführen. Sie zögerte nicht und drehte den Talisman auf die vorgeschriebene Art dreimal herum. Da erschien plötzlich der ehrwürdige Marabut und fragte sie:

„Warum hast Du mich gerufen, meine Tochter?"

„Befreie mich aus der Gewalt dieses gottlosen Geistes!" sprach das Mädchen, „und bringe mich zu meinem Vater zurück."

„Was Du verlangst, ist leicht zu erfüllen, meine Tochter!" erwiderte der Greis, bereitete etwas Wolkendunst und schuf aus ihm einen Wunderwagen, der sie Beide bis zum Lande des Zab hernieder trug.

„Als jedoch der Marabut und die Prinzessin in dem Zab ankamen, welch' Erstaunen und welcher Unwille erfaßte sie nicht da, wie sie sehen mußten, daß alle Moscheen zerstört waren und daß statt des wahren Gottes der entsetzliche Dschin überall angebetet wurde!

„Zu Deinem Vater darf ich Dich nicht zurückbringen," sprach der Marabut, „Dein Vater ist ein Götzendiener geworden und könnte Deine Seele verderben."

„Der Marabut führte sie in das Land des Uëd Suf. Aber auch hier fand er, daß alle Bewohner Götzendiener geworden waren.

„Endlich führte sie der Marabut in das Land des Uëd Rhir und auch da sah er die Altäre des Dschin.

„Jetzt konnte der ehrwürdige Mann seines Zornes nicht mehr Herr werden. Er hob seinen Wunderstab in die Höhe und verfluchte die drei Gegenden und siehe! auf einmal drehten sich das Meer und alle Inseln in sich selbst herum. Das Meer kam mit seinem Boden nach oben und mit seinem Wasser

nach unten zu stehen. Die Inseln versanken im unterirdischen Meere. Dieser einstige Meeresboden, der jetzt das unterirdische Meer bedeckt, das ist die Sahara. Das Wasser, welches man aus den zahlreichen übersprudelnden Bohrbrunnen gewinnt, das ist das Wasser jenes Meeres, dessen Inseln von den Verehrern des Dschin bewohnt waren, welche zur Strafe für ihren Abfall von Gott im unterirdischen See ertränkt wurden.

„Was jedoch die Prinzessin von Zab betraf, so litt sie keinen Schaden, da sie unschuldig geblieben war. Um sie für ihre Tugend und Frömmigkeit zu belohnen, nahm sie der ehrwürdige Marabut mit nach Mekka, wo er sie zu einer der Zierden seines eigenen Harems machte; denn muselmännischen Heiligen ist es nicht untersagt Frauen, und zwar sehr viele Frauen zu nehmen.“

Dieß war nach der Meinung des Oberhaupts von Tuggurt die Entstehung der Sahara und des unterirdischen Meeres, welches unter ihr lauert.

Sechstes Capitel.

Tuggurt.

Die Zimmer des Palastes der Dschellab's. — Der Thronsaal. — Die „Hauptmerkwürdigkeit" des Palastes. — Ein Perückenstock. — Die unbekannte Schöne in Constantine. — Liebe des Scheikh. — Brautwerber. — Mißlingen der Werbung. — Einsperrung der Brautwerber. — Der Kadi. — Ankauf der Schönen. — Ihre Beinelosigkeit. — Rückkehr der Brautwerber nach Tuggurt. — Verzweiflung des Scheikh. — Bewunderung für das Kunstwerk.

Bis jetzt hatte der Kaïd kein Wort mehr fallen lassen, welches andeutete, daß er sich seines Versprechens, uns die „Hauptmerkwürdigkeit von Tuggurt" zu zeigen, erinnere. Denn was den „luxe fabuleux" im Palaste der Dschellab's betraf, so hatten wir uns bald überzeugt, daß dieser auf keinen solideren Füßen stehe, als die „pierres de taille", aus denen besagter Palast in den Reisehandbüchern erbaut war. Der ganze Palast der Dschellab's hatte nur drei bewohnbare Zimmer. Eines davon war der Empfangssaal, in welchem wir aßen, schliefen, wohnten, schrieben, kurz Alles machten, was wir in einem Zimmer machen konnten, welches wir mit etlichen fünfzig Arabern des Tages und etlichen zehn Arabern des Nachts theilen mußten. Von den zwei andern Zimmern enthielt das eine den Harem des Scheikhs und war folglich ein unantastbares Heiligthum und das andere war die Küche, in welcher das weibliche Dienstpersonal und ich glaube der Scheikh selbst schliefen. Dennoch war der Kothpalast der

Dschellab's gerade kein kleines Gebäude. Er hatte vielmehr außer den 3 genannten Pièçen noch eine Menge anderer. Aber diese wurden, so viel ich entdecken konnte, denn ich durfte der Frauen wegen, nicht im Palast herumgehen, alle zu Ställen benutzt. Im ersten Stock wohnten die Hühner, im Erdgeschoß die Ziegen, Schafe, die Kühe und Ochsen; und ich glaube, die Schakals hatten auch irgendwo im Palast der Dschellab's ihr Absteigequartier, wenigstens hörte ich sie des Nachts dicht neben meinen Ohren heulen. Der „Thronsaal", von dem General Daumas spricht, den hatte ich gleichfalls bis jetzt eben so wenig als die „Bausteine" und den „Fabelluxus" zu Gesicht bekommen. Ich wagte es, den Kaïd danach zu fragen.

„Thronsaal? Was ist das für ein Ding?" erwiderte er erstaunt.

Ich that mein Möglichstes, es zu erklären, aber der Kaïd rief plötzlich, mich unterbrechend, aus: „Ich habe Sie verstanden!" Er winkte einem seiner Diener und dieser führte mich nach einer Localität, welche mir der Anstand zu nennen verbietet. Das hatten sie nach meiner Erklärung für — einen Thronsaal gehalten!

Endlich wich der Kaïd unsern Bitten und versprach, heute noch uns die größte Merkwürdigkeit seines Palastes zu zeigen. Aber das war nicht so leicht auszuführen, da sich diese Merkwürdigkeit im Harem des Kaïds befand. Alle Gattinnen und Nebengattinnen dieses Würdenträgers mußten zuerst in die Küche gebracht und dort eingeschlossen werden, ehe unsre profanen Schritte das Heiligthum betreten durften. Endlich kam

ein Diener und meldete dem Kaïd, Alles sei in Ordnung und der Kaïd führte uns nun nach dem jetzt geleerten Haremszimmer.

Ein Gegenstand, den ich gleich, als ich hineintrat, bemerkte, war eine Wachsbüste, ein Mädchen darstellend, genau von der Art, wie sie Perückenmacher vor die Fenster zu stellen pflegen.

„Nun, wie gefällt Ihnen die Merkwürdigkeit?" fragte mich der Kaïd.

„Welche Merkwürdigkeit?" erwiderte ich.

„Aber sehen Sie denn nicht dort? dort!" rief er und zeigte mit dem Finger nach der Wachsbüste. Also das war die Merkwürdigkeit? ein — Perückenstock! Es wurde uns schwer, dem Kaïd den Ausbruch unserer Heiterkeit zu verbergen.

Als wir in den Saal zurückgekehrt waren und der Kaïd sich einen Augenblick entfernt hatte, fing einer seiner ältesten Knechte an, das Wort zu ergreifen:

„Sie werden sich wohl nicht vorstellen, was mich die „Dame" im Harem für Mühe gekostet hat, bis ich sie dem Kaïd verschaffe konntne."

„Also Du hast diese schöne Acquisition für Deinen Herrn gemacht? Das macht Deinem Geschmack wenig Ehre," entgegneten wir.

„Sie mögen so denken," fuhr der alte Knecht fort. „Aber der Kaïd dachte nicht so. Er wäre vielleicht gestorben, wenn sie noch lange ausgeblieben wäre, so verliebt war er in sie."

„Verliebt? in eine Wachsfigur!" riefen wir erstaunt und belustigt zugleich.

„Ja, das mag Ihnen komisch vorkommen und ist es vielleicht auch für Jeden, welcher weiß, daß die Dame von Wachs ist. Aber ehe der Kaïd um ihre Hand anhielt, da hatten wir keine Idee davon, daß sie von Wachs sei.“

„Dein Herr hielt um ihre Hand an?“ fragten wir mit gesteigertem Erstaunen und verdoppelter Heiterkeit.

„Ja und ich selbst war der Brautwerber!“ antwortete der Alte.

„Aber wo hatte sie denn der Kaïd gesehen? Wo verliebte er sich in sie?“

„Er hatte sie nie gesehen. Aber ein Kaufmann unsres Stammes, der jährlich 2 Mal nach Constantine reiste, hatte sie daselbst in einem Laden erblickt. Er schilderte sie unserm Herrn so schön, mit solchen Rosenwangen, solchen langen Zöpfen, solchen Zähnen und so schön gefärbten Brauen, daß sich mein Herr fürchterlich in sie verliebte. Er fand keine Ruhe mehr. Tag und Nacht dachte er nur an die Schöne in Constantine.“

„Und wie kam ihm die Idee, um ihre Hand zu bitten?“ frug ich.

„Ein Franzose in Biskarah hatte dem Kaufmann gesagt, daß die Christen zwar ihre Töchter gewöhnlich nicht verkauften, daß jedoch diese Dame für baares Geld käuflich sei. Dieß berichtete der Kaufmann meinem Herrn, und dieser entschloß sich, mich als Brautwerber nach Constantine abzuschicken.“

„Und Du hast sie erlangt?“

„Ich habe sie erlangt. Aber nicht ohne Mühe. Lassen sie es sich erzählen. Ich kam nach Constantine und kaum war ich bis zur Hälfte der Hauptstraße vorgeschritten, als ich plötz-

die Dame an einem Ladenfenster stehend erblickte. Es konnte kein Zweifel darüber sein: sie war es. Solche Rosenwangen! Solche Lippen! Augen so schön wie Glas! Zöpfe so groß wie Pferdemähnen! und solche Augenbrauen! Ich hatte in meinem Leben niemals etwas Schöneres erblickt. Ich fragte mich: „Wirst du im Stande sein, deinem Herrn die Treue zu bewahren und seine Braut unversehrt zu ihm zu bringen?“

„Und wie anständig, wie bescheiden sie sich hielt! Sie warf keine herausfordernden Blicke um sich herum, wie andere Schönen. Sie hielt die Augen stets in einer Richtung. Ihre Bewegungen waren gemessen, ruhig und würdevoll. Sie drehte sich nämlich langsam nach dem Innern des Ladens um, wahrscheinlich um dort ihren Vater voll kindlicher Liebe anzublicken, und wandte sich dann eben so gravitätisch wieder nach der Straße zurück. Auch sprach sie kein Wort, was mich hochentzückte; denn eine Frau, die nicht geschwätzig ist, welche Perle! welcher Edelstein! Vor Bewunderung außer mir trat ich in den Laden und suchte ihren Vater. Da jedoch außer der Geliebten meines Herrn im Augenblick Niemand im Laden war, so fing ich damit an, der Schönen einige tiefe Bücklinge zu machen. Sie schien mich jedesmal freundlich anzublicken, so oft sie sich nach dem Innern des Ladens umdrehte und jedesmal machte ich ihr einen neuen Bückling, denn ich hatte gehört, daß das französische Sitte sei. Plötzlich jedoch trat ein Mann in den Laden herein, wahrscheinlich ihr Vater, doch als er sah, wie ich seine Tochter becomplimentirte, ward er zornig und rief:

„Satané Bédouin! was machst Du in meinem Laden?“

„Und ehe ich mich dessen versah, packte mich der grausame Vater der Schönen, warf mich zur Thüre hinaus und stieß mich mit einem Tritt unterhalb des Rückens mitten auf die Straße.

„Das war kein ermuthigender Empfang für einen Brautwerber. Ein Anderer hätte sich abschrecken lassen, weitere Schritte zu unternehmen; aber nicht ich. Ich ging nach dem arabischen Kaffeehaus, wo die Tuggurtaner sich zu versammeln pflegten, und erzählte meinen dort sitzenden Landsleuten mein Abenteuer. Diese versprachen alle, mir ihre Hülfe angedeihen zu lassen. Wir kamen überein, daß sechs von uns als Deputation zu dem Vater der Schönen gehen, das Heirathsgesuch des Kaïd vorbringen und den Kaufcontract mit ihm abschließen sollten. Wir hatten freie Hand vom Kaïd bekommen, bis auf 2000 Francs für den Ankauf seiner Geliebten auszugeben. Ich gehörte natürlich als Brautwerber auch zur Deputation.

„Wir gingen also nach dem Laden. Als wir eintraten, fanden wir ebenfalls wieder nur die Schöne. Ihr Vater, der ein Haarkünstler zu sein schien, hielt sich in einem Nebengemach, welches jedoch ein Fenster nach dem Laden zu hatte, auf. Durch dieses Fenster sahen wir ihn in den Laden hineinblicken. Als er uns jedoch gewahrte, schien er vor Angst zurückzubeben, denn wir waren eben nicht fein gekleidet und er mochte uns wohl für Plünderer halten. Der Perückenmacher verschwand und bald darauf sahen wir ihn zur Hausthür hinauslaufen. Er rannte mitten auf die Straße, zerraufte sich die Haare und schrie mit lauter, kläglicher Stimme:

„Aux voleurs! aux voleurs! die Bédouins sind in meinem Laden eingebrochen und wollen ihn ausplündern. Hülfe! Hülfe! Hülfe!"

„Bald sammelte sich eine Menge Volkes in der Straße. Polizei fand sich ein. Gensdarmen kamen. Man drang in den Laden ein. Jeder von uns sah sich plötzlich von zwei bewaffneten Leuten gepackt, die ihn festnahmen und nach dem Polizeigefängniß abführten.

„Dort saßen wir volle acht Tage, ehe unsere Sache verhört wurde. Als die Reihe an uns kam, wollte kein Mensch an die Brautwerbung glauben. Wir wurden jeder zu 100 Francs Strafgeld und einem Monat Gefängniß verurtheilt, welchen wir gleich absaßen; denn wir appellirten nicht, da wir wußten, daß das doch vor dem französischen Tribunal einem armen Muselmann niemals etwas helfe.

„Als ich endlich aus dem Gefängniß befreit wurde, bekam ich einen Brief von dem Kaïd, worin dieser, der von nichts wußte, mir seine volle Ungeduld zu erkennen gab. Er befahl mir, meine Brautbewerbung schnell zum Ende zu führen und mit der Schönen nach Tuggurt zu reisen.

„Was sollte ich machen? Mich noch einmal in den Laden des Haarschneiders wagen? dafür war ich zu sehr gewitzigt. In meiner Rathlosigkeit ging ich zum Kadi und bat ihn, ein Wort für mich oder vielmehr für meinen Herrn bei dem Vater der Schönen einzulegen. Der Kadi versprach es und wir gingen zusammen zu dem Haarkünstler. Als dieser den Kadi sah, empfing er ihn höflich und ließ auch mich, da ich in dessen

Gefolge war, unangetastet. Der Kadi eröffnete die Verhandlung.

„Der Haarkünstler konnte lange nicht verstehen, um was es sich handle, endlich schien er etwas mehr Einsicht in die Sache zu gewinnen und rief:

„Meine Tochter? Ihr verlangt die Hand meiner Tochter? Ich habe gar keine Tochter! Ich bin ja gar nicht verheirathet!“

„Nun,“ wandte der Kadi ein, „die junge Dame ist vielleicht Eure Nichte. Wir meinen diejenige, welche immer am Ladenfenster steht.“

„Ah! **La Postiche** wollen Sie sagen?“ rief der Haarkünstler und brach in ein unmäßiges Lachen aus.

„Es schien daß diese junge Dame „**La Postiche**“ hieß, ein Name, welcher mir jedoch gar nicht gefiel und ich beschloß, sobald sie in Tuggurt sein würde, meinem Herrn vorzuschlagen, dieselbe Fatmeh zu nennen.

„Nun,“ fragte der Kadi, als der Onkel der Schönen sich etwas von seinem Lachkrampf erholt hatte, „was ist Ihre Antwort?“

„Meine Antwort?“ schrie der Haarkünstler unter neuen Lachanfällen, „meine Antwort? ha! ha! ha! das ist ein drolliger Spaß! Man verlangt die Hand von **La Postiche**! Ha! Ha! Ha!“

„Wir fanden das Lachen des Peruquiers sehr unschicklich. Aber wir ließen uns doch dadurch nicht abschrecken und der Kadi fuhr fort:

„Wollen Sie sie nicht dem Kaïd von Tuggurt zur Ehe geben?“

„Zur Ehe geben?" rief der Franzose immer noch mehr lachend. „Das ist vollkommen unmöglich."

„Also das ist Ihr letztes Wort?" frug der Kadi, „Sie wollen sie nicht verkaufen?"

„Verkaufen?" erwiderte der Onkel der Schönen, „das ist etwas ganz Anderes. Verkaufen werde ich sie immer, wenn ich einen guten Preis für sie finde. Warum sagten Sie das nicht gleich? Was machten Sie dumme Späße mit „zur Ehe geben" und dergleichen?"

„Und wieviel verlangen Sie für das junge Mädchen?" war des Kadi Frage.

„Sie ist kein junges Mädchen!" fiel ihm der Haarkünstler ins Wort.

„Nun! Also ist sie eine junge Frau, vielleicht eine Wittwe?" entgegnete der Kadi. „Wieviel verlangen Sie für die junge Frau?"

„Sie ist keine junge Frau!"" rief auf's neue der Onkel.

„Wie wollen Sie denn, daß wir sie nennen sollen?" frug der Kadi.

„Nennen Sie dieselbe **La Postiche**!" antwortete der Franzose.

„Nun und wieviel verlangen sie für **La Postiche**?" lautete auf's neue die Frage des Kadi.

„Tausend Francs," war die Antwort.

„Wir hatten uns auf das Doppelte gefaßt gemacht. Tausend Francs schien uns nicht zu viel für eine so unvergleichliche Schönheit. Wir zahlten deßhalb gleich, erhielten eine fran=

zösische Quittung, die wir nicht lesen konnten und nahmen die gekaufte Schöne in Empfang.

„Anfangs trug ich sie. Als ich aber müde geworden war, da bat ich die Schöne, selbst zu gehen. Aber wie groß war nicht mein Schreck, als ich nun gewahren mußte, daß sie keine Beine hatte! Ebenfalls hatte sie keinen Magen. Aber das war eher ein Vortheil, denn ihr Unterhalt sollte nichts kosten. Aber meinem Herrn eine Braut ohne Beine zu bringen und für tausend Francs noch dazu: Das wäre eine ewige Schande für mich gewesen!

„Ich berieth mich mit den andern Tuggurtanern und wir beschlossen, einen französischen Advocaten zu fragen, da ein solcher allein im Stande wäre, gegen einen Franzosen mit Nachdruck vor Gericht aufzutreten. Der Advocat fragte uns gleich bei unserm Eintritt in sein Schreibzimmer, ob wir eine Quittung über den Ankauf der Schönen besäßen. Wir bejahten und zeigten die Quittung vor. Der Advocat nahm sie, las sie, zuckte mit den Achseln, las sie noch einmal, zuckte noch einmal mit den Achseln und sagte endlich zu uns:

„Was wollt Ihr, was ich da machen soll? Eure Sache ist faul, sehr faul. Die Quittung ist für eine Wachsbüste ausgestellt und Ihr habt eine Wachsbüste in Empfang genommen. Jedes Gericht muß und wird dem Haarschneider Recht geben."

„Von diesem Advocaten, den wir von unserm Feinde für bestochen hielten, gingen wir noch zu mehreren anderen, ja zu allen Advocaten in Constantine, und überall ward uns derselbe Bescheid.

„Trostlos traten wir unsere Rückreise nach Tuggurt an und nahmen La Postiche mit.

„Als der Kaïd seine Schöne sah, trug er sie in den Harem, wo sie als Dame hingehörte. Er war entzückt von ihrer unvergleichlichen Schönheit. Als er jedoch entdeckte, daß sie keine Beine habe und überhaupt nur eine Wachsbüste sei, da kannte seine Verzweiflung keine Grenzen. Ich wurde zur Strafe für die von mir so unverschuldete Beinelosigkeit der Schönen auf lange Zeit vom Hofe verbannt.

„Jetzt hat sich der Scheikh von seinem ersten Liebesschmerz erholt. An die Stelle seiner wahnsinnigen Liebe für das Weib, ist nun eine hohe Bewunderung für das Kunstwerk getreten. Er hat Ihnen übrigens eine große Ehre erwiesen, daß er Ihnen dieselbe zeigte, denn seit Jahren hat sie kein Mann gesehen, da sie ihres Geschlechtes wegen den Harem bewohnen muß." So erzählte der Knecht des Kaïd.

Ich hatte von dieser seltsamen Geschichte schon in Constantine gehört, aber kaum daran glauben können. Vielen meiner Leser wird es ebenso gehen. Es giebt oft nichts Unglaublicheres, als die Wirklichkeit.

Siebentes Capitel.

Tuggurt.

Aufenthalt in Tuggurt. — Schlechtes Wetter. — Temassin. — Die Tsidschani's. — Krieg zwischen dem Dschellab und dem Marabut. — Die Dynastie der Dschellab's. — Die französische Politik in Tuggurt. — Tuggurt el Kedima. — Der Bazar in Tuggurt. — Sonderbare Medizin. — Conversation zwischen dem Scheikh von Tuggurt und einem seiner Vetter, uns betreffend. — Wir werden zur Abreise gezwungen. — Rückkehr nach Biskarah und Constantine.

Wir blieben im Ganzen acht Tage in Tuggurt. Sidi Omar war schon den Tag nach unsrer Ankunft nach seinem heimathlichen Dorfe, etwa 2 Meilen von Tuggurt entfernt abgegangen. Er hatte uns eingeladen, ihn dort zu besuchen, was uns jedoch das schlechte Wetter nicht gestattete; denn es regnete während unsrer Anwesenheit in Tuggurt unaufhörlich. Aus demselben Grunde konnten wir auch nicht den Ausflug nach Temassin unternehmen, welchen wir beabsichtigt hatten. Diese letztere Oase ist zwar gar nicht weit von Tuggurt, aber der beständige Regen zwang uns, selbst diese kurze Excursion aufzugeben. Wir hofften das Ende des Regens würde uns gestatten, diese interessante Oase zu besuchen, aber leider sollte am Schluß dieser himmlischen Begießung der Kaïd uns einen Streich spielen, der unsere Abreise nöthig machte.

Temassin wurde bis zum Jahre 1844 von dem Oberhaupt eines berühmten muselmännischen Ordens, der Tsid

schani, bewohnt. Der Orden der Tsidschani ist neueren Ursprungs und wurde erst Ende des vorigen Jahrhunderts von Sidi Hamed Tsidschani gegründet, welcher seine Residenz in Aïn Madhy bei El-Aghuat hatte. Die Türken von Algier sahen ungern den großen Einfluß, welchen dieser Heilige über die Araber gewann. Der Pascha selbst war besonders gegen den neuen Orden eingenommen. Er verfolgte die Anhänger desselben, wo er konnte. Aber ein Traum bekehrte ihn. In diesem erblickte er nämlich zu seiner höchst unangenehmen Ueberraschung sich selbst in ein Weib verwandelt. O Entsetzen! Der Pascha von Algier war ein Weib geworden! Wer würde in Zukunft noch Angst und Schrecken vor ihm empfinden? Wer würde ihm in Zukunft noch huldigen und gehorchen? In dieser seiner Noth kam ihm der verschmähte Heilige El Tsidschani zu Hülfe und gab ihm durch Wunderkraft sein ursprüngliches Geschlecht zurück. Von dieser Nacht an zeigte sich der Dey aus Dankbarkeit für die geträumte wunderbare Hülfe des Heiligen immer als ein Freund des Ordens und alle Dey's nach ihm folgten seinem Beispiele.

Als El Tsidschani starb und nur unmündige Kinder hinterließ, wurde Sidi El Hadsch Ali aus Temassin das Oberhaupt dieses Ordens, und blieb es bis zu seinem Tode im Jahre 1844. Er residirte nicht in Aïn Madhy der Stadt Tsidschani's, sondern in seiner Vaterstadt Temassin bei Tuggurt. Ali genoß so allgemeine Verehrung unter den Muselmännern aller umwohnenden Länder, daß ihm z. B. der Pascha von Tunis in Temassin eine Moschee, ein Bad und einen Palast für die Summe von 80,000 Francs erbauen ließ.

Leider habe ich diese von Tuniser Baumeistern errichteten Gebäude nicht in Augenschein nehmen können, weiß also nicht, ob sie auch aus Lehm, wie der Pallast der Dschellab's, oder ob sie vielleicht aus Bausteinen errichtet sind.

Hadsch Ali hatte nur einen Feind gehabt und der wohnte in seiner nächsten Nähe. Das war der mächtige Dschellab, der Scheikh von Tuggurt. Dieser konnte den Gedanken nicht ausstehen, einen so großen Mann in seiner Nähe zu haben, dessen Ruhm den seinen so ganz verdunkelte. Um so mehr waren die Dschellabs gegen den Orden der Tsidschanis aufgebracht, da sie selbst zu einem andern, dem des Muley Taïeb, gehörten. Der Dschellab beschloß, dem Oberhaupt des Tsidschani den Krieg zu machen. Der Heilige hatte keine Armee. Sein Loos wäre zu seinem Ungunsten entschieden gewesen, und er hätte sich ohne Kampf in die Hände seines Feindes ergeben müssen, wenn nicht jene gewöhnliche Ressource aller Heiligen, ein Wunder, ihm zur Hülfe gekommen wäre. Eben, als der wilde Dschellab mit seiner bewaffneten Macht vor Temassin rückte, und ohne Schwertstreich in die Oase eindrang, da plötzlich entluden sich unsichtbare Gewehre: jeder Palmbaum verwandelte sich in eine Batterie und beschoß unerbittlich die Angreifenden, bis diese sich geschlagen zurückzogen. Da dieses Losschießen der Palmbäume ein verhältnißmäßig neues Wunder ist, (es geschah nämlich in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts,) so ist es begreiflich, daß jetzt noch viele Leute leben, die es gesehen haben wollen. In der That fand ich in Tuggurt mehrere alte Araber, welche mich allen Ernstes versicherten, Zeugen davon gewesen zu sein.

Der jetzige Kaïd war nicht der Nachkomme jenes unheiligen Mannes, welcher dem Tsidschani den Krieg gemacht hatte. Ja viele Tuggurtaner wollen behaupten, der heutige Herr von Tuggurt sei gar kein echter Dschellab. Er wurde, wie gesagt, im Jahre 1854 nach dem Gefecht bei Meggarin, welches den Franzosen Tuggurt unterwarf, von den Siegern eingesetzt. Die eigentliche Dynastie der Dschellab's, welche von 1514—1850 ununterbrochen in directer Linie regiert hatte, war schon früher beseitigt worden. In den letzten Zeiten vor ihrem Fall hatten die Dschellab's höchst uneinig in ihrer eigenen Familie gelebt. Stets gab es Prätendenten, welche ebenfalls Dschellab's waren und welche den regierenden Dschellab vom Throne zu stoßen versuchten, was ihnen auch oft gelang, und dann hatten sie es selbst mit neuen Prätendenten zu thun. Alle diese gehörten zur Sippschaft der Dschellab's, welche sehr ausgebreitet war und es ist bei deren zahlreicher Verwandtschaft nicht unmöglich, daß auch der jetzige Kaïd von Tuggurt ein wirklicher Dschellab ist. Er selbst behauptet es natürlich, denn die Berufung auf diese Abstammung giebt ihm zuviel Gewicht in einer Stadt, welche seit 340 Jahren nur Dschellab's zu Herrschern gehabt hat.

Die Franzosen hatten dem Dschellab (da er sich selbst so nennt, so ist es meine Gastespflicht, ihn auch so zu nennen) ihrer bureaucratischen Eintheilung gemäß den Titel „Kaïd" octroyirt. Da jedoch alle Dschellab's vor ihm nur den Titel „Scheikh" geführt hatten und er gerne für einen von ihrem Schlage gelten wollte, so bediente er sich des Titels „Kaïd" nur der Regierung gegenüber. Ueberhaupt ist es ganz illu=

sorisch, wenn man bei dem Araber von Rangverschiedenheit zwischen einem Titel und dem andern reden will. Man kann eigentlich kaum sagen, Kaïd sei mehr als Scheikh. Dieses Mehrsein ist eine officielle Erfindung der Franzosen. Bei den Arabern war und ist jeder Scheikh in seinem eigenen Stamme König.

In nächster Nähe von Tuggurt lag Tuggurt el Kedima oder das alte Tuggurt. Es bot jetzt nur einen Haufen von Ruinen, welche malerisch in dem Palmenwalde der Oase von Neßlah versteckt lagen. Außerdem liegen noch einige zerstreute Dörfer von Lehmhütten, welche ebenfalls zu Tuggurt gehören und gewissermaßen seine Vorstädte bilden, in der nächsten Nähe der Stadt.

Tuggurt mit den Dörfern mochte etwa 3000 Einwohner zählen, alle Eingeborene. Kein einziger Franzose hatte es noch gewagt oder es vortheilhaft gefunden, diese ferne Oase zu bewohnen. Tuggurt besaß einen sogenannten Suk oder Bazar. Es war dies eine Reihe von stallartig aussehenden Buden ohne Thüren, ja ohne eine Wand nach der Straßenseite zu, in welcher man eine Thüre hätte anbringen können, und nur durch Pfeiler von einander getrennt. Die Verkäufer in diesem Suk waren zum größten Theile Mzabiten, deren heimathliche Oasen nur etwa 4 Tagereisen von Tuggurt entfernt liegen. Diese Mzabiten sind, was commercielle Fähigkeit anbelangt, die Juden der Wüste; der Handel ist hauptsächlich in ihren Händen. Dieß verhindert jedoch die wirklichen Juden gar nicht, ebenfalls in jeder Wüstenoase vertreten zu

sein. Aber die Juden handeln hier mehr en gros, kleinere Krämer ihres Stammes verlieren sich nicht oft so tief in die Sahara. So gab es auch in Tuggurt einige große Judenmagazine, wo die Stämme der Umgebung sich versahen, wenn sie bedeutende Einkäufe zu machen hatten. Namentlich Cattun war einer der gesuchtesten Artikel. Cattun, das ist der Traum jeder Araberin, jedes Scheikhs, jedes Kaïds und man wird selten bei Zusammenkünften der Eingeborenen mit Europäern finden, daß jene nicht von diesen ein Stück von ihrem geliebten Cattun sich ausbäten. Dieser Cattunhandel macht den Reichthum der Israeliten in der Algerie aus. Es ist unglaublich, welche Massen von Baumwollstoff und zwar je ordinärer desto lieber, jährlich von den Stämmen des Innern gekauft werden.

Ein Artikel, welcher ebenfalls in Tuggurt sehr gesucht war, aber begreiflicher Weise nicht en gros verkauft wurde, war eine Arznei, oder vielmehr ein Elixir, die sogenannte „médicine pour fortifier;“ so nennen nämlich die Araber, wenn sie diese Mixtur von den Franzosen verlangen, heuchlerischer Weise, ein abscheuliches Aphrodisiacum, welches bestimmt ist, dem durch Uebergenuß entnervten Mannestriebe neue Kraft zu verleihen. Eine Menge noch gar nicht einmal alter Araber aus Tuggurt und der Umgegend pflegten diesen Artikel einzukaufen und genirten sich dabei nicht im Geringsten, ihre Schwäche offen zu verrathen. Sonderbarerweise schämten sich die Leute in Tuggurt, dieses Aphrodisiacum arabisch zu benennen. Wenn sie zu dem Juden, welcher allein es verkaufte, und zwar sehr theuer verkaufte, kamen, so ver-

langten sie es immer unter dem französischen, euphemistischen Namen „médicine pour fortifier," welche französische Worte sie natürlich unendlich verstümmelten. Ueberhaupt fiel es mir auf, wie weit schon einzelne französische Wörter gedrungen waren. Die Zündhölzchen benannten diese Stämme fast nur mit dem französischen Wort „Allumettes," woraus sie „Aümott" machten. Unter Aümott verstanden sie Phosphorhölzchen. Die arabische Sprache hat, was feuergebende Hölzchen betrifft, nur für Schwefelhölzer ein Wort: „Kabritz" die Wachszündhölzchen, welche die Franzosen überall einführen, benannten die Tuggurtaner ebenfalls französisch, nämlich: „Bougies," woraus sie Busih machten.

Eines Tages, als wir im Empfangzimmer des Kaïds saßen, in jenem Zimmer, welches zugleich unser Schlafgemach, Eßsaal und Alles in Allem war, und während wir trostlos dem draußen gießenden Regen zuschauten, trat unser Wirth mit einem alten Araber herein. Beide setzten sich auf den Fußboden, wo eine Strohmatte lag, und nun begann die Conversation.

„Also Du willst die Rumih's mitnehmen?" sagte er zu dem Alten.

„Es ist zwar eine unangenehme Zugabe zu meiner Karawane. Aber um Dir einen Gefallen zu thun, will ich sie mitnehmen," erwiderte dieser.

Ich hörte aus diesem Gespräch, daß unsere Rückreise nach Biskarah verhandelt wurde. Man fragte uns weiter nicht. Man hatte beschlossen, wir seien genug in Tuggurt gewesen und müßten nun zurückkehren.

„Und wann wirst Du abreisen?“ frug der Kaïd den Alten weiter.

„Sobald der Regen aufgehört haben wird,“ war die Antwort.

Nun wendete sich der Kaïd zu uns und sprach:

„O Rumih's! Ich habe Euch mit meiner zärtlichen Fürsorge, die ich als Wirth stets für meine Gäste hege, eine herrliche Gelegenheit verschafft, wieder in voller Sicherheit nach Biskarah zurückreisen. Hier, mein Vetter, Sidi Auimer ben Dschellab el Komschani hat sich auf meine Bitten bewegen lassen, Euch mitzunehmen. Danket ihm, o Rumih's!“

„Aber wir wollen gar nicht reisen, o Kaïd!“ riefen wir, „ehe wir das Land gesehen haben.“

„Das könnt Ihr machen wie Ihr wollt, o Rumih's! Aber ich bedaure eine Sache: in acht Tagen muß ich nämlich eine Reise unternehmen und während meiner Abwesenheit kann ich Euch nicht mehr meinen Schutz angedeihen lassen. Ihr wäret dann allen möglichen Beschimpfungen und Mißhandlungen ausgesetzt, denn das Volk von Tuggurt liebt die Christen gar nicht, dessen könnt Ihr versichert sein. Uebrigens ist es meine Pflicht, als im Dienste Frankreichs stehend, zu verhindern, daß Euch, o Rumih's! etwas zu Leide geschieht. Deßhalb bedaure ich, Euch sagen zu müssen, daß, wenn Ihr nicht freiwillig geht, Ihr mich nöthigen werdet, Euch zur Abreise zu zwingen, denn ich kann die Verantwortung Eures Hierseins nicht mehr länger übernehmen. Denn gesetzt, Ihr wolltet auch bis zu meiner Abreise hier bleiben, so

würde sich doch dann vielleicht keine so gute Gelegenheit finden, nach Biskarah zurückzukehren, als jetzt durch Sidi Auimer."

Das war mit Offenheit gesprochen und wir wußten nun, wieviel Uhr es geschlagen hatte. Aber was wollten wir machen? Was konnten wir machen? Nichts als, uns resigniren. Der Kaïd hatte unsere Abreise beschlossen, wir waren völlig in seiner Hand und wir mußten sagen: **Fiat voluntas tua!**

Ich habe später den wahren Grund vernommen, weßhalb uns der Kaïd durchaus los sein wollte. Derselbe beabsichtigte nämlich eine Oers (Hochzeit) zu veranstalten. Einer seiner Söhne sollte sich vermählen. Nun finden bei solchen Oers so viel Mißbräuche statt, daß es dem Kaïd nicht lieb war, europäische Zeugen seines unregelmäßigen Gebahrens zu haben, welche später in Biskarah dem **Bureau arabe**, von dem er doch abhängt, von dem strafbaren Treiben des Kaïd Bericht erstatten konnten. Einer der Hauptmißbräuche bei der Oers ist die förmliche Plünderung der Gäste durch den Gastgeber. Die Gäste sind nämlich stets die Untergebenen des Kaïd. Wenn sie eingeladen werden, so müssen sie erscheinen oder, bleibt Einer dennoch aus, so trifft ihn schwere Geldstrafe. Bei der Hochzeit müssen sie aber stets so viel Geschenke für das Brautpaar mitbringen, daß diese Oers einer Beraubung gleichsieht. Frankreich hat diese Steuer der Oers verboten, aber Tuggurt liegt zu weit, als daß man die Polizeivorschriften genau befolgte. Zudem war der Kaïd selbst der Uebertreter. Die Armen und kleinen Leute leiden stets

bei den Oers am meisten, denn wenn sie eine Hochzeit haben, so kommt der Kaïd nicht zu ihnen und sie erhalten kein Gegengeschenk, während die Reicheren immer etwas bei solchen Gelegenheiten vom Kaïd geschenkt bekommen.

Nach einwöchentlichem Regen kam wieder einmal ein schöner Tag und an diesem erschien der entsetzliche Sidi Auimer und wir mußten, wir mochten wollen oder nicht, mit ihm nach Biskarah zurückreisen.

Diese Reise geschah unter genau denselben Umständen, als die Hinreise, mit der Ausnahme, daß uns nun das schöne Wetter treu blieb, welches während unseres ganzen Aufenthaltes in Tuggurt verschmäht hatte, sich zu zeigen. Sidi Auïmer bewies sich übrigens als ein freundlicher Reisebegleiter für uns, die ihm aufgedrungenen, gewiß nicht willkommenen Rumih's. Von Biskarah kehrten wir wieder nach Constantine zurück.

Achtes Capitel.

Zweite Wüstenfahrt.

Ein kühner Reiseplanmacher. — Aufforderung zur Reise nach El Aghuat. — Komische Ovation bei der Abfahrt von Algier. — Medeah. — Entfernung der Wüste. — Meine zwei Reisegefährten. — Der Negerkutscher. — Zwischen Medeah und Boghar. — Gehölz. — Vegetation der Bergesschluchten. — Boghar und Boghari. — Trostlose Gegend. — Halbwüste. — Aïn el Usera. — Sumpfgegend. — Karawanserai.

„Tombukto ist auch eine schöne Gegend," sagte zu mir Monsieur B., ein französischer Maler, den ich eben (zur Zeit meines letzten Aufenthaltes in Algerien, Winter 1861—1862), im Café Valentin in Algier angetroffen hatte.

„Wer zweifelt an der landschaftlichen Schönheit Tombukto's?" erwiderte ich. „Haben Sie etwa Lust, daselbst Skizzen zu machen?"

„Dieß ist meine feste Absicht," antwortete der unternehmende Mann, „denn was sind alle anderen Reisen in Afrika gegen Tombukto, wo noch kein Mensch gewesen ist, außer vielleicht irgend ein ausgestopfter deutscher Professor."

„Sie vergessen René Caillé, Mungo Park, Major Laing," fiel ich ihm ins Wort.

„Zwei von diesen dreien, welche Sie da nennen, sind nicht wieder zurückgekehrt und der eine war unfähig, seine eigene Reise zu schreiben," erwiderte Mr. B. „Ich dagegen

schmeichle mir ein ganz anderer Kerl zu sein, als alle diese Gelehrten und Ungelehrten, wenn sie auch, wie René Caillé, weder lesen noch schreiben können."

„Ich gestehe," entgegnete ich: „es ist heutzutage ein seltenes Verdienst, weder lesen noch schreiben zu können. Wollte Gott, es wäre nicht so selten, namentlich das letztere. Aber sagen Sie mir: haben Sie schon einen Reiseplan gemacht?"

„Nichts ist einfacher; ich nehme einen Wagen von hier bis El Aghuat, und dann bin ich schon im Herzen der Sahara. Dort miethe ich ein Kameel und reite schnurstracks nach Tombukto."

„Also," rief ich; „so weit mußte es kommen? ein Wagen nach El Aghuat! eine Fahrt in einem entsetzlichen Vierräderkasten nach dem Innern der heiligen, stillen Wüste! Franzosen, Ihr habt alle Poesie in diesem Lande zerstört! O Gallier, warum habt Ihr mir das gethan?"

„Klagen Sie nicht so sehr. Die Poesie ist nur etwas weiter gerückt. Sie fängt jetzt hinter El Aghuat an, und dauert von da ununterbrochen fort bis nach Tombukto."

„Aber," fiel ich ein, „ich habe keineswegs die Absicht, nach Tombukto zu gehen. Denn selbst angenommen, ich machte diese Reise und hätte das Unglück, unversehrt von ihr zurückzukehren, wer würde mir dann glauben, daß ich dort gewesen sei?"

„Trösten Sie sich, Sie würden nicht von ihr zurückkehren," wandte der Franzose ein.

Und mit solchen Ideen," frug ich, „wollen Sie die Reise wagen?"

„Ich und Sie, das sind zwei ganz verschiedene Menschen," sprach der Gallier und darin hatte er leider Recht. „Sie thäten übrigens wohl daran, mit uns zu Wagen nach El Aghuat zu reisen. Das könnte Ihrem physischen und moralischen Individuum nur zu Gute kommen."

„Meinetwegen!" rief ich; „haben Sie etwa noch einen andern Reisegefährten?"

„Ob ich einen habe! Mister S., ein junger Engländer, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt."

„Gut!" sagte ich, „ich reise mit Ihnen, sei es auch nur, um in El Aghuat Zeuge davon zu sein, daß Sie nicht nach Tombukto gehen."

„Angenommen!" rief der Franzose. „Nun, um die Reise mit der gehörigen Langsamkeit vorzubereiten, welche wir uns selber als algierische Touristen schuldig sind, und die leider noch immer hinter der klassischen Langsamkeit des Arabers zurückbleiben muß, wollen wir es so machen: Morgen oder übermorgen stelle ich Ihnen Mister S. vor. Nach drei Tagen beginnen wir dann von der Reise zu reden. In einer Woche erkundigen wir uns, ob irgend Jemand unserer Freunde einen Kutscher kennt. Nach vierzehn Tagen gelingt es uns dann vielleicht, einen Wagen zu miethen und in drei Wochen können wir reisefertig sein!"

„Beeilen Sie sich nicht zu sehr!" fiel ich ein; „eiliges Thun könnte uns in den übelsten Ruf bringen."

„Nun, wenn Sie wollen," sprach der Franzose, „bestim-

men wir die Zeit unserer Abreise von heute in einem Monat. Bis dahin werden wir das pflichtschuldige Gähnen und uns Langweilen, welches jeder Tourist in diesem Lande in anständigen Dosen zu sich nehmen muß, vielleicht durchgemacht haben."

„Gut! es sei, in einem Monat! Dann wird man wenigstens uns nicht der Ueberstürzung anklagen, was unfehlbar geschehen würde, wenn wir den ebengefaßten Entschluß allzurasch ausführen würden.

Ein Monat war nach obigem Gespräch mit Monsieur B. vergangen, als ein dreispänniger Reisewagen vor dem Hotel de la Regence stand und der Franzose, Mister S. und ich darin Platz nahmen. Die kleinen arabischen Stiefelputzer, jene Diogenen in Miniatur, welche das Hotel bei Tag und Nacht zu umlagern pflegen, hatten davon gehört, daß ein großer Tourist den Plan gefaßt habe, nach Tombukto zu kutschiren und sie ließen es sich nicht nehmen, uns eine Ovation zum Abschied darzubringen.

„Es lebe der große Tourist!" riefen die kleinen arabischen Stiefelputzer, und schwenkten ihre schwarzen Bürsten und mit Schuhwichse getränkten rothen Mützen, als der Räderkasten sich in Bewegung setzte.

Von Algier nach Medeah kennen meine Leser schon Weg und Gegend. Wir erreichten letzteren Ort nach zweitägiger Fahrt. Von Medeah sollten wir in zwei Tagen nach Boghar, von Boghar in vier Tagen nach Dschelfa und von Dschelfa in vier Tagen nach El Aghuat gelangen, so daß die ganze Wagenreise von Algier bis El Aghuat zwölf Tage in Anspruch nahm.

Man sieht, auf der Reise konnte uns ebenfalls nicht jener Vorwurf der Ueberstürzung und allzugroßen Schnelligkeit gemacht werden, welcher im Orient schlimmer klingt, als eine Beschuldigung schrecklicher Verbrechen.

Hier sei noch die Bemerkung vorausgeschickt, daß der Ort, welcher gewöhnlich von Europäern El Aghuat oder, in der französischen Verstümmelung, Laghuat genannt wird, eigentlich El Arhuat heißt. Der Name wird nämlich mit einem غ (Rhain) geschrieben und gesprochen. Das Rhain ist aber kein Ghain, wie man es fälschlich oft in Europa schreibt. Nur einzelne Wüstenstämme können das Rhain nicht aussprechen und sagen statt dessen Ghain. Daher kommt auch, daß man fälschlich Ghadamas und Ghad statt Rhadamas und Rhad sagt.

Die algierische Sahara hat das Eigenthümliche, daß, je weiter man von Osten nach Westen kommt, sie desto südlicher ihren Anfang nimmt. In der Provinz Constantine, bei El Kantarah, beginnt sie schon zwischen dem 35. und 36. Grade der Breite. In der westlichsten Provinz, der von Oran, nimmt sie ihren Anfang erst unter dem 33. Grade. Die Provinz Algier liegt in der Mitte zwischen diesen beiden Extremen. Die eigentliche Sahara fängt hier erst kurz vor El Aghuat an, welches unter dem 34. Breitengrade liegt. Der südliche Höhenzug, welcher sich zwischen Tell und Sahara hinzieht, und der eine Fortsetzung des Atlasgebirges von Marokko ist, ist die Ursache, daß die Sahara nicht in allen drei Provinzen in gleichen Breitengraden anfängt. Dieses Gebirge zieht sich in nordöstlicher Richtung von Marokko,

und in südwestlicher von Tunis aus durch den ganzen Süden der Algerie, und bildet so die Grenze zwischen Tell und Sahara. Seinen südlichsten Punkt erreicht es in der Provinz Oran, seinen nördlichsten in der Provinz Constantine. Der südliche Höhenzug führt in jeder Provinz verschiedene Namen. In der Provinz Oran heißt er Dschebel Sidi Scheikh oder das Sidi-Scheikh-Gebirge, und wird von dem mächtigen und interessanten Stamme der Ulad Sidi Scheikh bewohnt. In der Provinz Algier nennt man das südliche Gebirge Dschebel Sahari und Amur. In der Provinz Constantine ist es der Aures, der Mons Aurasius der Alten, welcher schon den Römern bekannt war, und der im ersten Capitel dieses Buches erwähnt wurde.

Unsere ganze Wüstenfahrt sollte aus obigen Gründen in den ersten zwölf Tagen eben nur eine Reise nach der Wüste, und nicht eine Reise durch die Wüste sein, da wir die Wüste erst in El Aghuat, dem Ziel unserer Reise, antreffen sollten. Wenn ich noch ein Neuling im Reisen in Afrika gewesen wäre, und meine Neugierde durch früheren Besuch der Wüste in ihren kühnsten Regungen nicht schon Befriedigung erhalten hätte, ich würde wahrscheinlich vor Ungeduld während dieser zwölf Tage gestorben sein; denn die Wüste, das ist immer von Allem das Einzige, was der Tourist in Afrika am sehnlichsten zu sehen wünscht, und diese Wüste kam nicht, kam immer nicht, bis erst ganz am äußersten Ziel unserer Reise. Meine beiden Reisegefährten trugen jedoch noch den unabgestumpften Stachel der Neugierde in sich. Sie hatten die Wüste noch nie gesehen. Sie hofften auf dieser Reise wo-

möglich immer durch die Wüste zu fahren. Von Geographie hatten sie nur sehr dunkle Begriffe. Sie hatten sich in Algier erkundigt, wo denn die Wüste anfange und ein Franzose, der in Boghar gewesen war und dort ein Kaffeehaus kannte, welches „Café du désert“ (Kaffeehaus zur Wüste) hieß, hatte ihnen mitgetheilt, besagte Wüste fange in Boghar an. Sie hofften also schon nach vier Tagen von Algier aus die Wüste zu erreichen und von da an immer zwischen Oasenschatten und Wüstenstille abzuwechseln. So war denn ihre ganze Wüstenfahrt nichts, als eine beständige Enttäuschung; denn die Wüste, die in Boghar anfangen sollte, fing erst acht Tage später an und während acht Tagen kochte es in ihnen wie siedendes Wasser, und hüpfte in ihnen wie Quecksilber vor stets mächtig in Anspannung gehaltener und stets unbefriedigter Neugierde. Diese Wüste führte sich sehr ungezogen auf und meine Reisegefährten schimpften gehörig über sie. Hier sei noch bemerkt, daß die Franzosen die Wüste schon einige Tagereisen vor El Aghuat anfangen lassen, aber nach der Beschaffenheit des Bodens und der Vegetation habe ich mich überzeugt, daß dieß durchaus unrichtig ist. Ein Bergland, welches Gewächse der Steppen trägt, ist keine Wüste, und mag es hundert Mal auf den Karten als Wüste aufgeführt sein.

Meinen Reisegefährten bin ich schuldig, hier ihr Portrait zu entwerfen. Der Franzose war ein dicker, pausbäckiger, stumpfnäsiger Vierziger mit rother Nase, rothen Backen, rother — ja was war nicht Alles an ihm roth? Als Künstler verschmähte er es, eine Perücke zu tragen, und bot statt dessen

seine schöne strahlende Glatze der Bewunderung der Welt dar. Er trug einen Schnurbart und eine Imperiale, welche seine fetten Lippen so hervorstehen machten, daß es ihm das Aussehen eines Kampfhahnes gab. Uebrigens war er der gutmüthigste Mensch von der Welt, und wenn man ihn nur renommiren und immer renommiren ließ, dann war er zufrieden und versöhnt mit Gott und seinen Nächsten.

Mister S. war ein junger Engländer im beneidenswerthen Alter von 21 Jahren. Wenn man ihn das erste Mal und nur oberflächlich ansah, machte er den Eindruck eines ziemlich vortheilhaften Aeußeren. Wenn man ihn aber genauer anschaute, so konnte man nicht umhin, zur Heiterkeit gestimmt zu werden, so viel Komisches und Lächerliches lag in seinen Zügen. Man denke sich auf einem Manneskörper das verschrumpfte Gesichtchen eines kleinen, mageren, altaussehenden Kindes. Es giebt solche kränkliche, magere Kinderchen, deren Gesichter etwas Greisenartiges haben. Ein solches war es, dessen Kopf auf den Schultern des jungen Engländers saß. Augen, Nase, Mund, Ohren, alles Das war in den schmälsten Raum zusammengedrängt. Wer das Uïstiti, jenes winzige indische Aeffchen, kannte, der mußte in diesem Gesicht die größte Aehnlichkeit mit jenem Vierhänder entdecken. Dieses verschrumpfte Kindergesicht war stets zum Lachen aufgelegt, was ihm jedesmal etwas besonders Schelmisches gab. Es fletschte affenartig seine kleinen Zähnchen, sein kleines Näschen schien in die Höhe fliegen zu wollen und seine Aeuglein funkelten dämonisch. Ueber diesen Miniaturkopf war eine Fülle unordentlichen, dunklen Haares, wie eine Perücke von ersticken-

dem Umfang, ausgegossen. Die Unordnung dieses Haares war jedoch keine natürliche, sie war ein tiefdurchdachtes Kunstproduct; denn das Organ der Beifallsliebe, vulgo Eitelkeit, schien in dem Kinderkopfe auf Mannesschultern ganz besonders entwickelt zu sein. Der junge Engländer war, wie es seinem Alter geziemte, natürlich verliebter Natur. Er trug ein Medaillon an einer goldenen Kette, welches er Jedermann zeigte und welches das Portrait einer jungen Dame mit rothen Haaren enthielt. Dieses Medaillon war berufen, auf unserer Reise noch eine Rolle zu spielen. Im Uebrigen war Mister S. ein wenig „étourdi“, wie die Franzosen sagen, aber sonst, im Ganzen genommen, nicht viel unerträglicher, als andere unerträgliche Menschen.

Der Kutscher, welcher während so langer Zeit unsern unzertrennlichen Begleiter abgeben sollte, verdient auch eine Erwähnung. Es war dieß ein Sohn der Race Chams. Es giebt Leute, welche für Alles, was Neger und Negerin ist, schwärmen. Freilich, die Zeit des Onkel Tom, welcher Roman die schwarzen Unholde zur Mode gemacht hatte, ist längst vorbei. Aber dennoch sah ich in Algier mehrere Deutsche, frisch hergeschneit aus irgend einem Nest im Hannoveranischen, die vor jedem Negergesicht voll Bewunderung stehen blieben. Was mich betrifft, so theile ich diese Bewunderung nicht. Ein Neger erinnert mich immer nur an eine Bulldogge, oder an ein Schwein, ersteres, was sein Gesicht, letzteres, was seinen Instinkt betrifft. Schwarz ist nicht an und für sich häßlich. Schwarz kann sogar sehr schön sein. Aber einen thierartigen, immensen Mund, eine plattgedrückte Nase und ein Paar Au-

gen, deren Ausdruck von nichts, als der unberechenbarsten Stupidität redet, das wird Niemand, sei er auch noch so sehr Negerfreund, schön finden. Aber als ob seine Häßlichkeit noch nicht abschreckend genug gewesen sei, so fand unser Neger noch für gut, sich täglich das Gesicht dick mit ranzigem Fett zu beschmieren, welches einen repulsiven Geruch verursachte.

Zwischen Medeah und Boghar durchfuhren wir anfangs eine höchst abwechselungsvolle Gebirgsgegend. Eine unregelmäßige Aneinanderreihung kegelförmiger Berggipfel, zwischen deren Massen zahllose Schluchten sich hinzogen. Jede dieser Schluchten, trichterförmig gebildet, trug in ihrem tiefsten Abgrund eine Quelle, einen Wasserstrahl, um den die üppiggrüne Vegetation halbtropischer Landschaften in bunter Unordnung aufsproß. Besonders der Oleander war hier zahlreich vertreten. Die Abhänge der Berge bedeckte wildwucherndes Strauchwerk und die höchsten Gipfel krönte nicht selten ein Wald immergrüner Eichen oder Pinien. Aus der Mitte dieser Wälder drang der aromatische Duft der **Pistacia atlantica** hervor: jener baumartigen Schwester der im Tell so häufigen strauchartigen **Pistacia lentiscus.** Auch der schöne große gegliederte Lebensbaum, **Calestris articulata,** breitete über dieser afrikanischen Flora seine Zweige aus. Unter den Sträuchern zeigte sich besonders der phönicische Wachholder, **Juniperus phoenicea.** Am Fuße der Bäume und Gesträuche sproßte ein Heer von niederen Büschen: das zarte **Spartium scoparium** und der lebhaft blühende rohrartige spanische Ginster, **Spartium junceum**; daneben die **Phyllirea latifolia** und die strauchartige Kugelblume, **Globularia Alypum.**

Bald verließ uns jedoch diese schöne, vegetationsreiche Gebirgsgegend. Je weiter wir vorrückten, desto monotoner wurde die Landschaft. Eine einförmige Hochebene, von wellenförmigen niedern Hügeln durchzogen, zwischen welchen wir hie und da einen lichteren Punkt, ein kleines Thal, ein bebautes Feld hervorleuchten sahen. Zuweilen ragte eine einsame **Tamarix gallica** aus dieser bereits baumarm gewordenen Gegend empor. Gegen Abend boten alle diese Hügel, diese gewellte Ebene, einen einzigen einförmigen Farbenton dar: ein düsteres Graubraun, welches nicht einmal von dem Weiß arabischer Häuser unterbrochen wurde. Denn alle Eingeborenen waren hier Zeltbewohner. Der Araber dieser Gegend, der sich selbst in den schwarzen Bernus einzuhüllen liebte, zog auch für sein Zelt das unscheinbare Gewand des Schwarz oder Braun vor. Wenn man diese Zelte nicht sehr aufmerksam suchte, man würde sie nicht entdeckt haben und hätte die Gegend für unbewohnt halten können.

An Unterkommen fehlte es uns übrigens nicht auf der Fahrt von Medeah nach Boghar, da man auf ihr nicht weniger als sechs französische Wirthshäuser am Wege antrifft. In Bir-el-Guëah, unserer ersten Station von Medeah aus, übernachteten wir in einem solchen. Der zweite Reisemorgen bot uns, gegen unser Erwarten, denn wir glaubten schon in das Land der Steppe eingedrungen zu sein, noch eine letzte blühende Landschaft. Wir kamen durch einen Wald von immergrünen Eichen. Zwischen dem Laubesmeer dieser grünen Umhüllungen zeigte sich hie und da eine gelichtete Stelle, von üppigen Gräsern bewachsen, deren Farbentöne, je nachdem

sie im Schatten oder im Sonnenlicht ruhten, bald blau, bald golden sich malten.

Als wir unter einem Baume dieses Gehölzes vorbeifuhren, bemerkte das scharfe Auge des Engländers plötzlich ein Thier, welches mit unendlicher Flinkheit sich von Ast zu Ast schwang. Wir zogen alle drei unsere Gewehre hervor und legten darauf an. Das Thier fiel und beim Untersuchen zeigte sich das Sonderbare, daß es alle drei Schüsse empfangen hatte. Es war eine Genettkatze, (**Viverra genetta Bonapartii.**) Das Fell hatte eine außerordentliche Zartheit und Weiche. Diese Genettkatze scheint in den afrikanischen Wäldern die Stelle des Eichhörnchens zu vertreten. Sonderbarerweise fehlt dieses letztere Thier hier gänzlich.

Plötzlich verließ uns diese grüne, an den Norden erinnernde Umgebung. Wir traten aus dem Waldesdunkel hervor und ein echt afrikanisches Ponorama bot sich unseren Blicken dar. In seiner ganzen Länge vor uns hingestreckt, lag ein weitgedehntes Thal, das Thal des Uëd el Hakum, eines kleinen wasserarmen Flüßchens, welches nicht im Stande war, seinen Ufern eine frische Vegetation zu verleihen. In diesem weiten Rahmen nahm sich sein dünner Faden besonders dürftig aus. Zwei parallele Hügelketten faßten dies Thal ein, deren eine, noch ein Kind des Nordens, sich mit üppigem Strauchwerk bedeckte, während die andere schon die kahlen Bergesrücken, jene Vorboten der Wüste, darbot. Wir folgten dem Thalweg des Uëd el Hakum bis dorthin, wo sich dieses Flüßchen am Fuße der Mauern von Boghar in den Scheliff ergießt. Im Scheliff begrüßte ich einen alten

Bekannten. War ich doch vor mehreren Jahren Tage lang an dem Ufer dieses antiken Chinalaph entlang geritten.

Boghar hatten wir schon von weitem als einen grauen Punkt, von düsteren Bergesmassen umragt, erblickt. Unser Nachtquartier sollte jedoch nicht Boghar selbst, welches ausschließlich ein französisches Soldatenstädtchen, eine Citadelle von fast nichts als rothen Hosen bevölkert zu sein schien, sondern das freundliche, östlich von ihm gelegene Boghari bilden. Es gab zwei Orte, welche diesen Namen führten: das eine, ein altes arabisches Städtchen, **Boghari arabe** geheißen, das andere, eine neue französische Schöpfung, zum Theil von Franzosen bewohnt und **Boghari français** genannt. Letzteres Dorf war die eigentliche Station auf der Route nach El Aghuat und bot dem Wanderer Bequemlichkeit in seinen Gasthöfen und Sehenswerthes in der mannichfaltigen Form seiner bunt zusammengewürfelten Bewohner dar; während Boghar selbst finster und abgeschlossen in seinem militärischen Dummstolz seitab thronte und den Touristen seiner soldatischen Verachtung zu weihen schien. Von Boghar erlaube man mir denn auch weiter nichts zu sagen, als daß es von Berbrugger für das **Castellum Minoritanum** des Itinerars gehalten wird.

Das arabische Boghari war ein kleines weißes Dorf, von braunen Adern, seinen Straßen, durchzogen. Es lag auf einem Felsen, welcher eine Schlucht beherrschte, deren Wände jeden Geologen in Entzücken versetzt haben würden, eine solche Mannichfaltigkeit zusammengewürfelten Gesteins boten sie dar. Hier fehlte weder die purpurne Gluth des Porphyr, noch das glänzende Weiß des Achats; Marmor

schien vorzuherrschen, aber seine Adern schillerten in allen Farben vom Veilchenblau bis zum Blutroth. Drei oder vier Feigenbäume, welche im Grunde dieser Schlucht ihre Laubeskronen ausdehnten, das war Alles, was in und um Boghari von baumartiger Vegetation sich sehen ließ.

Boghari erinnerte mich in einer Beziehung lebhaft an Biskarah. Es war dieselbe beständige Lustbarkeit, dasselbe ewige Tohuva Bohu in den Straßen, dieselbe unaufhörliche Musik. Dieselben Naïlijah oder Tänzerinnen vom Stamme der Ulad Nail durchzogen seine Straßen, jubelnd, lachend, singend, ihre langen Locken schüttelnd und ihre üppigen Körper in phantastischen Tänzen im Tact wiegend.

Boghari besaß eine ziemliche Anzahl Buden und Läden, worunter auch einige große Judenmagazine. Wie in Biskarah und Tuggurt, so waren außer den Juden hier die M'zabiten vorzüglich als Handelsvolk vertreten. Beide Handelsvölker genossen hier nicht eben des besten Rufes, was Ehrlichkeit betrifft. Die Bürger von Boghari waren ange darüber im Unklaren gewesen, wer von beiden besser zu betrügen verstehe, ein Jude oder ein M'zabite. Ueber diesen Punkt sollen sie vor Kurzem durch ein Geschichtchen, welches sich hier zutrug, aufgeklärt worden sein. Es ergab sich nämlich eine Gelegenheit, bei welcher M'zabiten und Juden miteinander ein Geschäft abschlossen und so ihre größere oder geringere Fähigkeit in Uebervortheilung des Nächsten an den Tag legen konnten. Die Scheikhs der Stämme des Innern pflegen auf den Märkten der Algerie gewöhnlich die Einkäufe für ihren ganzen Stamm zu besorgen.

So kam auch ein Scheikh der Beni M'zab (M'zabiten) nach Boghari, um daselbst in einem Judenmagazine eine große Quantität von dem bei den Eingeborenen so überaus beliebten ordinären Cattun einzukaufen. Der Scheikh trat in den Laden des Juden und kündigte an, er wolle so und so viel Ellen Cattun kaufen. Der Cattun wurde ihm zugemessen und der schlaue Jude irrte sich beim Zumessen absichtlich um einige 20 Ellen zu Gunsten seines Kunden, man wird gleich sehen, warum? Jetzt wurde der Preis festgesetzt. Der Jude verlangte mehr, als der Cattun werth war, für die Elle. Aber der Scheikh hatte wohl gemerkt, daß der Jude ihm 20 Ellen zu viel gegeben habe und berechnete, daß, selbst wenn er den höheren Preis für die Elle zahle und nur schnell die Waare davontrage, ehe der Jude seinen Irrthum merke, er immer noch gewinnen würde. Der Scheikh stellte sich zufrieden, zahlte, um keine Zeit durch Handeln zu verlieren, und nahm schon die Waare unter den Arm, um mit ihr davonzulaufen. Aber, als er eben zur Thür hinausgehen wollte, rief ihm der Jude zu: „Ich glaube, ich habe mich beim Messen geirrt!" Nun mußte die Waare nochmals gemessen werden, der Scheikh mußte die 20 Ellen herausgeben und bekam sein Geld nicht wieder, denn er war ja auf den höheren Preis eingegangen. So hatte der Jude dem Scheikh geschickter Weise einen Köder zugeworfen, der machte, daß derselbe auf den höheren Preis einging. Als sein Zweck erreicht war, zog der Jude den Köder zurück und der Scheikh der M'zabiten war angeführt.

Die Beduinen besitzen übrigens auch eine große Fertigkeit im Betrügen und Schwindeln. Ein Fall, der hier als Beispiel

dienen mag, soll sich ebenfalls vor Kurzem in Boghari zugetragen haben. Ein arabischer Scheikh, in einen prächtigen Bernus gekleidet, trat in einen Judenladen, gefolgt von zwei Dienern, welche einen schweren Sack trugen, der allem Anschein nach voller Fünffrankenstücke war, denn, wenn die Scheikh's ihre Einkäufe machen, so pflegen sie stets ihr Geld auf diese Weise mit sich herumzutragen und zwar immer in Silber. Der Jude witterte in dem Scheikh einen guten Kunden, nannte ihn „Ja Sidi" (O mein Herr!) und sprach zu ihm: „Was steht zu Deinen Diensten, o mein Gebieter?" Der Scheikh wählte sich etliche 20 Ellen des schönsten, feinsten rothen Tuches aus, auch 10 Ellen Goldbrocat für seine Gattin und eine Menge Kostbarkeiten. Eben schickte er sich an, zu zahlen. Da fiel ihm aber plötzlich ein, daß er erst zum Schneider gehen müsse, um ihm das Tuch und den Brocat zu zeigen, ob dieß sich auch gut für die Gewande eignen würde, welche der Scheikh wollte machen lassen. Er verschob deßhalb die Zahlung und bat den Juden, ihm bis zu seiner Zurückkunft den Sack mit Fünffrankenstücken aufheben zu wollen. Der Jude schöpfte keinen Verdacht; er ließ den Scheikh die Waare mitnehmen und dachte: „Nun, wenn er nicht zurückkommt, so bin ich durch diesen Geldsack hinlänglich entschädigt." Der Scheikh ging und — kam nicht zurück. Nach einigen Tagen öffnete der Jude den Sack und was fand er? — die schönste Sammlung von Feuersteinen, die man sich denken kann.

Wir brachten den Abend in Boghari im arabischen Kaffeehause zu, wo getanzt, gesungen, gesprungen wurde und des

Jubels kein Ende war. Boghari war eine echte Vergnügungsstadt.

Aber obgleich Boghari ein Capua war, so waren wir doch keine Krieger Hannibals, und blieben nur die eine pflichtschuldige Nacht daselbst.

„Heute,“ so sprach der Franzose, als wir eben aus Boghari ausfuhren, „werden wir hoffentlich in die Wüste eintreten.“

„Wenn Sie unter Wüste das verstehen, was viele Franzosen so nennen, so mögen Sie Recht haben,“ erwiderte ich. „Es ist wohl eine Wüste, durch die wir kommen werden, aber es ist nicht die Wüste. Die wahre Sahara, die werden wir weder heute, noch morgen, noch übermorgen, noch auch in sieben Tagen zu Gesicht bekommen.“ So war es auch. Es war eine Wüste, in welche wir gleich hinter Boghari eintraten. Es war eine Wüste an Trostlosigkeit und Vegetationsarmuth, aber es war nicht die Wüste. Hier waren keine quelldurchrieselten Oasen, keine stolzen Palmen hoben ihre geisterartigen Häupter empor, wie in Biskarah, wo sie mir zugerufen hatten: „Nur wo wir sind, da ist die Wüste.“

Es war ein Land, ganz von Stein oder von einer Erde, welche eine steinartige Härte und einen steinartigen Abglanz hatte, von einer Erde, welche aussah, als sei sie in der Höllenküche eines Vulkans gebacken und wieder gebacken worden. Kein Grashalm, kein Moos, kein Unkraut, ja nicht einmal die trockene Distel wucherte hier. Dieses seltsame Land war keine Ebene. Freilich verdiente es auch nicht den Namen eines Gebirges. Es war eine Aneinanderreihung abgeflach-

ter Felsenplatten, welche sich nur hie und da phantastisch zerrissen zeigten. In diesen Rissen lagen enge Thäler, ebenso kahl, ebenso nackt wie die Felsenplatten über ihnen. Dies ganze monotone Panorama war von einem einzigen Farbenton überzogen, welcher zwar weder roth, noch gelb, noch braun sich darbot, aber ein unschönes Gemisch aus allen diesen dreien bildete. In dieser öden Gegend war Alles einsam. Kein Laut regte sich um uns, weder fern noch nah. Nur hie und da stieß ein Geieradler (**Gypaëtos barbatos**) seinen grellen Schrei aus, wie er über die öden Felsenplatten dahinjagte und enttäuscht, denn hier hatte er keine Nahrung gefunden, seinen Flug glücklicheren Zonen zuwandte.

Diese trostlose Landschaft sollte uns jedoch nicht länger als einen halben Tag begleiten. Bald erreichten wir Ras el-Aïn, welches wörtlich Vorgebirg der Quelle bedeutet, denn die Araber haben in ihrer bilderreichen Sprache auch jene Vorsprünge von Gebirgsketten Vorgebirge genannt, welche in weite Ebenen oder Wüsten hinausragen. Sind doch diese Ebenen oder Wüsten gleichsam irdische Meere.

Von diesem Ras-el-Aïn erblickten wir plötzlich ein neues unendlich weiteres Panorama, als das verlassene, vor uns. Unser Auge beherrschte einen Flächenraum von vielleicht 12 deutschen Quadratmeilen. Diese weite Ebene war zwar nicht mehr von jener gänzlichen Abwesenheit der Vegetation, wie die Felsenplatten des Hochlandes. Hie und da boten sich Gefilde, von einem matten Pflanzenleben durchdrungen. Hie und da zeigten sich einst grünbewachsene, jetzt verdorrte Grasflächen. Hie und da streckte sich eine Wildniß von Strauchwerk dahin.

Aber diese Ebene war dennoch arm, und konnte nur dem willkommen sein, welcher die noch trostlosere Gegend verlassen hatte, aus der wir eben erlöst waren. War das Hochland der Felsenplatten gewißermaßen eine Uebertreibung der Wüste in Allem, was sie Schauerliches hat, gewesen, so erschien diese Ebene mehr als ein mißlungener Versuch zu einer Wüste, als ein charakterloses Zwitterding zwischen Wüste und Steppe. Dennoch war diese an und für sich so arme Landschaft nicht ohne Reiz, aber dieser Reiz lag nicht in ihr selbst, sondern in der Beleuchtung. So wahr ist es, daß das göttliche Himmelslicht selbst aus der traurigsten Erscheinung etwas Schönes zu schaffen vermag. Die Wolken flogen hin über diese Ebene und wie sie bald ihre Schatten über einen Theil derselben warfen, bald sich zurückzogen um die Gefilde der Sonne bloszulegen, da brachten sie die phantastischste Abwechslung in den Tinten, welche sich auf dem Steppengrunde malten, hervor. Dort zog ein Streifen veilchenblauer Nebel dahin. Dort wandelte eine lichtweiße Wolke und das Land unter ihr glich einem beleuchteten Dome, während daneben das ungetrübte Sonnengold eine hellverbrannte Ebene gelb und roth, wie die Wände eines glühenden Ofens, malte. Dort theilte sich eine Masse leuchtender Wasserdämpfe: die eine Hälfte stieg zur Erde nieder und schuf die Flur für das von ferne hinschauende Auge in einen See um; die andere Hälfte strebte himmelan, wurde dichter und dichter und erschien zuletzt wie der Kern eines leichten rosigen Wölkchens, welches jubelnd vor der Sonne hinwandelte.

In dieser Ebene erstreckte sich noch vor wenig Jahren

ein Sumpf, welcher die tödtlichsten Miasmen aushauchte. Jetzt hat ihn die französische Regierung austrocknen lassen und mit väterlicher Fürsorge an seiner Stelle ein Colonistendorf, Namens Aïn el-Usera, gegründet. Der Sumpf war zwar verschwunden, aber die Miasmen waren geblieben und die Gesichter der spärlichen Colonisten, welche das Danaergeschenk dieses Sumpflandes angenommen hatten, sahen aus wie jene Schatten von Menschen, welche mir in den pontinischen Sümpfen zwischen Rom und Terracina begegnet waren.

Ein französisches Karawanserai, mitten in diesem Sumpfort erbaut, sollte uns zum Nachtquartier dienen. Monsieur B. behauptete, man müsse in Sumpfgegenden nur recht tüchtig essen, dann werde man fieberfest. Diesem Rathe folgten wir beim Souper nach Kräften. Eine junge Spanierin, deren Mutter einen Franzosen zum Manne hatte, welcher die Wirthschaft im Karawanserai verwaltete, bediente uns beim Abendessen. Dies jugendliche, bildschöne Mädchen wurde vom Fieber geschüttelt. Sie hatte ein Mariengesicht. Aber sie war eine bleiche, abgemagerte Madonna. Dennoch hatte das Fieber nicht vermocht, ihr auch nur einen ihrer Reize zu rauben. Blaß und fahl, eingefallen, aber nicht welk, mit großen schwarzen Augen, von zartem, wie verschleiertem Feuer und langen wallenden Locken, glich sie einer Mater dolorosa.

Neuntes Capitel.

Dschelfa.

Waldige Gegend. — Guelt-es-Sthel. — Halfa. — Salzhügel. — Trostlose Gegend. — Ankunft in Dschelfa. — Das Hotel, — Zwei reisende Engländerinnen. — Die Einladung zum Absinthtrinken. — Landparthie in der Steppe. — Si Scheriff. — Falkenjagd. — Dissa. — Si Scheriff's Erzählungen. — Grausamer Sittenzug. — Abreise von Dschelfa. — Die militärliebenden Damen.

Wir befanden uns in Aïn-el-Usera ungefähr in der Mitte jener großen Ebene, welche sich zwischen Boghar und Guelt-es-Sthel hinzog. Diese Ebene brachten wir am zweiten Tag nach unsrer Abreise von Boghar hinter uns und drangen in das Thal von Guelt-es-Sthel selber ein.

Hier änderte sich plötzlich der Charakter der Landschaft auf's Auffallendste. Eine Aneinanderreihung von steinigen Bergen mit bizarren Formen, welche mehr aus Kieselgeröll als aus Felsen zusammengewürfelt und phantastisch aufgethürmt schienen, umragte auf beiden Seiten das schmale Längenthal. Diese seltsam geformten Berge trugen auf ihren höchsten Gipfeln Wälder von Pinien und Cedern. Von letzteren bemerkte ich zwei Arten, die Cedrus argentea und Cedrus viridis. Diese herrlichen Kinder südlicher und doch zugleich dem Norden verwandter Pflanzenzonen streckten ihre dunkelgrünen wagerechten Aeste majestätisch aus, auf welchen

der Schlangenadler (Circaëtos **brachydactylos**) sein mächtiges Gefieder auf kurze Zeit zur Ruhe zusammengefaltet hatte. Pinien und immergrüne Eichen bildeten im Thal grünende Haine, so daß man sich plötzlich an dem Punkte, den man schon für die Schwelle der Wüste hätte halten mögen, in eine europäische Landschaft versetzt fand.

Mitten in diesem Thal, von Stein und Bäumen eingeschlossen, lag das Karawanserai von Guelt-es-Sthel, wo wir ein Obdach fanden.

Am Morgen nach Guelt-es-Sthel nahm uns die Ebene von Neuem auf. Ihre südlichste Grenze bildete eine Gebirgskette, welche sich wie ein dunkler Wolkenstreifen am fernen Horizonte abzeichnete. Diese weite Bodenfläche war mit dem Halfa (**Marochlea tenacissima**), einem buschigen Grase, reichlich bewachsen, welches auf diesem undankbaren Boden neben wenigen andern Steppenpflanzen allein zu gedeihen schien.

Dieses Halfa starrte schilfartig in die Höhe. Es wuchs überall in kleinen Büscheln und bildete folglich keine gleichmäßige Grasfläche. Es glich in Farbe und Form einem kleinen Rohre, welches unter dem Hauch des Luftzugs sich beugte und dessen dichte Büschel dann, wie Menschenhaar, im Winde hinwehten. Anfangs kam mir die **Marochlea tenacissima**, weil neu, auch interessant vor. Hatte ich sie doch nie in so zahlreichen Exemplaren gesehen. Aber sehr bald wurde man gegen die Reize dieser subtropischen Pflanze abgestumpft, so monoton war sie. Ein Busch Halfa gleich dem andern: immer derselbe borstige Büschel, auf einem kleinen Erdhöcker sich erhebend. Eine ganze Ebene voll dieser Höcker und voll

dieser Borsten, das war eine Probe für unsere Geduld. Wir bestanden sie triumphirend und erreichten am Abend den Hadschra-el-Mhel oder Fels des Salzes, einen einzeln aus der Ebene hervorragenden Berg, der, wie sein Name sagt, viel von dem bitter schmeckenden Mineral enthält.

Grau war die vorherrschende Farbe dieses Salzberges. Grau! aber nicht ein ein einziges Grau, sondern Grau von allen nur denkbaren Schattirungen und Nüancirungen. Da war das weißliche Grau des Kalksteines, das gelbliche, das röthliche Grau, welches seine Schattirung dem Vorhandensein lehmiger Bestandtheile verdankte, malten sich in bunter Unordnung durcheinander, das schwarze Grau des Salzes, welches in schieferhaltigem Boden vorkam, blickte ernst und finster in das Thal hernieder, und das grünliche Grau, welches von kaum merklicher Vegetation durchdrungen schien, glich einer Oase mitten in diesem bunten Farbenchaos, auf welcher allein der Blick befriedigt ruhen mochte. Dieser Salzberg hatte zwei Häupter, von denen mehrere Bächlein niederströmten. Aber es waren keine krystallreinen Bächlein, welche licht und durchsichtig über Kiesel dahinrieselten. Sie trugen auch nicht jene gelbliche Farbe, welche Schlamm und Lehm den Flüssen zu verleihen pflegen. Nein! sie waren milchig, weiß, kalkig, trübe und flossen langsam mit dicker, malzartiger Flüssigkeit.

Nach einer bei Hadschra el Mhel, in dem dortigen Karawanserai zugebrachten Nacht, setzten wir unsere Reise nach Dschelfa weiter fort. Diese kleine Ortschaft, welche den Mittelpunkt des Weges zwischen Baghar und El-Aghuat be-

zeichnet, erreichten wir gegen Abend nach einer neuen, tage-langen, trostlosen Wallfahrt durch eine Halbsteppe oder Halb-wüste.

Wir waren seit Boghar zwar unmerklich gestiegen, aber immer gestiegen, so daß wir uns am Ende viertägigen Steigens auf einer Höhe von 3500′ über der Meeresfläche befanden. In dieser einsamen und öden Hochebene bot sich Dschelfa unsern Blicken dar. Seine Lage erinnerte mich leb-haft an die von Bathna. Glücklicherweise sollte ich jedoch jetzt nicht hier jene für Afrika so große Winterkälte auszustehen bekommen, welche mir in dem ofen- und kaminlosen Bathna so viele kleine Leiden verursacht hatte. Jetzt war es ja erst Ende November und, obgleich schon empfindlich kühl, so fehlte doch der Schnee, und der Frost sollte sich vielleicht erst in einem Monat melden. Diese beiden, mir überall antipathischen, aber besonders in Afrika unangenehmen Dinge, Schnee und Frost, sollten wir dann auch auf unsrer Rückreise von El-Aghuat nach Herzenslust zu genießen bekommen.

Dschelfa war eine ganz neue Schöpfung und bestand bis jetzt erst aus etwa 10 Häusern, in welchen eine europäische Bevölkerung von siebzig Seelen traurig vegetirte. Es war ein kleiner Gasthof daselbst. Wir konnten also nicht zu dem Karawanserai unsere Zuflucht nehmen, welches immer, was Küche, was Betten, was Reinlichkeit betrifft, den Gasthöfen kleiner afrikanischer Städte und Dörfer vorzuziehen ist. Aber das Karawanserai nimmt eigentlich nur Militärpersonen und Civilisten nur dann auf, wenn ihnen jede andere Unterkunft fehlt. Auf den kleineren Stationen konnten wir immer in

Karawanserais übernachten, aber in sogenannten Städten oder Dörfern, wie Boghar, Dschelfa, El-Aghuat, mußten wir den Gasthof aufsuchen. Wir glaubten wenigstens die Paar Zimmer des Gasthofs für uns allein haben zu können; denn die Zahl der Reisenden nach El-Aghuat war nur sehr gering. Wer beschreibt jedoch unser Erstaunen, als man bei unsrer Ankunft uns sagte, wir könnten alle Drei zusammen nur ein einziges Zimmer bekommen, da der ganze Gasthof durch zwei „dames anglaises" eingenommen sei. Das war etwas Neues. So weit hatte ich nicht geglaubt, würden sich fashionable englische Touristinnen verlieren. Nicht als ob solche nicht weit und noch viel weiter, als die Sahara, reisten! Aber sie reisen gewöhnlich doch nur da, wo genug männliches Publicum vorhanden ist, um sie reisen zu sehen und zu bewundern, und hier war ein trauriger Mangel an einem solchen Publicum, denn wir waren seit zwei Monaten die einzigen Touristen, die nach El-Aghuat fuhren.

„Das müssen keine Ladies sein," sagte der naseweise Mister S.

„Es sind vielleicht sehr amüsante Frauenzimmer," rief der Franzose.

„Dort sehe ich eine am Fenster," fiel ich ein. „Sie hält etwas in der Hand, aber ich kann nicht unterscheiden, was es ist."

„Ich unterscheide es sehr wohl," unterbrach mich Monsieur B.; „es ist ein Glas Absinth, parbleu!"

Ich hatte es wohl bemerkt, aber nicht auszusprechen gewagt. An dem Fenster stand eine Dame von etwa 40

Jahren, die aber so schön „zurecht gemacht" war, daß man sie für 30 hätte halten können und man errieth, daß sie selbst für 25 gelten wollte. Diese Schöne hielt, — meine Leserinnen verzeihen es mir, aber die Wahrheit vor Allem, — ein Glas Absinth in der Hand. Bald erschien neben ihr eine jüngere Dame von großer Schönheit, die ebenfalls — ein Glas Absinth in der Hand hielt. Zwei Engländerinnen, mitten in einer afrikanischen Steppe, antreffen und sehen müssen, daß diese zarten Wesen sich mit Absinthtrinken die Zeit vertreiben, das war allerdings etwas Ungewöhnliches.

Wir zogen uns trostlos in unser kleines Zimmer zurück, welches wir verurtheilt waren, zu Dreien zu bewohnen. Plötzlich öffnete sich jedoch die Thür und ein junges Mädchen von fremdartigem Aussehen, aber durchaus nicht häßlich, trat ein.

„Was steht zu Ihren Diensten, mein Fräulein?" frugen wir.

„Ich bin die Kammerjungfer von Missis M. . . .", sprach das Mädchen, „welche bedauert, Ihnen die besten Zimmer im Hôtel vorweg genommen zu haben."

„Sie bedauert es!" rief der Franzose, „o wie rührend! Können wir etwas für Ihre Gebieterin thun, mein schönes Kind?"

„Meine Herrin," erwiderte das Kammermädchen, „läßt Sie einladen, Ihren Absinth vor Tisch bei ihr, in ihrem Salon einzunehmen."

Also auf Absinthtrinken war es entschieden abgesehen.

„Sagen Sie Ihrer Gebieterin," rief Monsieur B., während er versuchte, Kunststudien an der Taille der jugend-

lichen Erscheinung anzustellen, „wir würden uns glücklich schätzen, in Gesellschaft von so schönen, so höflichen und so verständigen Damen unsern Absinth einzunehmen.“

„Habe ich es nicht gesagt,“ bemerkte der Engländer, als die Zofe fort war, „daß es keine Ladies sein könnten?“

„Und habe ich es nicht gesagt,“ fiel der Franzose ein, „daß es vielleicht höchst amüsante Frauenzimmer sein möchten?“

Der Künstler mochte, in seiner Eigenschaft als Franzose, schon allerlei galante Pläne und Träume von „bonne fortune“ gemacht haben, als wir bei den Damen eintraten. Aber hier wurde uns gleich beim ersten Blick klar, daß diese Damen uns nicht hatten in der Absicht rufen lassen, welche der „fat“ von Franzose vielleicht vermuthete. Die Festung war bereits in allen Regeln eingenommen und zwar durch — zwei französische Offiziere, welche bei diesen Damen in sehr nonchalanten Posen auf dem Sopha saßen und Absinth tranken. Dennoch wurden wir mit Jubel begrüßt, denn Touristen in Dschelfa waren eine Seltenheit. Es entwickelte sich sogleich eine Intimität und Kameraderie, welche nur unter Touristen und Touristinnen möglich ist, die sich an solchen Orten antreffen, welche gewissermaßen außerhalb der Welt liegen.

„Sie werden doch einige Tage in Dschelfa zubringen?“ sprach die eine Dame. „Es ist ein sehr angenehmer Aufenthalt.“

Dieß angenehm wurde accentuirt und dabei blickte sie zärtlich nach einem kahlköpfigen Capitain, der sie mit absinthtrunkenen Augen fixirte.

„Angenehm muß der Aufenthalt immer sein, wo

solche Göttinnen weilen," erwiderte unser Künstler poetisch.

„Sie scheinen gute Kerle zu sein," rief die ältere, etwas burschikose Dame. „Bleiben Sie doch hier. Wir werden zusammen Landparthien machen und uns recht gut unterhalten."

„Landparthien?" frugen wir erstaunt. „Landparthien in dieser Steppeneinsamkeit?"

„Nicht so einsam, als Sie glauben," sprach Missis M.... „Ein Paar Schritte von hier wohnt mein Freund, der Kaid der Ulad Naïl, der uns mit Freuden empfangen und uns vielleicht eine Jagd zum Besten geben wird."

Solcher Perspective vermochten wir nicht zu widerstehen. Ein Kaid von der Bedeutung des Häuptlings des großen Stammes der Ulad Naïl und eine arabische Jagd: das waren Dinge, die wir auf unserer ganzen Tour noch nicht angetroffen hatten.

Wir versprachen zu bleiben und die Landparthie wurde auf den kommenden Tag festgesetzt.

Am folgenden Morgen fand die Expedition statt. Der kahlköpfige Capitain, welcher Chef des Bureau arabe in Dschelfa war, hatte den Engländerinnen und uns Reitpferde verschafft und er selbst, sowie der andere Offizier, begleiteten unsere kleine Karawane, welche durch einige 20 hinten nachlaufende zerlumpte Araber beinahe zu einer großen geworden war. Die Töchter Albions saßen hoch zu Roß in eleganten Amazonentrachten. Wir erregten bei den siebzig Bewohnern

Dschelfa's eine nicht geringe Sensation, als wir, zwei Frauen und fünf Mann stark, durch die halbe oder Viertelsstraße dieses im Werden begriffenen Nestes ritten. Unsere Landparthie galt, wie die Engländerin angekündigt hatte, dem Lager des Scheikh's der Ulad Naïl, welcher Würdenträger Si Scheriff hieß. Dieser Si Scheriff hatte zwar auch in Dschelfa eine Wohnung, aber, uns dort zu empfangen, das wäre ohne alle Originalität gewesen und zudem wollte er uns eine Falkenjagd zum Besten geben.

Unsere Rosse wieherten, die Araber schrieen, die Bewohner von Dschelfa schwatzten und steckten die Köpfe zusammen, die Hähne krähten, die Hunde bellten, als wir ausrückten. Vor den Thoren Dschelfa's empfig uns eine weniger geräuschvolle Atmosphäre. Hier war Alles Stille. Unermeßlich streckte sich die Ebene hin, in der nichts, nichts zu wachsen schien: nicht einmal das Halfa, welches uns bis jetzt begleitet hatte. Durch diese Steppenwüste oder Wüstensteppe zog sich jubelnd unsere kleine Karwane hin. Mit ihrer europäischen Lustigkeit bot sie eine Dissonanz in diesem großartigen, aber schwermüthigen Gemälde, in welchem man sich höchstens als Staffage ein Paar betende Eremiten oder einen Marabut, der, der Welt entrückt, hier fromme Wunder ausübte, vorstellen konnte. Statt dessen waren hier ein Paar frivoler Engländerinnen, die an nichts weniger, als beschaulichen Genuß der hehren Wüsteneinsamkeit dachten, sondern sich vielmehr die trivialen Vergnügungen der Civilisation hieher zu wünschen schienen. Wir waren vielleicht eine halbe Stunde geritten, als eine schwarz-braune, am Boden

kauernde Masse vor unsern Blicken auftauchte. Diese Masse zeichnete sich in größeren und immer größeren Umrissen vor uns ab, und zuletzt wurde sie deutlich und wir sahen etliche dreißig niedriger, schmutzfarbener Kegel über der horizontalen Steppenlinie in die Höhe ragen. Es waren die dunklen Zelte Si Scheriff's.

Als uns nur noch etwa 100 Schritt von diesen Zelten trennten, sahen wir plötzlich einen Reitertrupp, der in jenem wahnsinnigen Galopp, welchen die Araber Phantasia nennen, auf uns zugesprengt kam. Wir glaubten schon von ihnen überritten werden zu müssen, wenn wir ihnen nicht Platz machten. Aber die Engländerinnen, vertraut mit den Sitten der Araber, riefen uns zu, nur ruhig auf demselben Wege weiter zu reiten. Jetzt war der wild dahersausende Reiterschwarm nur noch wenige Schritte von uns entfernt. Noch ein Augenblick dieses verrückten Galopps und wir wären zu Staub und Asche gestampft worden. Aber da, im Moment, als eben das vorderste Pferd unsere Karawane berührte, zogen alle Araber ihre Zügel an. Die Rosse bäumten sich zurück; sie schnaubten zwar, wie zornerfüllt über dieses unerwartete, gezwungene Einhalten ihrer wahnsinnigen Carrière, aber sie hielten an. Wie ein Mann, so standen alle Rosse und Reiter plötzlich still. Ehe wir jedoch uns von unserer bewundernden Ueberraschung über dieses geschickte Reitermanöver einigermaßen erholt hatten, da traf unsere Ohren plötzlich ein donnerndes Geknalle, wie die Detonation einer Höllenmaschine, welche man auf uns abgebrannt hätte. Kaum hatten nämlich die Araber ihre Rosse gewaltsam zurückgestemmt,

als jeder von ihnen seine Büchse nahm, auf uns anlegte, und zwar in viel größerer Nähe von uns, als Pistolenschußweite, und auf uns — losschoß. Aber die tollkühnen Schützen fehlten sämmtlich. Wir standen unversehrt da und, nach der ersten Ueberraschung, lachten wir herzlich über diese allzuberedte Begrüßungsart. Denn das Abfeuern ihrer Gewehre auf uns und das nahezu Ueberrennen unserer Leiber war nichts als Begrüßung und noch dazu eine sehr ehrende, höfliche Begrüßung gewesen, wie man sie nur Respectspersonen zu Theil werden läßt. Die Araber nennen dieß: „das Pulver reden machen". Niemand kann seinen Gastfreund mehr ehren, als wenn er im wahnsinnigen Galopp der Phantasia auf ihn zusprengt und „das Pulver reden macht" und zwar ihm ins Angesicht hinein. Freilich sind die Gewehre, wie man sagt, nur mit Pulver geladen, aber nicht selten geschehen trotzdem Unfälle bei diesem „Pulver reden machen". Papier wird auch oft in die Läufe hineingesteckt und dieß Papier fliegt nicht selten Einem oder dem Andern in's Auge und hinterläßt dem so höflich Begrüßten ein unangenehmes Andenken von der „Beredtsamkeit" des Pulvers. Aber Wenige sterben in Folge vom „Pulver reden machen", obgleich dieß auch nicht ohne Beispiel ist. Ich hatte mit dieser originellen Begrüßungsart trotz meiner langen und öfteren Anwesenheit in Algerien bis jetzt noch nicht persönliche Bekanntschaft gemacht, da sie von der Regierung ihrer Gefährlichkeit wegen durchaus verboten worden ist. Die Araber haben aber eine Passion für dieses gefährliche Spiel. Si Scheriff mußte übrigens mit dem Capitain des Bureau arabe sehr gut stehen, um sich

dergleichen unerlaubte Ehrenbezeigungen in seiner Gegenwart zu erlauben.

Jetzt nahmen uns die Araber in ihre Mitte und bald stiegen wir vor den schwarzen Zelten Si Scheriff's ab. In einem dieser Zelte lag ein kostbarer Teppich auf dem Boden, ein französischer Tisch stand darauf, französische Stühle standen um diesen herum und ein französisches Dejeuner wartete unser. Ich war unangenehm enttäuscht. Dazu also waren wir zu den Beduinen gekommen, um eine Caricatur europäischer Sitten zu finden? Die Damen und meine Reisegefährten schienen jedoch gar nicht meiner Ansicht, sondern sprachen dem pseudofranzösischen Dejeuner, so gut sie konnten, zu, und so gut es das Dejeuner gestattete, welches herzlich schlecht war, denn es bestand aus französischen Gerichten, von einem arabischen Koche zubereitet.

Als das langweilige Dejeuner beendet war, traten wir vor das Zelt und da wartete unsrer ein echt beduinisches Schauspiel. Der Scheikh, an der Spitze von etlichen vierzig Reitern, ritt auf die Jagd mit Falken aus. Ihm folgte eine Schaar seltsam aussehender Windhunde, geführt von den Hundeknechten, halbnackten, malerisch zerlumpten Burschen. Diese Hunde, die ich Windhunde nenne, weil man mir versicherte, daß sie zu dieser Race gehörten und nicht etwa, weil sie unsern Windhunden glichen, hatten kurze, kleine Beine, lange Ohren, einen länglichen Körper — so weit waren sie Dachshunde; sie besaßen aber auch einen langen Hals, einen schmalen Kopf und ganz glattes Fell — und in so weit waren sie Windhunde. Eigentlich waren diese Thiere häßlich. Aber

wenn man sie aufmerksam beobachtete, so ward man inne, wie viel Spuren edlen Blutes, wie viel Racenhaftigkeit in diesen Gnomengestalten lag. Wie arabische Pferde ihre Racenreinheit bewahren, so hatten auch diese kleinen Monstra einen höchst ahnenreichen Stammbaum, der freilich nicht aufgeschrieben war, den ich aber errathen haben würde, wenn mir auch Si Scheriff nichts davon gesagt hätte. Dies waren die echten arabischen Windhunde, jene Windhunde, wie sie die Kreuzfahrer vor 800 Jahren im Orient antrafen. Unsere jetzigen Windhunde sind nur Bastarde von jener edlen orientalischen Race, welche die Kreuzritter mit sich zurückbrachten; Bastarde, aus der Vermischung ihres edlen Blutes mit dem irgend eines gemeinen, plebejischen Hofhundes entstanden. Diese kleinen, arabischen Hunde waren auch ganz andere Jagdhunde, als irgend ein europäischer!

Der Scheikh, eine edel aussehende Gestalt im reiferen Mannesalter, saß stolz zu Pferde; sein dunkles Gesicht und schwarzer Bart stachen grell gegen die blendende Weiße seines Bernus ab. Ihm zur Seite ritt sein Bruder, ein blaß aussehender, junger Mann mit Geisterzügen und einem gespensterartigen, dünnen, langen Barte, der seinem Gesicht etwas allzu Längliches gab. Sein trocknes Hüsteln kündete an, daß auch unter den Söhnen der Zelte verletzte Lungenflügel existiren. Diese Beiden waren die einzigen reinlich Gekleideten von der ganzen Schaar. Alle Andern hüllten sich mit künstlerischer Drapirungsgabe in zerfetzte Bernusse. Ein langes Reisen in Ländern, von Arabern, Beduinen und Kabylen bewohnt, bringt zuletzt das Auge dahin, daß ihm die Lumpen

als die einzige normale Umhüllung einer afrikanischen Gestalt erscheinen und daß alle reinlich oder elegant gekleideten Araber ihm disharmonisch auffallen. In ihre nationalen Lumpen gekleidet, haben die Araber eine patriarchalische Würde. In feinen Bernussen oder gestickten Jacken sehen sie wie mißlungene Theaterstatisten aus. Abraham, Isaak und Jakob, jene Ideale aller Patriarchen, hüllten sich wohl nie in kostbare oder sorgfältig gewaschene Gewande. Sie hatten gewiß die größte Aehnlichkeit mit einem heutigen zerlumpten Araber und Horace Vernet hat es wohlverstanden, wenn er hier seine Modelle für die alten Bibelfiguren suchte. Denn daß diese Patriarchenfürsten reich waren, das brauchte sie gar nicht zu hindern, zerlumpt zu gehen; hindert es doch heut zu Tage keinen echten Araberchef daran. Nur diejenigen Araber, welche, wie Si Scheriff, ihrer nationalen Sitte zum Theil entsagt haben, nehmen die Idee in sich auf, daß gute oder reinliche Kleider dem Manne Ansehen und Würde zu verleihen vermögen. Kleider machen bei den echten Beduinen keine Leute.

Der Bruder des Scheikh hielt einen Falken auf seiner mit einem schwarzen Ritterhandschuh versehenen Linken. Kühn funkelten die Augen dieses kleinen, unschönen Thieres, wie sich der Zug in Bewegung setzte. Die Araber bedienen sich zu dieser Jagd dreierlei Falkengattungen. Der **Falco laniarius** und der **falco tanypterus** stehen jedoch nach ihrer Ansicht dem **falco peregrinus** an Tüchtigkeit nach. Auch gebrauchen sie am liebsten die letztere Species. In der Provinz Constantine sah ich jedoch hauptsächlich die erste Gattung.

Da die uns vom Bureau arabe auf Requisition verschafften Pferde zu schlecht waren, so konnten wir leider der Jagd nicht folgen. Statt dessen schlugen die Engländerinnen vor, bis zur Rückkehr des Scheikh uns die Zeit mit Kartenspielen und Absinthtrinken zu vertreiben, auf welchen Plan Alles mit Jubel einging. Ich floh jedoch bald diese allzu lustige Gesellschaft und wandelte einsam auf und ab in der großartigen, tiefstillen Steppe.

Nach mehreren Stunden kam die Jagd zurück. Die kleinen Hunde hatten Vortreffliches geleistet. Der Falke hatte ebenfalls seine Pflicht gethan und eine Menge Wildpret sollte die Diffa zieren.

Das Abendessen war pomphaft. Die Damen entwickelten bei demselben eine Eßfähigkeit, die uns in Erstaunen setzte. Der Scheikh war sehr wohl gelaunt und gab uns in überströmender Freundlichkeit einige Geschichtchen zum Besten.

Das erste Geschichtchen drehte sich um die Falkenjagd. Es ist nämlich bei den Arabern Brauch, daß nur Vornehme, Leute von altem Stammbaum, dieser noblen Passion fröhnen. Wer nicht edler Abkunft ist und sich dennoch einfallen läßt, Jagdfalken zu halten, der setzt sich oft den größten Beschimpfungen aus. So war auch ein Scheikh, ein Nachbar Si Scheriff's, der sich keiner vornehmen Abkunft rühmte, so kühn gewesen, sich Falken zu halten. Si Scheriff bestrafte ihn dafür. Er richtete ein Paar junge Adler ab, welche, wenn jener Scheikh auf die Jagd ging, auf dessen Falken loßstießen und ihnen die Schädel brachen. So waren die Jäger selbst Wild geworden. Si Scheriff verhinderte dadurch, daß

der plebejische Scheikh dieser noblen Passion obzuliegen fortfuhr.

Das andere Geschichtchen war nicht so harmloser Natur. In ihm floß nicht Falkenblut, sondern Menschenblut und zwar auf die grausamste Weise. Ein Kaid unweit El Aghuat war von einem Andern nach der Gesundheit seiner Gemahlin gefragt worden. Eine solche Beleidigung darf nur mit Blut gerächt werden. Der beleidigte Kaid wohnte jedoch weit vom Stamme des Beleidigers. Die Waffen so weit zu tragen, das hätte Jener nicht ohne Erlaubniß der Regierung thun können und diese Erlaubniß wäre ihm wohl verweigert worden. So beschloß er, zur List seine Zuflucht zu nehmen. Er und zwölf seiner Leute verkleideten sich als Frauen. So wanderten sie nach den Zelten ihres Feindes. Dieser sah eine Schaar fremder Weiber kommen und neugierig, wer sie sein möchten, ging er ihnen entgegen. Kaum war er in Mitte der vermeintlichen Weiber, als diese sich entschleierten und fürchterliche Kriegergesichter enthüllten. Die Todesart des Kaid war entsetzlich. Man schnitt ihm den Bauch auf, riß die Eingeweide heraus, füllte den Leib mit Steinen an und nähte ihn vermittelst einer großen Nadel, wie man sie zum Nähen der Wasserschläuche gebraucht, wieder zu. So fanden den Kaid die Seinen. Das Seltsame dabei ist, daß dieser Gemarterte noch einen ganzen Tag gelebt haben soll. Während dieses Tages hatte er noch Zeit, den Angriff des feindlichen Stammes durch die Seinen vorzubereiten. Es kam zum Kriege zwischen beiden Stämmen. Aber die französische Regierung legte sich in's Mittel. Sie bestrafte beide Theile

mit gehörigen Geldbußen und veranstaltete, als sie das Geld nicht schnell genug auftrieben, verheerende Razzia's gegen sie.

Gegen Abend trat die lustige Karawane den Rückweg nach Dschelfa an. Die Engländerinnen hatten sich sehr gut unterhalten, die Offiziere sehr viel Absinth getrunken, Monsieur B. war zufrieden, denn er hatte seine Pläne, Tombukto betreffend, aufgetischt, der Engländer war glücklich, denn er hatte das Portrait seiner Geliebten zeigen können, und so kam Alles in heiterster Laune in Dschelfa an.

Am andern Morgen empfahlen wir uns beiden Damen und drehten Dschelfa den Rücken. Die Engländerinnen schienen gar nicht Miene zu machen, weiter reisen zu wollen. Sie schienen offenbar in Dschelfa fest zu sitzen. Wer waren diese Damen und was hatte sie hieher gebracht? Die Aeltere, so vernahm ich später, verdanke der Liebe eines britischen Lord ein bedeutendes Vermögen und irre jetzt, Vergnügen suchend, in der Welt herum. Wie aber hatte sie solches in Dschelfa gefunden? Es schien, daß hier ernstlich zärtliche Motive im Spiele waren und daß der kahlköpfige Capitain wirklich ihr Herz verwundet hatte. Die Andere war eine Schwester in Eva, die als Gesellschaftsdame figurirte. Die etwas burschikosen Sitten dieser Damen ließen sich nur durch eine lange Frequentation der Casernen erklären. Das Militär war die Passion dieser zarten Wesen, nur Militär und immer Militär, und dem Militär zu Liebe konnten sie wohl hie und da und zwar recht oft auch ein Glas des beliebten Getränkes, Absinth genannt, hinunterstürzen.

Zehntes Capitel.

El-Aghuat.

Reise von Dschelfa nach El-Aghuat. — Immer noch keine Wüste. — Eine Halfaebene. — El Hamra, das Ruinendorf. — Sidi Makhluf. — Die ersten Palmen. — Steppengräser. — Erster Anblick der Wüste. — El-Aghuat. — Einzug in die Oasenstadt. — Sensation. — Der Mueddin auf dem Minaret.

„Heute," so sprach mein französischer Reisegefährte, als wir aus Dschelfa ausfuhren, „heute bin ich gewiß, werden wir die Wüste erreichen."

„Es wäre Zeit, daß sie endlich einmal käme!" erwähnte Mister S.

„Es werden keine zwei Stunden vergehen, so sind wir mitten in ihr," rief der Maler vertrauungsvoll.

Keine zwei Stunden vergingen, so traten wir allerdings in ein völlig verschiedenes Land ein, völlig verschieden von der öden, graslosen Steppenwüste um Dschelfa. Aber dies Land war keine Sahara! Wir befanden uns plötzlich mitten im Halfa (Marochlea tenacissima). So weit unsere Blicke reichten, überall war der Boden mit Halfa bedeckt und was für ein Halfa! Hier sproßte es nicht dürftig auf abgesonderten kleinen Erdhöckern. Nein! es drängte sich dicht aneinander, es wuchs dick wie Gras und lang wie Frauenhaar und wogte im Winde her und hin, überall grün, überall frisch. Ein wahres grünes Meer umgab uns.

„Das ist keine Wüste," sprach ich zu meinen Reisegefährten, „das ist eine üppige Wiese, die statt des Grases das Halfa trägt."

Die Beiden waren jetzt freilich genöthigt, einzugestehen, daß diese lebhaft gefärbte Landschaft, die wie ein großmächtiges Salatbeet überall grünte und sproßte, keine Wüste sei. Eine Aneinanderreihung von länglichen Hochebenen, welche sich terrassenförmig ablösten und die mit der größten Regelmäßigkeit aufeinander folgten; eine Hügelkette im Süden, die vor uns zu fliehen schien, und deren höchster Gipfel, eine graue Pyramide, immer gleich fern aussah; hie und da das versandete Bett eines wasserlosen Flüßchens; und um uns herum das grüne, ewig grüne Halfa dahinwogend, wie Rossesmähnen, die der Sturm durchpeitscht: das war das Landschaftsgemälde, welches uns den ganzen Tag begleiten sollte, bis wir am Abend in dem Dörfchen Hamra, unserm Nachtquartier, die erste Staffage in diesem etwas monotonen Bilde zu erblicken bekamen. Diese Staffage, wenn man überhaupt ein Dorf Staffage nennen kann, aber ein arabisches Dorf hat etwas so wenig an der Scholle Haftendes, daß es wohl diesen Namen verdienen mag, diese Staffage war malerisch, wenn auch nicht heiter.

Hamra war ein Haufen von bewohnten Ruinen oder von halbeingestürzten Wohnungen, wie man wollte. Etliche vierzig kleine niedrige Hütten, von ungebrannten Ziegeln gebaut, lagen planlos durcheinander. Viele hatten sich auf eine Seite gesenkt, andere Sprünge bekommen, andere waren ganz verfallen, noch andere schienen eben im Fallen begriffen, und

in diesem Chaos lebten etwa hundert Menschen, die in vollkommener Seelenruhe und Zufriedenheit, als bewohnten sie die schönsten der Paläste, vor ihren Kothhütten saßen und „Kif machten"; denn „Kif machen" und nichts thun und nichts thun und „Kif machen", das sind hier wie überall die einzigen Beschäftigungen der Araber. Man frage nicht: wie können diese Menschen ihren Lebensunterhalt finden, wenn sie nicht arbeiten? Sie leben auch ohne zu arbeiten, und wenn es ja einmal ein bischen zu arbeiten giebt, so müssen es die Frauen besorgen. Der Herr der Schöpfung arbeitet hier nie. Der Krieg und die Jagd allein sind seiner würdig. Ersterer ist ihm freilich seit der Franzosenherrschaft benommen und zu letzterer ist er oft zu faul. Aber dennoch kennt der Eingeborene keine Langeweile. Langeweile scheint ein Product der Civilisation zu sein. Langeweile wird den Araber nie zur Arbeit treiben. Da bliebe freilich die Armuth als Hebel. Aber sei er auch noch so arm, der Araber arbeitet nicht. Armuth ist keine Schande, aber Arbeit *ist* eine Schande; das ist sein Grundsatz. Und *muß* am Ende gearbeitet werden, sind nicht seine geborenen Sklavinnen, das weibliche Geschlecht, dazu da?

In Hamra fanden wir im Karawanserai Unterkommen. Der zweite Tag seit unserer Abreise von Dschelfa brachte uns wieder durch eine Halfa-Ebene. Unsere Augen ruhten auf einem weiten Panorama. Im Süden erblickten wir immer noch jene vor uns wie fliehende Hügelkette; hie und da jedoch schien es, als wollte sie uns zwischen zweien ihrer Häupter eine Durchsicht in ein neues, langersehntes Land gewähren. Eine lange, flache Linie schien sich, wie man mehr ahnte, als er-

blickte, hinter der Hügelkette hinzuziehen und sah aus wie ein Meer am Horizont. Diese lange flache Linie, sollte sie die Wüste bedeuten?

Die dritte Tagereise versprach uns am Abend jene ersten Vorboten der Wüste, die herrlichen schlanken Palmen. Unser Weg ging langsam bergab, hernieder von jener Hochebene, auf welcher wir seit Boghar einhergefahren waren. Die Landschaft bot den ganzen Tag dieselbe Monotonie. Erst in Sidi Makhluf, unserm Nachtquartier, fanden wir ein wenig Abwechslung. Hier dehnte sich eine weite Schlucht aus, in welcher jene langersehnten Wüstenkinder, die Palmen, sich befanden. Es waren ihrer freilich nur fünf, denn Sidi Makhluf verdient weder den Namen einer Wüste, noch einer Oase. Aber diese fünf Palmen, mit welchen Blicken der Sehnsucht verschlangen wir sie nicht? Was redeten sie nicht Alles zu uns! Zu mir redeten sie folgende Sprache:

„Wir sind die Vorboten der heiligen, stillen Wüste! Sie hat uns ausgeschickt, um dem Wanderer, der durch die traurige Hochebene trostlos lange dahin wallte, einen Vorschmack ihrer Wonne zu gewähren. Sie hat uns ausgeschickt, um dem Pilger einen Lohn zu bieten für all' die Müh' und Seelenqual, welche er auf dem einsamen Felsen- und Steppenwege ausgestanden hat. Sie ruft dir Willkommen zu, o Pilger! durch uns, ihre Kinder! Pilger! verzweifle nicht, du bist am Ende deiner Wallfahrt. Pilger! freue dich, morgen hüllt dich die heilige, stille Wüste in ihren Oasenschatten ein."

So redeten die Palmen. So redeten sie noch lange fort und ich sog ihre Worte ein voll Entzücken und

meiner Seele ward wohl, wie ihr noch selten gewesen war.

Aber die Palmen von Sidi Makhluf waren Märtyrer; diese Palmen hatten sich selbst aus ihrer freundlichen, grünenden Oase in diese Steppeneinsamkeit verbannt, um hier als Wegweiser nach der heiligen, stillen Wüste zu dienen. Aber es gefiel ihnen hier nicht. Diese Palmen langweilten sich in dieser unsympathischen Atmosphäre. Darum hatten sie sich auch in die Felsenschlucht versteckt und kaum sah man ihre Häupter über den Rand hervorragen.

In dieser Felsenschlucht wuchsen am Fuße der schlanken Palmen mannichfaltige Steppengräser: die Drispflanze, **Thapsia garganica**, deren Wurzel der Araber kocht und als Medicin benutzt; die Gtöspflanze, **Atriplex Halymus**; die **Arundo festoides**, ein vortreffliches Viehfutter, klammerte sich mit ihren Wurzeln an der Felsenplatte fest; und die **Artemisia judaica**, von den Arabern Schieh genannt, sproßte mit ihrem matten Grün zwischen den Halfabüschen. Alle diese Steppengräser waren zwar auch in der großen Halfaebene, die wir jetzt hinter uns hatten, vorgekommen, aber das Halfa hatte sie fast überdeckt.

Eine kleine Kubba (arabische Kapelle), von eigenthümlicher Form, zeigte über dem Rande dieser Felsenschlucht ihr weißes Haupt. Sie lief oben nicht in eine Kuppel aus, wie alle ihre Schwestern, sondern in eine phantastisch geformte, zuckerhutartige Pyramide. Der Heilige, dem sie geweiht war, hieß Sidi Makhluf. Er war von Alters her hochverehrt von allen Arabern der Umgegend. Noch jetzt lassen sich viele

Gläubige in der Nähe seiner Kubba begraben, um in seiner Nachbarschaft an den Segnungen theilzunehmen, welche ein so großer Heiliger selbst noch im Tode ausstrahlen muß.

Jetzt trennte uns nur noch eine Tagereise von El-Aghuat und von der wahren, der eigentlichen, der einzigen Sahara. Meine Mitreisenden brannten vor Ungeduld, die erste Palmenoase zu erblicken. Für sie war dieser unser vierter Reisetag seit unserer Abfahrt von Dschelfa eine wahre Tortur. Jeden Augenblick glaubten sie die Wüste und El-Aghuat zu sehen.

Endlich, nachdem wir einen halben Tag vor einer unendlich scheinenden Hügelkette dahin gefahren waren, fing der Weg an sich tiefer zu senken. Die Hügelkette öffnete sich. Wir sahen, vom Sonnenlicht übergossen, eine Fläche, wie ein Meer, vor uns liegen: Ein Meer des Sandes. Das war die Sahara! Mitten aus diesem Meere ragte ein einzelner weißer Fels empor, auf welchem eine Reihe dunkler Linien und Punkte sich hinzog, aus deren Umrissen man eine Stadtmauer mit ihren Thürmen errathen konnte. Das war El-Aghuat!

Aber noch trennte uns eine lange weite Sandfläche von der einsamen Wüstenstadt. Keuchend bahnten sich unsere Pferde durch diese Dünen des Sandes ihren mühsamen Weg. Der Wagen krachte, schwankte und schaukelte auf der unebenen Sandfläche und nahm etwas von den Bewegungen eines Schiffes auf dem Meere an.

Je näher wir kamen, desto lebhafter fing die Oase an, aus dem Unbestimmten hervorzutreten. Wir sahen die ersten

Palmen, wie zierliche Federbüsche, im Winde wehen. Jetzt sahen wir noch einen zweiten weißlichen Hügel, welcher hinter dem ersten auftauchte und, wie er, von dunklen Punkten bedeckt war. Zwischen beiden Hügeln lag ein weißes Denkmal, ohne Zweifel eine fromme Kapelle, im Schatten der Berge.

Plötzlich ward noch ein dritter Erdkegel sichtbar: Eine Zusammenhäufung gelblicher Kalksteine, auf deren Gipfel ein kleiner Marabut silbern leuchtete.

Endlich tauchte noch ein vierter Kegel auf. Sein Gestein bestand aus rothem Thon und Mergelerde. Röther, als Alles um ihn her, schien dieser Hügel in sich allein die größte Menge der Sonnenstrahlen eingesogen zu haben.

Jetzt fingen alle diese Bilder an, sich mit deutlicheren, schärferen Umrissen abzuzeichnen. Wir erkannten auf den zwei ersten Hügeln El-Aghuat, die Zweihügelstadt, welche, ob ihrer Palmenoase, wie eine Königin ob unterjochten Ländern thronte. Die Stadt war von einem Garten von Palmen eingerahmt, von denen viele innerhalb der Stadtmauern selbst sich erhoben.

Nichts von dem, uns Europäern Bekannten kann einen annähernden Begriff von der Schönheit dieser Palmengärten El-Aghuats gewähren. Man denke sich einen Raum von etwa zweitausend Morgen Landes, in eine Menge Abtheilungen zerfallend, von denen jede von Mauern, ähnlich wie die Ringmauern der Stadt selbst, umringt ist. Jede dieser Abtheilungen bildet für sich eine Terrasse, von grüner, duftender Vegetation bedeckt, und über diesem Heere niederer oder höherer Terrassen erhebt sich ein Wald von etwa sechzigtausend Pal-

menstämmen, deren niederste 24 und deren höchste 60 Fuß und noch höher über dem Boden emporragen. Am Fuße dieser herrlichen Riesensöhne des Pflanzenreiches sproßten in wilder und doch harmonischer Unordnung die niederen Bäume und Sträuche, die Granate mit ihrem lebhaften Grün, die Olive mit ihren matten, schwermüthigen Blättern, die Cactus Opuntia mit ihren phantastischen Verzackungen, die Agave americana mit ihrem schlanken säulenartigen Stiele, die Karuba mit der dunklen Pracht ihres tiefgefärbten Laubes. Nicht weniger lieblich war die näher am Boden haftende Pflanzenschicht. — Da grünte und blühte es von Gräsern, Gemüsen und Blumen, dem Menschen Wohlsein und Genuß verheißend. Zahlreiche rieselnde Wasserströme, deren labendes Naß eine wohleingetheilte Bewässerung allen Gärten in gleicher Menge zukommen ließ, zogen silbern durch diese üppigen Gefilde, Frische und Kühle auf ihren Pfaden verbreitend. Ein zarter Halbschatten, jener Schatten, wie ihn die dünnen, federartig feinen Palmenzweige gewähren, lag kühlend und wärmend zugleich auf der beglückten Flur. Ein frischer Luftzug zog, von aromatischen Düften geschwängert, durch diese Säulentempel der Natur. Eine liebliche Ruhe, eine holde Wollust lag ausgegossen über dem ganzen Gefilde, in welchem ein Chor zahlloser Vögellein das Lob der heiligen, stillen Wüste verkündete. Das war deine Oase, o Sahara! Das war El-Aghuat, die glückliche Stadt!

Eine nicht geringe Sensation brachte es bei der Bewohnerschaft von El-Aghuat hervor, als sie auf einmal einen schwerfälligen Räderkasten anwackeln und in demselben drei

Touristen sitzend erblickten. Im ganzen Orte gab es keinen einzigen Wagen, und Touristen war man gewohnt, früher nur hoch zu Kameel oder auf niederen, bescheidenen Esellein ihren Einzug halten zu sehen. Unser Willkomm war ein allgemeiner, wenn auch kein beabsichtigter; ja, wenn es auch die Bewohner von El-Aghuat gar nicht als einen Willkomm verstanden hatten, jenes Tohu va Bohu, welches unsere Ankunft begleitete, so nahmen doch wir in überströmender guter Laune es als als solchen an. Araberrosse wieherten laut, Kameele schrieen, Schafe blökten, Esel sangen, Hunde bellten, Hähne krähten; Beduinen liefen zusammen und starrten uns stumm an, als wollten sie für heute wenigstens dem nil admirari gute Nacht sagen; ein Paar turcos, eingeborene Soldaten, denen wir begegneten, schwangen ihre rothen Mützen und riefen in schlechtem Französisch: „Bon jour, Messieurs les goddam,“ die leichtfüßigen Nailijah tanzten und jubelten in den Straßen, ein alter Neger pfiff auf seiner Rohrflöte und ein zerlumpter M'zabite schlug mit zwei Fäusten auf eine lauthin schallende, donnernde Trommel. Eben war die Stunde des Maghreb oder Sonnenuntergangs, eine der Gebetszeiten der Muselmänner, und als der Mueddin nun seinen aus Koth gebauten Minaret bestieg, die weiße Fahne aufpflanzte und anfing, ein Gebet in helltönendem Singsang zu psalmodiren, da wollte es uns vorkommen, als sei dieser Psalm, von hoher Warte aus ins Thal gerufen, u n s e r Dankeslied an die hehre göttliche Wüste und ihre ewige Oase, u n s e r Dank dafür, daß sie uns in ihre beglückenden Gefilde aufgenommen hatte.

Elftes Capitel.

El-Aghuat.

Das Hôtel des Touristes. — Kälte in El-Aghuat. — Morgenspaziergang. Die Straßen El-Aghuats. — Läden und Buden. — Der alte Silberarbeiter. — Die Frauen am Brunnen. — Der Engländer und ein arabischer Chef. — Kaffeehaus. — Die Parteien in El-Aghuat. — Die Halaff und Beni Serrin. — — Besuch bei Ben-Salem. — Europäisirte arabische Wohnung. — Die Sippschaft des Ben-Salem. — Die rothhaarige Schöne. — Wir geben wider Willen ein Aergerniß. — Komische Folgen davon. — Wir werden beim Bureau arabe verklagt.

Wir hatten in El-Aghuat unser Absteigequartier in dem Gasthof, dem einzigen des Ortes, nehmen müssen, da, wie schon bemerkt, die Karawanserai's uns nur dort offen standen, wo kein Wirthshaus sich ihnen zur Seite befand. Dieser Gasthof führte den pomphaften Namen: „Hôtel des Touristes". Er war aber nicht dieses Namens würdig, sondern verdiente eher „Hôtel des commis voyageurs" genannt zu werden, denn er war ganz in dem Stylus, welchen diese Herren, wenigstens die französischen, lieben, gehalten. Ich verstehe unter diesem Stylus etwas Marktschreierisches und Hohles, den Flitterstaat eines „Café chantant", eine theatermäßige Außenseite und inwendig Würmer. Diese Würmer sollten wir zu essen bekommen, in Gestalt von entsetzlich schlechten Coteletten und Beefsteaks, die den Namen von Lederbearbeitungen verdienten. Wir zogen uns nach Einnahme eines pomphaften,

aber stoffarmen Diners in unsere Zimmer zurück, um nach dem Sprichwort „qui dort dine“ in den Armen des Schlummergottes Ersatz für die Ungestilltheit unseres Eßbedürfnisses zu suchen.

Als ich vor dem Schlafengehen mein Thermometer aufhängte, da beobachtete ich, was ich, meinem leicht sich täuschenden Wärmegefühl nach, vorher wohl empfunden, aber nicht auszusprechen gewagt hatte, daß wir in El-Aghuat uns keineswegs einer Wüstentemperatur erfreuten. Vor mehreren Jahren hatte ich im December und Januar in Biskarah nie weniger als 14° R. in meinem, natürlich ungeheizten und unheizbaren Zimmer gehabt. Hier dagegen fiel das Quecksilber in der Stube bis auf 7° R., eine Temperatur, bei welcher ein Deutscher im Zimmer sich schon unbehaglich fühlt. Woher kam diese auffallende Kühle? Wir befanden uns in El-Aghuat beinahe einen Grad südlicher, als in Biskarah, und die Jahreszeit war noch nicht so weit vorgeschritten, als damals; der Calender zeigte erst Ende November. Eine genaue Beobachtung des Barometers erklärte mir das Räthsel. El-Aghuat liegt nämlich für eine Wüstenoase ungewöhnlich hoch, beinahe zweitausend Fuß über der Meeresfläche, während Biskarah fast auf dem Niveau des Mittelmeeres sich befindet.

Der erste Morgen unseres Aufenthaltes in El-Aghuat sah uns schon frühe auf den Beinen, d. h. den Franzosen und mich; Mister S. ruhte noch sanft auf seiner Wollmatratze und träumte wahrscheinlich von der Dame mit rothen Haaren, deren Portrait er als Medaillon am Halse trug.

Es galt, uns einen ersten, recht gründlichen Eindruck von der Stadt, ihrer Bauart, der Anlage ihrer Straßen, und überhaupt des Charakters ihres städtischen Profils zu verschaffen. Wie alle Städte der Wüste, so war El-Aghuat nach einem höchst einfachen Plane oder vielmehr nach einem Instinct (denn wo wäre ein heutiger Araber eines Planes fähig?) erbaut worden. Das Bedürfniß lehrte, den Raum zu verringern, um recht viel von dem in Afrika so nöthigen Schatten zu gewinnen. Enge winklige Straßen, Sackgassen, kleine, mit Brettern bedeckte, von Buden umgebene Gäßchen, Fonduks von Säulenarcaden umringt, ein Wirrwarr von Gängen und labyrinthischen Corridoren bildeten ein Ganzes, in welchem sich der Fremde anfangs, um sich zurechtfinden zu können, einen ariadnischen Faden wünschte. Inmitten dieses Chaos ließen sich jedoch zwei Straßen unterscheiden, welche mit einer gewissen Methode, wenn auch nicht mit Regelmäßigkeit, von Nord nach Süd und von Ost nach West liefen. Die eine dieser Straßen, bei weitem die wichtigste, die Hauptarterie des el-aghuatischen Verkehrs, begann beim Bab-esch-Scharki (dem Thor des Ostwinds), und mündete beim Bab-el-Rharbi (Thor des Westwinds). In der Wüste, dem Lande der steten und mächtigen Winde und der häufigen Stürme, lag es am nächsten, nicht nach den Himmelsgegenden, die sich ja am Ende so ziemlich alle gleichen, sondern nach den W i n d e n, welche sich ihrem Charakter nach so sehr von einander unterscheiden, die Namen zu wählen. Die Franzosen haben dieser Hauptstraße von El-Aghuat jenem alten Haudegen, dem jetzigen Gouverneur, zu Ehren, welcher El-Aghuat im Jahre

1852 eroberte, die Benennung „Rue Pelissier“ beigelegt.

Die Rue Pelissier war enge, wie alle andern Straßen, und von ziemlich hohen Häusern überragt, deren obere Geschosse über die unteren in die Breite der Straße hinausstanden und so die Sonnenstrahlen völlig ausschlossen: sie erwiesen uns da einen Dienst, den wir im Sommer gewiß sehr geschätzt haben würden, aber bei der herrschenden Kühle wäre ein wenig Sonnenschein höchst erwünscht gewesen. Alle diese Häuser, mit Ausnahme einiger wenigen von den Franzosen erbauten, waren aus ungebrannten Ziegeln aufgeführt, d.h. sie bildeten unförmige Massen von zusammengehäufter Erde, Kothpaläste, als deren Bausteine trockener Koth und als deren Mörtel feuchter Koth gedient hatte. — Die Rue Pelissier war offenbar die Geschäftsstraße El-Aghuats. Hier reihten sich eine Menge jener nischenartigen Löcher aneinander, welche der Araber Läden nennt. Einige maurische Kaffeehäuser, in denen die Almeh's der Wüste, die leichtfüßigen Nailijah's, ihr lockeres Spiel trieben und aus welchem die Rohrflöte und der Tamtam fast Tag und Nacht ertönten; einige arabische Speecereiläden, wo Hennah, Kohol und eine Menge anderer, dem Europäer fremdartiger Dinge verkauft wurden; einige Kleiderbuden, von den M'zabiten, jenen Juden der Sahara, gehalten; hie und da die Nische eines algierischen Schuhmachers; dort in einem Winkel der Straße ein kleines Lädchen, in dem der Haffaf die Muselmänner ihres Kopfhaares entledigte; und, disharmonisch zwischen diesen orientalischen Umgebungen, ein französisches Kaffeehaus, vor dessen Thüre sitzend schnurbärtige Soldaten ihren

geliebten Absinth schlürften: das war das Bild, welches uns die Rue Pelissier darbot.

Unter all' den Läden, Buden und Nischen dieser Straße fiel mir ein kleines Lädchen besonders auf, welches sich in drei oder vier Exemplaren, die ihm getreu glichen, in derselben Gasse vervielfältigt zu haben schien. In ihm saß ein dünner, abgezehrter Greis, mit langem, spitzzulaufendem, weißem Barte, halberloschenem Augenfeuer und blassen, zitternden Lippen. Er trug den unscheinbaren schwarzen Turban, war höchst schmutzig und saß stets allein in seiner Nische, — nie nahm ein Besucher neben ihm Platz. Es schien, als ruhte eine Interdiction auf diesem Greise und seinem Gewerbe. Welches war das Gewerbe dieses seltsamen Greises? In der Hand hielt er einen Hammer, mit welchem er auf einem Stück Blech, so sah wenigstens das Metall aus, herumhämmerte. Vor ihm stand ein Kohlenbecken, auf welchem andere scheinbare Blechstücke lagen. Jetzt nahm er einen kleinen Blasebalg und blies das Feuer des Kohlenbeckens an. Nun zog er eines dieser Metallstücke aus dem Feuer hervor und gab ihm vermittelst seines Hammers irgend eine phantastische Form, welche keinem brauchbaren oder nützlichen Geräthe irgend welcher Art angehören konnte. Er machte daraus bald Kämme, mit denen jedoch jedes Kämmen unausführbar schien; bald weite Reifen, die einem Hippopotamos als Bracelets hätten dienen können; bald seltsam gestaltete Ketten; Nadeln von bizarrer Form; und eine Anzahl kleiner, namenloser Monstra, die wie Spielzeuge für unirdische, koboldzeugte Kinder aussahen. Der Greis war ein arabischer Bijoutier;

alle diese phantastischen Gegenstände, welche er verfertigte, waren Schmucksachen, mit denen sich die Bewohnerinnen El-Aghuats, vorzüglich aber die putzsüchtigen Nailijah's, zu behängen liebten. Warum aber diese Interdiction, welche auf dem Silberarbeiter (denn das blechartig aussehende Metall war wirklich Silber, jedoch mit starker Beimischung von Kupfer), zu ruhen schien? Dafür gab es mehrere Gründe: Erstens, weil die Frauen seinen Laden zu besuchen pflegten und weil jeder gute Muselmann, mit obligater Heuchelei, jedes öffentliche Zusammentreffen mit dem weiblichen Geschlecht streng vermeidet. Ferner stand der Greis auch sonst in schlechtem Ruf und das hatte vielleicht sein Gewerbe mit sich gebracht; denn da man wußte, daß sein Laden ein Stelldichein des schönen Geschlechts sei, so bat man ihn oft, zarte Botschaften an ihre Adresse zu befördern. Der Alte wurde so eine Mittelsperson und Niemand, Niemand, selbst nicht die schändlichsten Verbrecher, sind bei den Arabern so gründlich verachtet und werden so allgemein in den Bann erklärt, als solche Mittelspersonen. Es giebt bei ihnen kein größeres Schimpfwort, als Kuât (Kuppler). Sonderbar war es zu sehen, wie sehr die anderen Greise, welche dasselbe Handwerk trieben, dem ersten glichen. Alle waren sie ungefähr gleich alt, gleich verwittert und ihre Magerkeit schien darauf hinzudeuten, daß ihr Gewerbe nicht das allereinträglichste sein mußte: was ziemlich leicht erklärlich war, dann die Mode, jene Haupternährungsquelle aller Fabricanten von Luxusartikeln, wechselt, was Schmuck wie alles Andere betrifft, bei dem Araber so gut wie gar nicht. Die meisten Frauen sind schon im Besitz

von Schmucksachen, die sie von Mutter und Großmutter erbten, und haben gewöhnlich kein Geld, um sich neue dazu zu kaufen.

Nach der Hauptstraße galt unser Besuch dem Hauptplatze. Dieser war zum Theil schon von französischen, schwerfälligen, kasernenartigen und weißangestrichenen, zum Theil noch von arabischen, ungeweißten, farblosen oder vielmehr nach der jemaligen Beleuchtung in allen Farben abwechselnden, Häusern umgeben. An einer seiner Seiten zog sich ein Flüßchen dahin, das einzige der Oase, der Befruchter ihrer Palmengärten, von welchem abgeleitet sich hundert Wasserstrahlen nach allen Gegenden ergossen, das kostbare Naß in gleichen Massen vertheilend. Dieser Fluß war jedoch weit entfernt davon, hell und einladend zum Bade oder Trunk zu sein. Eine schlammige, gelbliche Masse, wälzte er sich durch ein schwarzbraunes Bette. Dennoch war es hier, wo die Araberinnen das Wasser für ihren Hausbedarf schöpften.

Da sahen wir sie, diese seltsamen Gestalten, die Araberinnen von El-Aghuat. Nicht bunt, nicht lebhaft gekleidet, wie die Frauen von Biskarah, nicht mit viel Schmuck behangen, wie die Töchter der Ulad Naïl. Nein! in ein einförmiges, staubfarbenes Grauweiß gehüllt, aus dem nichts hervorblickte, als die Augen dieser Kinder der Wüste, und diese Augen, fast durchgängig schielend, blickten feurig und unstät, wild und thierisch um sich. Ueberhaupt ist mir noch nie ein Menschenauge als so entschieden thierisch vorgekommen, wie das einer erwachsenen jungen Araberin oder das eines arabischen Jünglings; die Kinder haben reizend funkelnde, gazellenartige Au-

gen, die der Greise sehen im Ganzen sanft und harmonisch aus, die der reiferen Männer haben das Stupide, welches ihnen ihre Beschäftigung, das stete Nichtsthun, aufprägt. Aber Diejenigen, Jungfrauen oder Jünglinge, welche eben erst beim vollen Alter der Pubertät angekommen sind, die strahlen aus ihren Augen das Feuer eines unberechenbaren sinnlichen Bedürfnisses aus, wie man es bei Europäern nie sieht, wie man es selbst bei Thieren nur dann beobachtet, wenn die Periode ihrer Brunst gekommen ist.

Nicht als ob alle der hier anwesenden Frauen in einem so jugendlichen Alter gestanden hätten! Aber Viele von ihnen waren entschieden noch jung, obgleich diese Jugend sich nur an dem Feuer ihrer Augen erkennen ließ, denn ihre Züge sahen bereits verwittert und abgelebt aus, was man um so besser beobachten konnte, da sie alle nach der Sitte der Wüstenbewohner unverschleiert gingen. Zwischen der reifen Frau und dem kleinen Mädchen giebt es hier keine Abstufung; eine in voller Jugendfrische strahlende erwachsene Jungfrau existirt hier nicht. Die Jungfrauen sind eben alle kleine Mädchen, halbe Kinder zwischen 10 und 13 Jahren. Mit 10 Jahren verlobt, mit 12 Jahren vermählt, mit 14 Jahren Mütter, sind diese jungen Frauen schon mit 18 Jahren abgewelkt. So waren auch die Frauen am Brunnen in El-Aghuat keineswegs schön. Nur hie und da zeigte sich unter ihrer Schaar ein kleines Mädchen von vielleicht nicht mehr als zehn Jahren, noch ein Kind und doch bereits sich bewußt, eine Frau zu sein, noch nicht voll, aber wohl wissend, daß bei ihrem Volke das Unreife am meisten Reiz besitzt; denn man würde

sich irren, wollte man glauben, daß alle diese zwölfjährigen Mädchen, welche man verheirathet, bereits erwachsen seien. Oft sind sie erst mit 16 Jahren erwachsen, dann, wann ihr Gesicht bereits den Stempel der angehenden Verwelktheit trägt.

Alle diese Araberinnen trugen den Haïk und den Turban. Im ersteren drapirten sie sich malerisch. Ihre Kleidungsstücke waren zwar fast ausnahmslos zerlumpt, aber die Lumpen bei diesen weiten umhüllenden Gewanden haben nicht das Widerliche, wie bei engen europäischen Kleidern: Ein zerlumpter Araber oder Araberin ist doch immer drapirt. Nie sieht man den nackten Ellenbogen hervorgucken wie bei europäischer Misère. Man gewöhnt sich so sehr an diese Lumpen, daß, wenn man einen besser aussehenden Bernus oder Haïk sieht, das Auge unwillkürlich sucht und sucht und nicht eher zufrieden ist, als bis man auch an ihm ein Loch, einen Flicklappen oder einen Flecken entdeckt hat.

Wir kehrten jetzt nach unserem Hôtel zurück. Dort fanden wir Mister S. aufgestanden und bereits beim Gabelfrühstück sitzend und ihm gegenüber einen seltsamen Kauz von Araber, in einem pomphaften Bernus mit einem halbseidenen Haïk und einer besonders großen Schnur von Kameelhaaren um sein Haupt gewickelt: alles Zeichen großer Eleganz. Diese Persönlichkeit war ein arabischer Chef oder richtiger, der Sohn eines einstigen arabischen Chefs, der zwar keinen officiellen Rang besaß, aber dessen Vater so viel zusammengestohlen und zusammengeraubt hatte, daß der Sohn jetzt als reicher Mann von seinen Renten leben konnte. Dieses Wesen

war eine nationale Monstruosität, wie ein jeder Araber erscheint, welcher französische Sitten und Gebräuche, sei es auch nur in einzelnen Punkten, nachahmt. Wir hatten ein Empfehlungsschreiben an ihn mitgebracht und er war, davon unterrichtet, uns mit seinem Besuche zuvorgekommen. Der Engländer wußte nichts Besseres zu thun, um diesem Halbbarbaren die Zeit zu vertreiben, als daß er ihm das Porträt der jungen Dame mit rothen Haaren zeigte, welches von Algier bis nach El-Aghuat Jedermann hatte ansehen müssen, mit dem wir zusammengetroffen waren. Kaum hatte unser neuer Bekannter das Porträt dieser Schönheit Albions erblickt, als er eine Frage that, welche bewies, daß es mit seiner Europäisirung denn doch noch nicht sehr weit gediehen sein mußte. Diese lautete nämlich:

„Ist dieses junge Mädchen zu verkaufen?"

Die plötzliche Explosion unserer Heiterkeit belehrte ihn, daß er etwas Komisches gesagt haben mußte. Er schämte sich deßhalb und zog sich bald darauf zurück, jedoch nicht ohne uns vorher eingeladen zu haben, ihn und sein völlig europäisch eingerichtetes Haus zu besuchen.

Beim Gabelfrühstück machte uns der Kellner, ein verschmitzt aussehender ehemaliger Zephyr, auf etwas aufmerksam, was sonst spurlos an uns vorübergegangen wäre:

„Sie verspeisen da," so sagte er zu uns, „eine große Rarität."

„Eine Rarität?" fragte ich. „Nennen Sie Hühnerbraten eine Rarität?"

„Hier in El-Aghuat," antwortete der Ex-Zephyr, „ist

es eine große Seltenheit. Erst vor wenigen Jahren ist die Hühnerrace hier eingeführt worden. Als wir diese Stadt einnahmen, befand sich in ganz El-Aghuat kein einziges Stück Federvieh."

Es war sonderbar, aber wahr; die El-Aghuati hatten früher weder Henne noch Hahn gekannt, und eines dieser Thiere wäre hier würdig gewesen, in einer Menagerie gezeigt zu werden. Jetzt hatte die **grande nation** den gallischen Hahn eingeführt; aber noch gab es nur wenige; eines dieser seltenen Exemplare, übrigens ein zähes und lederartiges, hatten wir das Glück zu verspeisen.

Nach Tisch gingen wir auf den Hauptplatz zurück, um in dem dort gelegenen arabischen Kaffeehause, beim Einnehmen des schwarzen Getränkes, El-Aghuat und seine Bewohner noch gründlicher zu studiren.

Da saßen diese bernusumwallten Männer in langen Reihen nebeneinander. Jeder hielt seine Tasse oder Cigarette in der Rechten. Gähnen schien ihre Hauptbeschäftigung und tiefer Friede war über sie ausgegossen. Wenn man sie so einträchtig und faul beisammen kauern sah, da hielt man es kaum für möglich, daß eben diese Männer noch vor nicht langer Zeit in beständigem Hader und oft in offenem Kriege mit einander gelebt hatten. Und dennoch war es so.

El-Aghuat war von Alters her in zwei feindliche Lager gespalten gewesen, von denen keines dem andern Ruhe gönnte, bis eine Partei die andere aus der Stadt vertrieben hatte. Der herrschende Theil triumphirte eine Zeitlang, aber sonderbarerweise selten lange. Bald kehrte der verbannte Feind,

verstärkt durch Beduinen der Nachbarschaft, zurück und vertrieb seinen Gegner, um sich an dessen Stelle zu installiren. Diese beiden feindlichen Parteien waren die Halaff und die Beni-Serrin. Wahrscheinlich haben sie eine sehr alte Geschichte, die mit der einer italienischen Republik des Mittelalters große Aehnlichkeit haben mag. Aber diese alte Geschichte ist nicht aufgezeichnet. Alles, was man von der Chronik El-Aghuats weiß, sind Begebenheiten der neueren oder neuesten Zeit.

Im Jahre 1828 war es dem Häuptling der Halaff gelungen, die Beni-Serrin wieder einmal aus der Stadt zu vertreiben. Zehn Jahre lang herrschte dieser nun ungetheilt. Aber im Jahre 1838 zeigte sich ein neuer Feind, auf den man nicht gerechnet hatte und welcher sich der unterdrückten und vertriebenen Partei der Beni-Serrin annahm. Dieß war Niemand anders als der Emir Abd-el-Kader. Damals im Frieden mit den Franzosen, hatte sich der Emir nach Aïn Madhi, einer Oase, etwa eine Tagereise von El-Aghuat entfernt, gewandt, um sie zu unterjochen und den dort herrschenden hochverehrten Marabut Tsidschani daraus zu vertreiben. Abd-el-Kader war siegreich und setzte einen Khalifa in Aïn Madhi ein. Nun wollte er auch El-Aghuat unter sein Scepter bringen und verbündete sich zu diesem Zweck mit El-Arbi, dem Häuptling der Beni-Serrin. Das Resultat ihrer gemeinsamen Bestrebungen wurde die Einnahme der Wüstenstadt, in welcher Abd-el-Kader den Marabut El-Arbi als seinen Khalifa installirte, dem er, als er sich bald darauf wieder seiner Hauptstadt, Maskarah, zuwandte, ein kleines

Truppencontingent zurückließ. Aber mit der Bestürmung Aïn Madhi's war des Emir's Glücksstern gewichen; einen so heiligen Marabut, wie den Tsidschani, bekämpft zu haben, das war ein ewiger Schandfleck im Leben des Sultans der Araber. Wenigstens schrieben diesem Umstande und dem darauf lastenden Fluche die Muselmänner die nun sich schnell aufeinander folgenden Niederlagen Abd-el-Kaders zu: Mit dem Emir fiel auch El-Arbi und Ben Salem, der Häuptling der Halaff wurde wieder Herr von El-Aghuat. Aber nicht weniger als drei Schlachten mußten vor den Mauern der Wüstenstadt gekämpft werden, ehe El-Arbi völlig unterlag.

Im Jahre **1844** bat Ben Salem die Franzosen um ihren Schutz und erkannte sich freiwillig als deren Vasall an. Man schickte ihm zwar keine Truppen, aber einen Commissär der Regierung, welcher dem Scheikh als Rath zur Seite stehen sollte, der aber in Wirklichkeit die Rolle eines Gouverneurs spielte.

Dieser Zustand dauerte acht Jahre, bis zum Sommer **1852**, als man plötzlich den Commissär nebst seinem Schützling, Ben Salem, in einem völlig entblößten Zustande in Dschelfa ankommen sah. Sie waren aus El-Aghuat vertrieben worden und zwar von dem Scheriff von Uârgla, einer 2 Grad südlicher gelegenen Oase. Dieser Scheriff, damals einer der mächtigsten Häuptlinge der Sahara, hatte El-Aghuat für sich selbst eingenommen; er träumte eine Art von Abd-el-Kader der Wüste zu werden. Aber die Franzosen ließen ihn nicht lange im Besitz der felsigen Oase. Der Feldzug des Generals Pelissier, des jetzigen Herzogs von Malakoff, im

November 1852, unterwarf die Stadt den Herren Algiers definitiv. Die Vertheidigung El-Aghuats durch den Scheriff und die Bewohner war verzweiflungsvoll. Als sie nämlich weichen mußten, beschlossen sie, den Franzosen wenigstens nur die leeren Mauern zu hinterlassen. Fast alle El-Aghuati's wanderten aus und folgten dem Scheriff nach Uârgla.

Als die Sieger in El-Aghuat einzogen, fanden sie nur einige wenige Frauen und Kinder, Bettler und ein Paar Greise in den verlassenen Kothgebäuden. Dem Beispiel der Menschen waren die Thiere gefolgt: Alle Hunde von El-Aghuat, und ihre Zahl war nicht gering, hatten die Auswanderung vorgezogen, ohne Zweifel, um nicht das Brod eines ungläubigen Siegers essen zu müssen. Diese gut muselmänischen Hunde zogen sich hinter einen Felsen zurück, den man jetzt nach ihnen den Berg der Hunde nennt. Bis jetzt sind sie noch nicht wieder nach El-Aghuat zurückgekehrt.

Wir durften es nicht unterlassen, dem Araber, welcher uns am Morgen nach unserer Ankunft aufgesucht hatte, unsern Gegenbesuch zu machen. Ich versprach mir freilich hiervon wenig Interessantes, denn ein Eingeborener, der sich französirt oder halb französirt, gehört zu jener Zwittergattung, welche ich schon aus Algier hinlänglich kannte und die mir durchaus jeder Beobachtung unwerth schien. Aber dieser Besuch sollte uns dennoch eine Seite der arabischen Sitten offenbaren, welche mir bis jetzt noch nicht in der Weise entgegengetreten war.

Unser Bekannter war niemand Geringeres, als der Sohn jenes Ben Salem, welcher vor den Franzosen in El-Aghuat

geherrscht hatte und ihr Verbündeter gewesen war. Aber die Gallier hatten sich wohl gehütet, Ben Salem wieder in die Herrschaft der von ihnen eroberten Stadt einzusetzen, aus welcher jener vom Scheikh von Uârgla vertrieben worden war. Wie die Römer, so ließen auch die Franzosen ihre „**Reges inservientes**“ fallen, wann die Zeit gekommen war, die Provinzen unmittelbar zu verwalten; denn darin ahmten sie dem Königsvolke vortrefflich nach: fast in jeder Stadt der Algerie ging der unmittelbaren Franzosenherrschaft eine mittelbare voraus, d. h. ein Bey, ein Kaïd, ein Scheikh regierte eine Zeitlang als Vasall der Gallier. Bald jedoch wurde er bei Seite geschoben. Der **Rex inserviens** hatte seine Aufgabe erfüllt und sank nun zum Privatmann herab. Ein solcher entthronter **Rex inserviens** war Ben Salem's Vater. Man hatte ihm seine Reichthümer gelassen, da er immer ein treuer Sklave gewesen war. Sein Sohn hatte sie geerbt, zum Theil vergeudet, zum Theil besaß er sie noch.

Im Kothpalast der Ben Salem's wurden wir durch zwei schwarze Diener empfangen, welche uns in den ersten Stock führten, wo sich das Staatsgemach befand. Hier traten wir in ein völlig europäisch meublirtes Zimmer ein, welches jedoch den traurigen Anblick der Unordnung und Verwahrlosung bot. Denn die Araber, an gar keine Möbel gewöhnt, verstehen es durchaus nicht, diesen Gegenständen die Fürsorge zu widmen, welche die Reinlichkeit erfordert. Die Möbel Ben Salem's waren wohl ursprünglich schön und kostbar gewesen; aber nun bildeten sie nur noch die Lumpen von Möbeln: Lumpen, freilich immer noch glänzend, aber dennoch Lumpen.

Ben Salem besaß seine Möbel noch nicht lange und bei einem Europärr würden sie nach eben so kurzem Besitze noch wie neu ausgesehen haben. Aber ein Araber ruinirt in kürzester Zeit Alles, was er an sich oder um sich hat: Er spuckt auf den Teppich am Boden, er schläft Tag und Nacht auf den Sopha's, er stellt Kochgeschirr darauf, läßt Oel oder Kaffee darauf träufeln, kurz, er legt für Möbel nicht mehr oder noch weniger Sorgfalt, als für seine Kleider, an den Tag. Es scheint, als sei ihm nicht eher wohl, als bis er aus beiden Lumpen gemacht habe.

Auf diesen Lumpen von Sammet und Mahagoni saßen etliche zwanzig El-Aghuati's: Freunde oder Verwandte Ben Salem's, welche hier ihren Tag im lieblichen dolce farniente zuzubringen pflegten; denn an's Arbeiten denkt in El-Aghuat natürlich kein Mann; Arbeiten ist die Sache der Weiber; für den Herrn der Schöpfung, besonders für einen Ben Salem, gilt es als eine Schande. Alle diese Araber saßen auf den Sopha's und Divans in solchen Stellungen, daß man es ihnen ansah, wie unbequem ihnen der Gebrauch von Möbeln sein müsse. Einige hockten auf Rohrstühlen, in der Weise ungefähr, wie Vögel auf einem Ast zu sitzen pflegen, was die Franzosen „percher" nennen. Andere hatten für gut gefunden, sich mit dem Bauch nach unten auf den Divans auszustrecken und reckten die Füße hinter sich in die Luft empor. Ein altes schneeweißes Männchen kauerte in einer Sophaecke, sein Gesicht zwischen den Knieen haltend, welche, hoch emporgerichtet, diesem menschlichen Bündel auf einer Seite wenigstens eine grade Linie gaben. Ein Jüngling versuchte das Kunststück,

sich auf dem einen Schenkel zu balanciren, während alle übrigen Theile seines Körpers frei in der Luft schwebten. Einige Knaben lagen auf dem Boden herum, als stellten sie Fußschemel vor. Ben Salem allein saß auf europäische Weise, seine Füße auf dem Boden haltend, seine Arme grade vor sich hingestreckt. Man sah ihm aber an, daß diese Stellung ihm höchst unbequem sein müsse, so gezwungen nahm er sich dabei aus. Er hatte sie nur uns zu Ehren gewählt.

Von all' diesen Personen waren etwa vier in reinliche Kleider gehüllt; alle Andern drapirten sich mehr oder weniger malerisch in zerfetzte oder befleckte Bernusse.

Man lud uns ein, auf einem Sopha — es waren vier solche Möbel im Zimmer — Platz zu nehmen. Kaffee wurde uns angeboten, aber keine Pfeifen, kein Tabak. Tabakrauchen gilt überhaupt bei den El-Aghuati's, wie fast bei allen Bewohnern des Innern Algeriens, für unanständig. Höchstens einige Jünglinge ohne Sitten erlauben sich, in den Kaffeehäusern ihre Cigarette zu rauchen. Ben Salem war, trotz seiner halben Europäisirung, diesem angestammten Vorurtheile treu geblieben, da er durch Tabakrauchen die Achtung aller El-Aghuati's eingebüßt hätte, und dem armen Teufel war wenig mehr von seiner einstigen Größe übrig geblieben, als dieser mystische Nimbus einer Hochachtung, welche man ihm als dem Sohne der früheren Herrscher noch zollte.

Die Conversation begann nun; Anfangs war nur von gleichgültigen Dingen die Rede. Bald jedoch bemerkte ich, daß Ben Salem etwas auf dem Herzen habe, was zu sagen er vor Begierde brannte. Alle Andern schienen gleichfalls in

einem Zustande neugieriger Spannung. Endlich konnte sich unser Wirth nicht mehr zurückhalten und rückte mit seinem Begehren heraus, worin ihn Alle einstimmig unterstützten.

Dies Begehren war, — ich hatte es geahnt, — der Wunsch, das Porträt der jungen Dame mit rothen Haaren, welches Mister S. als Medaillon bei sich trug, in Augenschein nehmen zu dürfen. Ben Salem hatte es im Hôtel gesehen und seiner Sippschaft als ein Wunder von Schönheit angepriesen. Man konnte meinem englischen Reisegefährten kein größeres Vergnügen bereiten, als wenn man dies Bild zu betrachten verlangte. Mit Wonne zog er es heraus und nun circulirte das Konterfei der rothborstigen Schönen. Diese junge Dame, welche vielleicht in irgend einem Dorfe Altenglands obscur vegetirte, ahnte gewiß nicht, welche Bewunderung ihre feuerfarbenen Locken bei den Söhnen der Wüste erwecken sollten. Denn sonderbarerweise war es grade um dieser Haarfarbe willen, daß die Araber das Porträt schön fanden. Roth, bei ihnen eine äußerste Seltenheit als Haarfarbe, erfreut sich mehr als irgend ein anderer Farbenton ihres Beifalls.

Dieser Zug ist uralt bei den semitischen Völkern. Schon bei den alten Israeliten galt rothes Haar als etwas Wunderschönes. Das hohe Lied Salomonis beschreibt die Sulamith mit rothen Haaren: (Cap. VII, 6. rabbinische Uebersetzung).

„Deines Hauptes Locken wie Purpur, in den der König gehüllt, so in dem Rehatim er wallet."

Den Kindern und jungen, oft schon heirathsfähigen Mädchen färben die Araber die Haare mit dem Hennah, bis sie ganz roth werden. Natürlich glaubten die Kinder der

Oase, die junge Geliebte des Engländers besitze ebenfalls gefärbtes Haar. Als sie nun aber vernahmen, daß dieses Roth kein Kunstproduct, sondern die reine Natur sei, da kannte ihre Bewunderung keine Grenzen mehr.

Alle wollten das Medaillon besehen, befühlen, betasten. Alle schwelgten voll Sehnsucht in diesem holden Anblick. Ihre Augen hafteten darauf, wie von einem mächtigen Magnet angezogen und ich glaube, sie würden es alle mit brünstigen Küssen bedeckt haben, hätten sie sich nicht, mehr vor einander, als vor uns, geschämt.

Jetzt sollte jedoch eine Wendung unseres Gespräches eintreten, deren Ausgang uns belehrte, wie vorsichtig man im Umgange mit einem Volke sein muß, dessen Sitten man nicht ganz genau kennt. Eine Frage, eine höchst einfache Frage führte zu dieser verhängnißvollen Wendung:

„Wer ist diese junge Dame?“ frug Ben Salem.

Mister S., der uns bis jetzt immer gesagt hatte, die rothlockige Schöne sei seine Braut, ging nun, ohne Zweifel, um an der Bewunderung der Araber noch directer Theil zu nehmen, noch einen Schritt weiter und behauptete:

„Diese junge Dame ist meine Frau.“

Wenn eine Bombe auf einmal in die Versammlung gefahren wäre, wenn der Blitz plötzlich über unsern Häuptern eingeschlagen hätte, dieß würde keinen größeren Aufruhr unter den Anwesenden hervorgerufen haben, als diese Worte des Engländers. Alle sprangen auf, gingen, liefen, rannten zur Thüre hinaus und der einzige Ben Salem blieb in gezwungener, höchst genirter Stellung vor uns sitzen. Wie

Spreu im Winde war die ganze Versammlung auseinander=gestoben und wir saßen, wie vom Schlag gerührt, da und blickten uns verblüfft an.

Als wir uns einigermaßen von unserer unangenehmen Ueberraschung erholt hatten, begannen sich unsere Augen zu fragen, was denn wohl eine solche Explosion hervorgerufen haben könnte. Ich ahnte wohl, daß wir die Besucher Ben Salem's beleidigt haben mußten und frug deßhalb diesen:

„Haben wir vielleicht einen Verstoß gegen Eure Sitten begangen?"

Lange wollte jedoch Ben Salem keine Antwort geben. Er sah selbst höchst beleidigt aus. Endlich aber entschloß er sich:

„Einen Verstoß?" sagte er. „Ich möchte wissen, ob man einen gröberen begehen könnte!"

„Und, um's Himmels willen," rief der Engländer, „was ist denn das für ein Unglück, wenn ich diesen Leuten das Bild meiner Frau zeigte?"

„Hören Sie, junger Mann," sprach Ben Salem, „Sie scheinen mir noch wenig Lebenserfahrung zu besitzen und ich will Ihnen deßhalb verzeihen, obgleich ich ein Recht hätte, höchst beleidigt zu sein über Ihr unschickliches Benehmen. Aber wenn auch ich Ihnen verzeihe, so werden es doch nicht die Andern thun. Man wird Sie wahrscheinlich beim Bureau arabe verklagen. Uebrigens rathe ich Ihnen, von nun an alle Orte zu meiden, wo sie mit El=Aghuati's zusammenkom=men können."

„Aber, o Ben Salem!" riefen wir nun alle Drei im

Chorus, „thue uns doch den Gefallen, uns auseinanderzusetzen, worin unser Verbrechen denn eigentlich bestanden hat.“

„Wißt Ihr denn wirklich nicht,“ sagte unser Wirth, „daß kein Muselmann die Gattin eines andern Mannes — und ein Porträt gilt uns fast wie Wirklichkeit — sehen darf? Und wenn wir dieß auch hier, wo alle Frauen unverschleiert gehen, nicht ganz vermeiden können, so hüten wir uns doch immer, einer fremden Frau in's Angesicht zu blicken. Eine tödtliche Beleidigung ist es aber, wenn Jemand die Frau eines Andern als schön preist und Ihr habt allen diesen Leuten Gelegenheit gegeben, die Gattin des jungen Mannes da zu loben und zu preisen. Diese Leute glauben nun, Ihr habt sie provociren und zur Beleidigung gegen Euch gewissermaßen nöthigen wollen; denn wenn Ihr gleich gesagt hättet, daß dieses Porträt das der Gattin eines von Euch Dreien sei, so würde kein Muselmann es auch nur angeschaut haben. Nun werden Sie Euch vielleicht beim Bureau arabe verklagen und dort behaupten, Ihr habet den Frieden stören und durch Eure Provocation sie zu gewaltthätigen Handlungen verleiten wollen, um dann ein Recht zu haben, gegen sie mit polizeilicher Hülfe einzuschreiten. Denn der Muselmann fürchtet den Rumih, und zwar thut er dieß weniger wegen dessen Waffen, als wegen der List der Nazarener, die er aller möglichen Dinge für fähig hält. Einer solchen List halten sie Euch nun für schuldig. Sie denken vielleicht, Ihr seid Regierungsspione. Denn das vermuthen unwissende Araber von jedem Europäer. Ich theile freilich nicht jene Vorurtheile. Ich weiß allerdings wohl, daß Ihr das nicht so schlimm gemeint

habt. Ihr habt nur eine Unschicklichkeit und keine Verrätherei begehen wollen."

Nach dieser Strafpredigt unseres früher so freundlichen Wirthes zogen wir uns, drei Mann hoch und mit möglichster Würde, zurück, um nie wieder diesen Kothpalast zu betreten, wo wir ohne Wollen und Wissen ein solches Aergerniß gegeben hatten.

Noch am selben Tage kam der Capitän des Bureau arabe zu uns und erzählte uns unter Lachen, wir seien wirklich von einigen Eingeborenen bei ihm verklagt worden. Zum Glück war dieser Capitän ein vernünftiger Mensch und die ganze Sache hatte keine andern Folgen, als daß wir nun in El-Aghuat bei allen Eingeborenen unmöglich geworden waren. Und das hatten wir den rothen Borsten einer obscuren jungen Engländerin zu verdanken.

Zwölftes Capitel.

Aïn Madhi.

Nothwendigkeit baldiger Rückkehr. — Reise nach Aïn Madhi. — Die Wüste beim Mondschein. — Dämmerung. — Sonnenaufgang. — Uëd Msi. — Tadschamut. — Der Kaïd. — Unüberwindliches Schlafbedürfniß. — Ich stürze schlafend in einen Graben. — Genuß des Reisens in der Wüste. — Ankunft in Aïn Madhi. — Festungsartiges Aussehen. — Der Kaïd und der Tsidschani. — Ein kleiner Neger. — Krieg Abd-el-Kaders gegen Aïn Madhi. — Rückkehr nach El-Aghuat und Algier.

So gern ich auch längere Zeit in der herrlichen Oase El-Aghuat geweilt hätte, so sollten die Tage unseres dortigen Aufenthaltes doch schnell gezählt sein, denn meine Reisegefährten drangen auf baldige Rückkehr und dieß aus sehr begreiflichen Gründen. Wir hatten nämlich den Wagen, sowie die Pferde, welche uns von Algier hichergebracht, nur tageweise miethen können, und jeder Tag des Aufenthalts in El-Aghuat verursachte uns dieselben Kosten, wie ein Reisetag. Auf diese Weise wäre ein längerer Aufenthalt von sehr unangenehmen Folgen für unsern Geldbeutel geworden.

Mein französischer Reisegefährte hatte seinen komischen Plan, nach Tombukto zu reisen, nach einigen in El-Aghuat eingezogenen Erkundigungen, mit demselben Leichtsinn wieder aufgegeben, mit welchem er ihn einst gefaßt.

Aber mit El-Aghuat allein waren wir doch nicht zufrieden zu stellen. Wir wollten wenigstens noch zwei andere

Oasen, das palmenreiche Tadschamut und das historisch gewordene Aïn Madhi, besuchen. Unser Wagen konnte uns freilich hier von keinem Nutzen sein. Denn, waren die Wege von Boghar nach El-Aghuat schlecht gewesen, so existirten von El-Aghuat nach Aïn Madhi gar keine. Wir mietheten uns deßhalb durch Vermittelung des freundlichen Capitäns vom Bureau arabe Pferde, und traten unsern zweitägigen Ritt nach Aïn Madhi an.

Die Palmen umgaben uns noch eine halbe Stunde unseres Weges. Dann kam die Wüste. Die Wüste, freilich nicht so, wie man sich in Europa die Wüste vorstellt: Nicht eine ununterbrochene Ebene von Sand und wieder Sand. Eine solche Wüste existirt nur in der Einbildungskraft von Europäern, welche nie gereist sind. Selbst die oasenlose Wüste jenseits der Sahara sieht nicht so aus. Der Theil der Wüste, welchen wir jetzt durchritten, bot eine ungleiche Oberfläche: hier eine Vertiefung, dort einen niedern Hügel, hier einen Fels, dort eine kleine Strecke spärlicher Vegetation. Dies Alles war aber von einem und demselben Farbenton übergossen, welcher jedoch nicht immer derselbe blieb. Nein! wie oft wechselte er!

Als wir ausritten, war das Tagesgestirn noch nicht aufgegangen und die blasse Sichel des Mondes schlummerte noch schwermüthig in einem Winkel des Himmels. Sie warf einen matten Schimmer, ein ungewisses blaues Licht über die Wüste. Dieser Mond und die Kälte, die wir ausstanden, denn es war 5 Uhr Morgens und Winter, und El-Aghuat liegt 2000′ über der Meeresfläche, zwangen mich, unwillkürlich an eine

arktische Sommernacht zurückdenken, die ich einmal in Hammerfest, im Norden Norwegens, erlebt hatte. Damals war es eben so kalt gewesen, die Erde eben so vegetationslos, und die Sonne schien wahrhaftig nicht viel heller und eben so schwermüthig, als hier der Mond.

Langsam, höchst langsam veränderte sich diese Beleuchtung. Der Mond senkte sich allmählig, senkte sich immer mehr und mehr; endlich tauchte ein Horn in dem Wüstensande unter, dann ein anderes. Jetzt ward die Wüste schwarz, oder vielmehr schwarzgrau. Aber je mehr sich unsre Augen an das, was uns anfangs schwarz vorkam, gewöhnten, desto weniger fanden wir es schwarz. Es wurde grau, graublau, dunkelviolett. Dabei war es durchsichtig wie ein Quell. Wir sahen vor uns, freilich nicht sehr weit; aber wir sahen genug, um unsern Weg zu finden.

Dieses Dahinreiten in dem Nachtdunkel hatte einen mächtigen fesselnden Reiz. Es schien mir, als sei dieß der normale Zustand eines Wüstenreisenden: graue Erde, graue Luft, grauer Himmel; und inmitten diesem Grau schwebte und flog die Phantasie desto schwungvoller und wob sich goldene Träume. Wie gerne wäre ich noch lange in diesem Nachtdunkel dahingeritten! Allein nur zu bald schwand es. Ein häßliches Licht nahm seinen Platz ein, jenes Licht der Morgendämmerung, welches dem Menschen, der in Ungeduld den Tag erwartet, zu lange dauert, und dem, der die Nacht festhalten möchte, zu frühe kömmt. Dieses Licht hatte etwas Trauriges. Die Wüste schien sich ungern in ihm zu sehen, wie eine alternde Schöne, die sich des Morgens nicht zu frühe

zeigen mag. Dieses Licht war auch grau, aber es war ein anderes Grau. Es war steinfarben, aschgrau. Die Wüste sah in ihm aus, wie wenn sie gar nicht ein Stück Afrika wäre, wie wenn man sie etwa mit der Lüneburger Haide vertauscht hätte. Sie sah aus, wie irgend eine recht häßliche Gegend in Europa, über welcher Wolken, schwere graue und schwarze Wolken hängen, und den Tag in ein Dämmerungsgrau umgewandelt haben. Doch dieses Licht dauerte nicht lange. Ein Paar senkrechte Strahlen schossen quer über die Ebene hin. Das waren die ersten Boten des Morgenroths. Nun kam das Morgenroth! Aber kein starkgefärbtes, dickaufgetragenes, plumpes, indiscretes europäisches Morgenroth! Nicht jenes abgedroschene, verbrauchte, triviale Morgenroth, mit welchem unsere Schriftsteller einen solchen Mißbrauch getrieben haben. Nein! ein zartes, liebliches Morgenroth von kurzer, von nur sehr kurzer Dauer! Da schwebte es hin: — Ein Gebilde violetter Nebel, — dann ein rosiger Strahl, — dann ein rothes Licht, — dann ein gelber Schimmer und — es war vorbei! Jetzt ging die Sonne rein, heiter und ungestört am wolkenlosen Himmel auf. Die Sonne ging gelb auf; golden konnte man das nicht nennen; es war ein reines zartes Gelb. Diese gelbe Scheibe erhob sich hinter einem Salzhügel, der weißgrau aussah. Sein Kegel ragte mitten in den Discus hinein und schien ihn in zwei Hälften theilen zu wollen. Aber die Sonne spottete des frevlen Beginnens dieser Erdscholle. Sie erhob sich und erhob sich und bald sah der Gipfel des Salzhügels nur mehr wie ein winzig kleines Dreieck an ihrem untern Rande hinschwebend aus. Dieser

häßliche Flecken verschwand bald und der gelbe Lichtball stieg aufwärts und aufwärts und nahm jetzt erst einen röthlichen und zuletzt einen goldenen Glanz an.

Das Licht des Sonnenballs hatte sich über die ganze Wüste ergossen und ihre hehre Unermeßlichkeit wurde uns nun offenbar. Hehre, heilige, stille Wüste! Wie lagst du da so gedankenvoll, mannichfaltig in deiner Einförmigkeit, lieblich in deiner Großartigkeit. Kein Baum ragte aus ihr empor, kein Strauch erhob sich, ja selbst die spärliche Vegetation, die unsrer Rosse Huf bis jetzt getreten, hatte aufgehört. Es war ein unermeßliches Meer, aus Stein und Sand bestehend, dessen Wellen von niederen, flachen Hügeln gebildet wurden. Durch dieses Meer schifften wir dahin, bis wir eine Insel erreichten.

Diese Insel war die kleine Oase des Uëd M'si. Ein kleines Bächlein hatte diese Oase geschaffen. Um seine Ufer herum ragte Schilfsrohr und ein Dickicht grüner Bäume dehnte sich aus. In ihrem Schatten ruhten wir, mehr weil einmal dort der übliche Ruheplatz war, als weil wir des Schattens bedurften. Es war freilich nicht mehr kalt, wie vor Sonnenaufgang, aber die Strahlen des Tagsgestirns, in dieser Jahreszeit selbst in Afrika angenehm wärmend und nicht erhitzend, waren uns immerhin sehr erwünscht. Die Sonne malte die Blätter der Tamarisken (tamarix gallica) über uns braungold. Sie leuchtete im Schilf (arundo donax) safrangelb und dem kleinen Bächlein, welches ohne diese Beleuchtung traurig ausgesehen haben würde, verlieh sie violette Tinten.

Vom Uëd M'ſi nach Tadſchemut kamen wir durch ein völlig flaches Land, eine echte, wahre, unzweifelhafte Wüſte: ein irdiſcher Ocean, über dem der himmliſche, gleich einem flachen Araberzelte, ausgeſpannt erſchien.

Nachmittags erreichten wir Tadſchemut. Es lag auf einem felſigen Erdhöcker, welchen die phantaſtiſche Laune des Wüſtenbodens hier bildete. Dieſes kleine Plateau, auf welchem das Städtchen und ſeine Gärten ruhten, hatte eine dreieckige Form. Um die Baſis dieſes Felſendreiecks zog ſich ein Wald ſchlankſtämmiger hoher Palmen, vom Sonnenſcheine goldgelb gemalt.

Eine von Weitem ſtattlich ausſehende Ringmauer, in Wirklichkeit freilich nur ein Kothgebilde, umgab den Ort und zog ſich vom Hügel herab, um auch die Palmengärten zu umringen. Auf dieſer Mauer erhob ſich hie und da ein Thurm, mit Zinnen und Schießſcharten verſehen und pyramidenartig angelegt. Zwei kleine Kubbas, Grabkapellen hier verſtorbener Marabuts, erhoben ihre zierlichen Kuppeln zur Seite des Felſendreiecks, auf welchem Tadſchemut lag.

Wir wurden in Tadſchemut im „Hauſe der Gaſtfreundſchaft" ziemlich gut bewirthet und zwar mit einer großmächtigen Schüſſel voll Kußkuſſuh, welches beſonders ſtark mit Pfeffer und — Zucker, zwei ſonſt feindlichen Ingredienzen, beſtreut war. Der Kaïd des Ortes, welchem wir dieſes Gaſtmahl verdankten, machte uns erſt ſpät Abends und zwar ſo ſpät, als 10 Uhr, eine Viſite. Wir hätten dieß unhöflich finden können. Aber der uns begleitende arabiſche Spahis, ein gutmüthiges Subject, Namens Mâamer, erklärte uns,

hier in der Wüste lege man sich spät schlafen und mache gewöhnlich Abends Visiten.

Ich schenkte dem Kaïd, der ein schwarzbärtiger, stupid aussehender Mann von etwa 40 Jahren war, eines der Kinderspielzeuge, deren ich immer als Geschenke für arabische Große einen Vorrath mit mir führte. Er nahm es dankbar an, spielte jedoch erst damit, als seine Begleiter einen Augenblick hinausgegangen waren und er, ohne seiner Würde vor seinen Untergebenen zu entsagen, nach Herzenslust kindisch sein durfte. Alle erwachsenen Araber lieben Kinderspielzeuge unendlich, aber sie schämen sich gewöhnlich, es einzugestehen. Sie kaufen dergleichen unter dem Vorwand, es sei für ihre Kinder, aber die großen Kinder spielen selbst damit, wenn sie sich unbeobachtet glauben. Vor uns brauchte sich der Kaïd natürlich nicht zu geniren. Sagt doch ein arabisches Sprichwort: „Rumih maschi Ben Adam", d. h. ein Christ ist kein Mensch. Wir waren Gegenstände, vor denen man Alles thun durfte. Wenn ich Rumih hier mit Christ übersetze, so geschieht es nur, um mich dem allgemeinen Gebrauch anzubequemen. Aber eigentlich verbindet der Araber mit dem Worte Rumih mehr die Bedeutung eines Europäers, eines Kindes der verhaßten Civilisation, als daß er dabei viel an die Religion des so Benannten dächte. Die Religion des Christen ist freilich strafbar und verächtlich, aber noch viel strafbarer und verächtlicher sind die entsetzlichen Manieren der Europäer. Die Schuhe nicht Ausziehen, wenn man in ein Haus tritt, das Tragen von Strümpfen und von langen Beinkleidern, das Essen von Schweinefleisch, der Gebrauch

von Messern und Gabeln, das Trinken aus einem Glase, während der Araber stets aus dem Kruge trinkt, die Sorgfalt in Kleidern und das mögliche Vermeiden der dem Eingebornen so theuern Lumpen, das Nichtlieben des Ungeziefers, und vor allen Dingen das Nichtrasiren des Kopfes, und das Tragen der Gott verhaßten Mützen und Hüte, das Alles sind Verbrechen, die dem algierischen Muselmann fast noch größer scheinen, als der Unglaube.

Um Mitternacht empfahl sich der Kaïd und wir legten uns gegen 1 Uhr nieder, um nach einer höchst gestörten und unbequemen Nachtruhe schon um 5 Uhr wieder aufzubrechen.

Ich hatte die ganze Nacht, des Insectenkampfes wegen, nur 2 bis 3 Stunden geschlafen und war so müde, daß ich, was ich bisher gar nicht für möglich gehalten hätte, auf dem Pferde einschlief. Jedoch der Spahis Mâamer weckte mich und stellte mir vor, daß ich auf dem besten Wege sei, mir den Hals zu brechen. Da ich, auf dem Pferde sitzend, meines Schlafes nicht Herr werden konnte, so stieg ich ab und führte nun mein Pferd am Zaum. Aber so mächtig war das Bedürfniß des Schlummers, daß mir jetzt etwas begegnete, welches, wenn es mir ein Andrer erzählt hätte, ich dreist für Lüge erklärt haben würde. — Plötzlich fand ich mich in einem tiefen Graben liegend und mein Pferd lag neben mir. Wir waren glücklicherweise beide nicht ernstlich beschädigt. Wie ich in diesen Graben hineingekommen war, davon hatte ich nicht die geringste Ahnung. Meine Reisegefährten stiegen zu mir herab und aus ihren Berichten ward mir erst klar, wie

es gekommen sein mußte. Ich war nämlich — gehend eingeschlafen. Dahinwandelnd und das Pferd am Zaum führend, war ich von Morpheus übermannt worden. Meine Reisegefährten hatten mein Schlafen erst bemerkt, als ich plötzlich strauchelte und mit dem geführten Pferd in den Graben stürzte. Man lernt immer Neues. An diesem Morgen hatte ich gelernt, daß man reitend sowohl, wie zu Fuße gehend, schlafen könne. Hätte ich das in einem Buche gelesen, nie würde ich es für etwas Anderes, als für münchhausenartige Erfindung gehalten haben!

Die Sonne ging ebenso herrlich, so rein, so unumwölkt auf, als am vorhergehenden Tage. Sie leuchtete über Wüste: Wüste rings um uns, Wüste, so weit wir sehen konnten. Nur hinter uns malte sich noch die grüne Oase von Tadschemut. Wie ritten etwa 6 Stunden in dieser monotonen und doch reizenden Landschaft. Die Wüste hat immer einen mächtigen Reiz.

Woher kommt dieses Fesselnde, was die Wüste für so viele Reisende hat? Einmal fühlt sich unser thierischer Theil in dieser klaren, reinen Atmosphäre neu belebt und neugekräftigt. Aber unsre Seele saugt aus der Wüste einen unendlich größeren Zauber. Woher kommt dieser Zauber? Ein Grund davon ist gewiß die Seltenheit auffallender Landschaftsbilder, die Sparsamkeit der Natur in der Wüste, welche macht, daß wir diejenigen Naturerscheinungen, welche die Wüste uns bietet, mit hungrigen Sinnen einsaugen und desto mehr genießen. Das Auge bemerkt in der Wüste Dinge und freut sich an Dingen, die es in üppigeren Gegenden gar nicht

beachtet. Die Wüste ist ein hehres Bild der Keuschheit, denn sie verschmäht alles Ueppige. Die Wüste ist nüchtern ohne unpoetisch zu sein. Diese Nüchternheit und Poesie zugleich findet sich in den Glaubenslehren der Wüstenvölker abgespiegelt. Judenthum und Islam und selbst das ursprüngliche Christenthum waren von dieser Vermischung von Nüchternheit und Poesie durchdrungen, welche den semitischen Racen entschieden innewohnt.

Endlich sahen wir Aïn Madhi vor uns auftauchen. Aber da war keine liebliche Oase, da war kein Palmenwald. Eine braune dunkle Masse, so blickte das Städtchen mitten aus der vom Sonnenstrahle röthlichgelb gemalten Wüste hervor. Alle Palmen, deren die Oase von El Madhi früher viele tausende trug, waren zur Zeit der langen Belagerung durch den Emir Abd-el-Kader niedergefällt worden.

Nachmittags erreichten wir das Städtchen. Es war von einer großen und starken Ringmauer umgeben, deren zahlreiche Wartthürme pyramidenförmige Dächer trugen.

Durch das Bab-el-kebir (große Thor) hielten wir unsern Einzug. Dieses Thor hatte etwas recht Festungsartiges. Es war viel höher als die Thore anderer arabischer Städte, von soliden Mauern umringt, und zwei große viereckige Thürme an seinen beiden Seiten gaben ihm ein sehr stattliches Aussehen.

Die erste Straße, welche wir durchritten, hatte ebenfalls twas Großartiges. Ihre Häuser waren hoch, ernst und finster. Die Straße war öde und menschenleer, aber auch zugleich ohne jenen Schmutz, den man sonst in arabischen Straßen immer findet. Durch sie gelangten wir nach dem

Hause des Tsidschani, des berühmten Marabuts von Aïn Madhi. Dieß war ein weißangestrichenes maurisches Haus, das einzige in Aïn-Madhi, welches nicht aus ungebrannter Erde aufgehäuft war. Unweit desselben lag unser Nachtquartier, das „Haus der Gastfreundschaft", ebenfalls eine Kothhütte, wie alles andere.

Wir besuchten den Kaïd, einen höchst unbedeutenden Menschen, der von den Franzosen eingesetzt worden war und der nicht die geringste Achtung in Aïn Madhi zu genießen schien. Die Bewohner von Aïn Madhi können ihr wahres Oberhaupt nun in dem Tsidschani, dem großen Marabut, erkennen, welcher ihr Stolz und ihr Segen ist. Ich drückte dem Kaïd meinen Wunsch aus, diese Hauptmerkwürdigkeit von Aïn Madhi, den Tsidschani nämlich, zu sehen. Der Würdenträger schien ungern darauf einzugehen, uns zum Tsidschani zu führen. Aber da wir vom Bureau arabe gut empfohlen waren, so durfte er uns keinen vernünftigen Wunsch verweigern.

Wir gingen also zum Tsidschani. Ich hatte mir erwartet, einen Mann von ehrwürdigem Aeußeren, von asketischer Miene und stolzem, Ehrfurcht gebietendem Angesicht zu sehen. Und was mußte ich nun erblicken? Man zeigte mir, auf dem Fußboden sitzend, eine kleine fette Gestalt, die ganz schwarz ausgesehen haben würde, hätte sie nicht einen weißen Bernus angehabt. Wie ich dieses menschliche Bündel etwas genauer analysirte, fand ich, daß der Tsidschani ein kleiner Negerjunge von etwa elf Jahren war. Ich war höchst unangenehm enttäuscht.

Der Kaïd erklärte mir die Sache. Der Tsidschani, der wahre Marabut und der Sohn des großen Stifters des Ordens der Tsidschani, war im Jahre 1857 gestorben. Er hatte nur Töchter hinterlassen; wenigstens wußte Niemand etwas von einem Sohne desselben. So wäre also die berühmte Familie ohne Haupt geblieben, oder wenigstens hätte man warten müssen, bis eine der Töchter einen Sohn geboren haben würde. Da jedoch träumte plötzlich der Imam der Moschee, daß der verehrte Marabut von einer Negerin einen Sohn gehabt habe. Kaum war der Imam wach, als er jubelnd seinen Traum den Bewohnern von Aïn Madhi erzählte. Diese waren hochbeglückt. Man erinnerte sich, daß der Tsidschani wirklich eine Negerin in seinem Harem gehabt habe. Aber diese Negerin war nicht mehr in Aïn Madhi. Sie war ausgewandert nnd ihr Sohn ebenfalls. Man suchte und forschte in allen Stämmen der Sahara nach der Negerin und ihrem Sohn. Endlich entdeckte man letzteren in der Nähe von Busada, wo der Sohn dieser großen Race die beschriebene Rolle des kleinen Knechtes eines Ochsenhirten spielte. Er wurde im Triumph nach Aïn Madhi geführt. Auf seinem Wege dorthin bewerkstelligte der kleine Marabut einige obligate Wunder, welche seinen heiligen Ursprung bestätigen halfen.

Dieß kleine Monstrum war ganz schwarz, ein vollkommener Neger, mit sich von selbst fletschenden, schneeweißen Zähnen, dicken Lippen und großer Rundheit im Mittelkörper. Wie hatte der Tsidschani, der doch ein weißer Araber gewesen war, ein solches Monstrum zum Kinde haben können?

Wenigstens hätte der von ihm mit einer Negerin erzeugte Sprößling ein Mulatte sein müssen. Aber ein vollkommener Neger! Das war auch eines der Wunder, welche in der Familie der Tsidschani das tägliche Brod sind.

Dieser kleine Unhold ist berufen, das vierte Ordenshaupt des berühmten Khuan der Tsidschani zu bilden. Das erste Haupt dieses Khuan (religiöser Orden) war der Stifter desselben, der erste Tsidschani. Dessen unmittelbarer Nachfolger war nicht sein, bei seinem Tode minderjähriger Sohn, sondern der in Temassin residirende und von mir bei der Schilderung meines Aufenthalts in Tuggurt erwähnte Sidi Omar. Sidi Omar starb 1844. Da er ein großer Heiliger war, so hatte man ihn als Großmeister sein Leben lang gelten lassen, obgleich der Sohn des Tsidschani lange vor Sidi Omar's Tode mündig wurde. Der Sohn des Tsidschani wurde nun Großmeister und starb 1857. Jetzt läßt man den kleinen Neger trotz seiner Minderjährigkeit als Großmeister gelten.

Nach unserm Besuche bei diesem kleinen Unhold machten wir noch einen Spaziergang durch die Stadt. Wir stiegen auf einen etwas erhöhten Punkt, um Ortschaft und Umgegend deutlich im Panorama vor uns zu haben. Das Städtchen lag auf einer elliptisch geformten Erderhöhung. Die Araber sagen deßhalb, „Aïn Madhi ist die Hälfte eines der Länge nach durchschnittenen Straußeneies." Die Oase bot einen traurigen Anblick. Die Felder grünten zwar und blühten, wie immer im Winter. Aber ihnen fehlte der Hauptschmuck einer Oase, die Palmen. Abd-el-Kader hat nur zwei Palm-

bäume stehen lassen,' welche vereinzelt aus diesem Felde der Verwüstung aufragen und zu sagen scheinen: „Wir waren Zeugen des Zornes des Emir!"

Hier, in Aïn Madhi, war es, wo dieser Sultan der Araber sich die Zähne ausbiß. Durch Waffengewalt hatte er die Oasenstadt nicht nehmen können. Aïn Madhi war die beste Festung vielleicht in ganz Algerien, — wenigstens die beste von Arabern gebaute. Schon hatte der Emir ein Jahr die Wüstenfestung belagert und noch war er nicht weiter als am ersten Tage. Seinen Zorn ließ er an den Bäumen aus und die armen unschuldigen Palmen, jene Töchter und Symbole des Friedens, mußten für das Mißlingen des Krieges zahlen.

Aber kein Araber verschmäht es, zur List zu greifen, selbst dann nicht, wenn diese List ein Verrath sein sollte. Der Emir forderte den Tsidschani auf, ihn wenigstens in der Moschee von Aïn Madhi beten zu lassen; dann würde er befriedigt abziehen. Das durfte ein so frommer Mann, wie der Marabut war, nicht abschlagen. Tsidschani zog sich mit den Seinigen aus Aïn Madhi zurück, um die Oasenstadt auf einige Tage dem Emir und seinen Truppen zu überlassen, damit diese daselbst ihre Andacht ungestört verrichten könnten. Aber kaum befand sich Abd-el-Kader in Aïn Madhi, als er die Festungswerke schleifen ließ und Besitz von Stadt und Oase nahm.

Der durch diesen, des Emirs so unwürdigen Verrath überlistete Tsidschani soll seinen Feind zum Zweikampfe aufgefordert haben. Aber Abd-el-Kader schlug dieß ritterliche

Ansinnen aus; denn der Tsidschani war ein Wundermann: Er konnte verwunden, aber nie verwundet werden. War er doch am ganzen Leibe mit Amuletten und Talismanen behangen! Der Emir war abergläubisch und fürchtete sich vor dem Wundermanne.

Von diesem Tage an fing jedoch das Unglück an auf dem Sultan der Araber zu lasten, und die Beduinen erzählen sich, er habe im Gefängniß zu Amboise ausgerufen: „Dein Fluch hat Früchte getragen, o Tsidschani!"

Wir bekamen im „Hause der Gastfreundschaft" ein ziemlich schlechtes Kußkussuh, schliefen aber desto besser. Nach 2tägigem Aufenthalt in Aïn Madhi, wandten wir unsre Schritte wieder El-Aghuat zu, wo dießmal unsers Bleibens nicht war. Wir bestiegen den Wagen und riefen der Wüste unser letztes Lebewohl zu. Der dicke Franzose, der, wie alle fetten Leute, zuweilen sentimental wurde, weinte eine Thräne, und ich stieß einen Seufzer aus, als wir die letzten heiligen hehren Palmen im Morgendämmerschein verschwinden sahen. Der unausstehliche junge Liebhaber der rothborstigen Schönen allein rauchte eine Cigarre!

Nach 12 Tagen waren wir wieder in Algier.

Ehe ich von Algerien Abschied nehme, muß ich ein Wort einem Ereignisse widmen, welches dieses Land in neuester Zeit (März 1863) wieder zum Gegenstand von Zeitungsberichten gemacht hat. Ich meine die von Louis Napoleon ergangene Proclamation des sogenannten Kaiserthums der Araber. Man will das arabische Eigenthum wiederherstellen! Dieß klingt äußerst liberal und human. Wenn man aber

weiß, was dieß wirklich bedeutet, so schwindet unsre Bewunderung vor diesem vermeintlichen Act der Humanität. Bisher war bei den Beduinenstämmen das System des Cantonnements von der französischen Regierung befolgt worden. Dieß arbeitete darauf hin, die großen Weide- und Jagdgründe der Beduinen abzugränzen, und in den abgegränzten und allerdings verkleinerten Bezirken allmählig eine Civilverwaltung einzuführen, welche die Stämme der Willkühr des Bureau arabe entzogen hätte. Nun geht man hiervon wieder ab. Man läßt den Beduinen ihre viel zu großen, viel zu weitschweifigen Besitzungen. Für diese vermeintliche Großmuth müssen die Eingeborenen aber dadurch leiden, daß sie dem raubsüchtigen, tyrannischen Bureau arabe nach wie vor unterworfen bleiben. Das Einzige, was hiebei gewonnen wird, ist die Beschränkung des Systems der Concessionen arabischen Landes an europäische Colonisten, welche meist nur falsche Colonisten waren und einzig und allein auf die Preiserhöhung des Bodens speculirten. Die Colonisation Algeriens, das scheint die Regierung durch diesen Act selbst einzugestehen, ist jetzt ein für allemal aufgegeben.

Siebentes Buch.

Marokko.

Erstes Capitel.

Grenze Algeriens und Marokko's.

Fahrt von Oran nach Tanger. — Officielles Dampfschiff. — Schlechte Einrichtungen. — Mitreisende Juden. — Ein englischer Judenmissionar. — Bekehrungsdisputation. — Cap Falcon. — Portus Divini. — Cap Figali. — Uëd Tafna. — Siga. — Cap Noë. — Nemours. — Ad Fratres. — Neue Scene mit dem Judenmissionar. — Abd-el-Kaders letzte Waffenthat. — Grenze der Algerie.

Das Schiff, welches mich von Oran westwärts befördern sollte, war ein französischer Marinedampfer mit vier Kanonen von jener Art, welche die officielle Seesprache „aviso à vapeur" nennt. Einige dieser Dampfschiffe versehen den Küstendienst Nordafrika's von Tunis bis nach Tanger, führen Depeschen und Briefe und nehmen auch Passagiere auf, sind aber gar nicht besonders gut für letztere eingerichtet. Ja, der Reisende wird offenbar als eine unwillkommene Nebensache betrachtet und meist mit officieller Geringschätzung behandelt. Das Reglement selbst hat für ihn demüthigende Bestimmungen. So kann er z. B. nur auf dem zweiten Platze fahren, indem der erste den Marineoffizieren und besonderen Schützlingen

der Regierung vorbehalten bleibt. Auf dem zweiten Platz aber sind die Bequemlichkeiten höchst unvollkommen, die Kojen eng und klein, Betttücher in denselben etwas Unbekanntes, Waschbecken und andere Geschirre, die in keiner Cabine eines Handelsdampfers fehlen, glänzen hier durch ihre Abwesenheit. Letzterer Mangel wird besonders dann fühlbar, wenn die Seekrankheit den Reisenden heimsucht, wo dann der Leidende, den dieses „lächerliche Uebel" im Bett befallen sollte, genöthigt ist, plötzlich vom Lager aufzuspringen, sich in aller Eile anzukleiden und aufs Verdeck zu eilen, wo ihn nicht selten ein kaltes Bad überstürzender Wellen empfängt. Ist Jemand recht elend, so kommt wohl hie und da ein mitleidiger Schiffsjunge, durch versprochenes Trinkgeld angelockt, mit einem großen Feuereimer an einem langen Stricke und hält ihn dem Unglücklichen in die Koje. Diese Leiden, lächerlich in der Erinnerung, aber im Augenblicke schwer fühlbar, sollte auch ich später auf meiner Reise mittelst eines Regierungsdampfers von Algier nach Philippeville vollständig zu kosten bekommen. Dießmal erlaubte jedoch das herrliche, windstille Wetter fast immer der Reisegesellschaft, auf dem Verdeck zu bleiben und das wellenlose Meer ließ keinen Gedanken an Seekrankheit aufkommen.

Die Gesellschaft an Bord bestand begreiflicherweise ungefähr aus denselben Elementen, wie die Einwohnerschaft von Oran, nur, daß hier womöglich die Juden, dieses handelnde und vielreisende Volk, noch etwas mehr vorherrschten. Freund Schmuhl hatte den zweiten Platz und das äußerste Vorderdeck, welches euphemistisch „dritter Platz" betitelt war, fast

ausschließlich inne. Mein Kojennachbar war ein sechszigjähriger jüdischer Millionär aus Oran, den drei klug berechnete Bankerotte in den Besitz eines sehr großen Vermögens gesetzt hatten. Dieser Biedermann war ein so strenger und frommer Befolger des mosaischen Gesetzes, daß er für die beinahe dreitägige Reise alle nöthigen Lebensmittel in einer großen hölzernen Lade mit sich führte, um ja nichts von dem unheiligen Restaurateur Zubereitetes essen zu müssen. Alles, was er zu sich nahm, war koscher, vom Wein bis zum Brode, ja er trank nicht einmal aus der Küche des Wirthes Kaffee, sondern bereitete ihn in einer kleinen mitgebrachten Maschin selbst.

Als eine bittre Pille für die Söhne Israels hatte sich auf dem Dampfschiff ein englischer Geistlicher eingefunden, der zwar anfangs sehr harmlos aussah, aber sich bald in seiner wahren Eigenschaft entpuppte, nämlich als ein höchst eifriger, bekehrungssüchtiger Judenmissionär. Er war von der Londoner „society for the propagation of the gospel amongst Jews“ ausgesandt worden und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um seinem Mandat, Juden zu bekehren, nachkommen: mit welchem Erfolge, davon möge eine an Bord stattgehabte Scene ein Beispiel liefern. Kaum war der Missionär auf dem Schiffe angekommen, als er ein Gespräch mit einigen der jüdischen Honoratioren des zweiten Platzes anknüpfte, welches anfangs auf freundlichem Fuße sich zu entwickeln schien. Eine Zeit lang verlief es eben, wie ein lieblich rauschendes Bächlein über glatte Wiesen dahinfließt. Einen baldigen Wendepunkt bereitete jedoch der Umstand vor,

daß der Missionär im Laufe des Gesprächs eine etwas verdächtige Vertrautheit mit dem Judenthume an den Tag legte und dafür von Freund Schmuhl mit der unvermeidlichen Frage angegangen wurde, ob er nicht etwa selbst ein Jude sei. Zu meiner Ueberraschung bejahte der „Reverend“ diese Frage. Freilich wurde bald klar, daß der Engländer dem Worte „Jude“ einen anderen Sinn unterlegte, als die Kinder Israels. Er sagte z. B. mit biblischer Salbung: „Ich bin ein wahrer Israelit und Ihr seid falsche. Nur wer meinen Glauben theilt, darf sich einen wahren Sohn Abrahams nennen; die ihn aber nicht theilen, sind nicht seine echten Kinder, sondern nur Bastarde u. s. w.“ Letzteres Wort mißfiel diesen arabischen Juden sehr, welche gewohnt waren, nicht dessen figürliche, rein geistige Bedeutung, sondern lediglich seine alltägliche, in welcher es im Orient als gemeines Schimpfwort verpönt ist, in's Auge zu fassen. Aber trotzdem nahmen sie sich noch zusammen und verschluckten die Beleidigung.

Als jedoch nun der Missionär anfing, aus dem alten Testamente Stelle auf Stelle, Weissagung auf Weissagung auszukramen und all' seine Beweise und Gründe in geordneten Schlachtreihen zum Angriff auf das eingefleischte Judenthum aufführte und Freund Schmuhl, nicht auf so ernste Feindseligkeiten vorbereitet, oft mit schlagenden Gegenbeweisen zurückblieb, da fing der Zorn Israels an zu steigen und einige Worte fielen, die dem Missionär keineswegs angenehm im Ohr geklungen haben mögen. So wurde das in Disputation ausgeartete Gespräch allmählig zu einem wahren Streit, der vielleicht mit diesen hitzköpfigen orientalischen Juden, die

weit entfernt sind, jede Beleidigung geduldig hinzunehmen, am Ende noch mit Prügel für den unwillkommenen Bekehrer geendet hätte, wäre Letzterer nicht glücklicherweise durch die Anzeige des Kellners, daß der von ihm bestellte Thee bereit stünde, abgerufen worden. So endete die erste Phase dieses unfruchtbaren Religionsgezänkes, um bei nächster Gelegenheit eine zweite zur Folge zu haben.

Der Judenmissionär war übrigens kein geborner Engländer, wovon sein Mangel an Kaltblütigkeit und Würde in den Disputationen, ebenso wie sein fremder Accent, wenn er englisch sprach, mich bald überzeugten; sondern er war ein getaufter, polnischer Jude. Aus seinen Landsleuten recrutirt diese englische Missionsgesellschaft ihre meisten Missionäre.

Nach 2stündiger Fahrt hatten wir den Golf von Oran hinter uns. Das Vorgebirge, welches diesen Portus Magnus der Römer gegen Westen abschließt, ist das Ras el Areschfa der Araber, das Cap Falcon der mittelalterlichen und modernen Geographie. Auf beiden Seiten des Cap Falcon befinden sich zwei schöne geräumige Buchten, welche von Pelissier für die Portus Divini des Itinerar des Antonin, von Mannert jedoch für den Portus Deorum des Ptolemäus und Strabon gehalten werden. Mannert scheint mir übrigens etwas sehr Gewagtes aufzustellen, wenn er die Portus Divini und den Portus Deorum für synonym hält; denn der Portus Deorum wird von Ptolemäos östlich vom Portus magnus und von Quiza angegeben, während die Portus Divini doch westlich von diesen beiden Punkten lagen. Die im Itinerar vorkommende Beschreibung der Portus Divini, daß nämlich dieselben die

ersten sichern Buchten gewesen seien, welche sich den von Tingis (Tanger) kommenden Schiffen darboten, paßt vollkommen auf die Buchten beim Cap Falcon.

Die östliche dieser beiden Buchten, von den Spaniern „Las Aguadas" benannt, war im Jahre 1505 von ihnen bei ihrer ersten und 1732 bei der zweiten Expedition gegen Mers-el-Kebir und Oran zur Landung benutzt worden. In die westliche Bucht, welche die Karten des Mittelalters Argozaba nennen, ergießt sich der kleine Uëd el-Khab, der Fluß der hohen Gräser und Schilfpflanzen, dessen Fluthen einem grünen Teppiche gleichen. Einige wollen ihn für den Chylemath des Ptolemäus halten. Der Mündung dieses Flüßchens gegenüber, etwa eine deutsche Meile vom Ufer entfernt, sahen wir vier nackte, kahle, kleine Felseninseln, von den Arabern Habiba genannt, über den Meeresspiegel hervorragen, in deren größeren man die Insel Bartas des Skylar erkannt hat. Aus dem Umstande, daß Edrissi diese Insel Dsaïr er-Rhenim (Insel der Lämmer) nennt, möchte man vielleicht schließen, daß sie einst von Hirten besucht oder bewohnt gewesen sei. Jetzt jedoch athmet auf ihr kein menschliches, noch bedeutenderes thierisches Wesen. Dieser Insel gegenüber müssen die Reste von Castra Puerorum und etwa eine deutsche Meile westlicher die von Gilda Colonia gesucht werden.

Das Cap Sigalo, des Ras Asinthur der Araber, bildet die westliche Spitze einer beinahe viereckigen Halbinsel, welche vom Golf von Oran im Osten, vom offenen Meer im Norden und vom Golf von Tlemsen oder Raschguhn im Westen begrenzt wird. Kühn ringt sich das Ras Asinthur mit seiner

Felsenspitze vom Festlande hinweg und in's offene Meer hinaus. Mit dem Strande wird es nur durch einen niederen Streifen Erde verbunden, so daß es, von Weitem gesehen, fast wie ein Eiland erscheint. Sein Anblick war ein düsterer, wie überhaupt der der Ufer des ganzen Golfs von Tlemsen oder Raschguhn, welchen wir jetzt durchsegelten: hohe Felsenwände, auf deren schwindelnder Krone weder Baum noch Strauch die Monotonie dieser öden Gestade unterbrach.

Das **Ad Crispas** des Itinerarium Antonini befand sich ohne Zweifel auf dem östlichen Rande dieses Golfes.

Vier der Flüsse ergießen sich in den Golf von Raschguhn. Der westlichste ist der Uëd-el-Maleh, oder „Fluß des Salzes", der Rio Salado der Spanier und wahrscheinlich auch der Flumen Salsum des Itinerar's des Antonin. Der zweite Fluß ist der kleine Uëd Halluf (Fluß der Schweine) und in seiner Nähe der ebenfalls höchst unbedeutende Uëd Rafar, welche beide zusammen mit ihren Mündungen eine kleine Bucht, Mersa Si-Dschellul genannt, bilden, in der Mac Carthy den Hafen des Camerata Oppidum des Itinerars erkannt hat. Der östliche und bedeutendste Fluß, welcher in diesen Golf seine gelben, schlammigen Fluthen ergießt, ist der Uëd Tafna der Araber, der Sigae Flumen oder Siga der Römer, an welchem die alte Hauptstadt der Massaesylier, Siga, lag, die Mac Carthy in dem heutigen, eine halbe Meile vom Meere entfernten Takbrit wiedererkannt hat. Der Portus Sigensis des Itinerarium Antonini lag ohne Zweifel an der Mündung des Uëd Tafna, die Hauptstadt Siga selbst war drei Milliarien von ihrem Hafen entfernt. Der Name Siga סִיעָא ist

ohne Zweifel phönicischen Ursprungs und heißt nach Gesenius „Versammlung“ oder „Heer“. Aus mehreren, noch vorhandenen Münzen von Siga ersehen wir, daß diese Stadt dem Melkarth, dem phönicischen Hercules, geweiht war. Ursprünglich phönicische Colonie, ward Siga später die Hauptstadt der Massäsylier, bis König Syphax einen Theil des Reiches der Massylier mit dem seinigen vereinigte und seine Residenz zuerst nach Rusucurrum, dem heutigen Dellys, und zuletzt nach Kirtha (Constantine) verlegte. Aber der zweite punische Krieg, in welchem Syphax die Parthei der Karthager ergriffen hatte, brach seine Macht. Er fiel und Massinissa, König der Massul oder Massylier, erhielt von den siegreichen Römern den größten Theil der Staaten des Syphax. Siga ward aber wahrscheinlich dem Bocchus, König der Mauritania Tingitana, zugetheilt. Bei Ptolemäos wird Siga eine Stadt und Colonia genannt, in dem später verfaßten Itinerarium Antonini wird es nur als ein bescheidenes Municipium aufgeführt und zur christlichen Periode suchen wir es umsonst unter den Bisthümern Afrikas. Dieser Umstand deutet genügend an, daß Siga vor dem 4. Jahrhundert zerstört worden sein muß, — von wem? das hat uns die Geschichte nicht überliefert.

Nach Mannert ist der Sigä-Flumen, der Fluß Sigus des Ptolemäus, mit dem Sardabal des Plinius und Pomponius Mela identisch. Die Tafna ist einer der wenigen Flüsse des Maghreb, welche bis zu einer gewissen Entfernung von ihrer Mündung schiffbar sind. Eine Sandbank trennt zwar ihre Wasser vom offenen Meere; dieselbe kann jedoch von kleinen

Schiffen überfahren werden. Gegenüber besagter Mündung befindet sich auch die kleine Schneckeninsel, die „Isla de los Caracoles" der Spanier, die „Ile de Limaçons" der Franzosen, das alte Akra des Skylax. Sie ist, wie der griechische Name ausdrückt, hochgelegen; sie bildet einen Felsen von 200' Höhe. Zwischen ihr und dem Festland liegt die ziemlich sichere Bucht von Raschguhn, der Portus Sigensis des Itinerars.

Westlich im Golf von Tlemsen sieht man noch eine andere Bucht, Mersa Uëd ed-Denia genannt, in welchem Mac Carthy den Portus Caecili des Itinerars wiederfinden will. Das Cap Noë, Nun oder Ras Heneït, auch Cap Hone genannt, welches Mac Carthy für das Promontorium magnum des Ptolemäos hält, bildet die westliche Grenze des Golfes von Raschguhn. Hier befand sich im Mittelalter eine Stadt, Namens Heneït, bei deren Trümmern noch die Ruinen eines durch den Almoraviden Abd-el-Mumen erbauten Schlosses sichtbar sind. Diese Stadt war nicht ohne Bedeutung gewesen, denn sie stellte, wie El Bekri berichtet, eine gleiche Anzahl Matrosen zur Flotte der Almoraviden, wie Tanger und Ceuta. Im Jahre 1533 ließ Karl V. Heneït einnehmen und gänzlich zerstören. Seitdem bildet es nur einen Trümmerhaufen. Die meisten muselmännischen Städte haben zu wenig Lebenskraft in sich, um nach einer Zerstörung phönixartig sich selbst wieder zu gebären. Mannert erblickt in Heneït das Ad Fratres des Itinerars, Shaw den Portus Caecili und Mac Carthy, vielleicht mit mehr Recht, das Gypsaria des Ptolemäos. Es ist möglich, daß letztere Stadt mit dem Artisiga des Itinerar identisch war. Gypsaria wird im 5. Jahrhundert als ein Bis-

thum erwähnt. Es sandte zwei Bischöfe, einen katholischen und einen donatistischen, zu dem Concil von Karthago im Jahre 411.

Vom Cap Noë bis zum Cap Milonia bildete die Küste beinahe eine gerade Linie. Röthliche Erdhügel von bizarren, zackigen Formen umragten sie und fielen steil gegen das Meer ab. Unweit vom Cap Noë liegt die kleine Bucht von Amelsin, zwischen zwei brüderlichen Felsen von etwa gleicher Größe eingeengt, welche an die Station der Brüder, des Ad Fratres des Antonin, erinnern. Es ist das heutige Nemours oder Dschema Rhasuat. Hier legte das Dampfschiff vor Anker und machte einen Halt von mehreren Stunden.

Ich benutzte diese Zeit, um an's Land zu steigen. Wer dasselbe that, das war unser Judenmissionär, der am Morgen unsres zweiten Reisetages seit Oran mit den unbekehrbaren Kindern Israels einen neuen Streit begonnen hatte, welcher sich am Lande weiter entwickeln sollte. Jetzt war nämlich die Disputation so weit gediehen, daß alles Recht oder Unrecht an dem Buchstaben eines Bibeltextes zu hängen schien, und da keiner der streitenden Theile eine vollständige hebräische Ausgabe des alten Testamentes mit sich führte, so eilte der ganze zankende Schwarm in Dschema Rhasuat an's Land und zwar ins Haus des Rabbiners, um bei ihm im gedruckten Text des heiligen Buches sich Klarheit zu verschaffen.

Was dort vorgefallen sein mag, das konnte ich nicht in all' seinen Details erfahren, da sich der Betroffene wohl hütete, es zu erzählen und die Juden in dieser Sache eine seltene Discretion bewiesen. Nur so viel weiß ich, daß der

Pseudoengländer mit violetter Nase und einem blauen Auge wieder an Bord erschien und seine Toilette Spuren ernster Heimsuchung an sich trug. Von jetzt an enthielt sich der Missionär, welcher vielleicht nicht in seinen Beweisgründen, jedenfalls aber außer ihnen geschlagen worden war, aller weiteren Controverse mit den bekehrungsscheuen Juden. Statt dessen widmete er sich von nun an ausschließlich seiner mitreisenden Gattin und dem unvermeidlichen zahlreichen Kinderschwarm, ohne den kein englischer Geistlicher existiren kann.

Nemours oder Dschema Rhasuat ist der äußerste westliche Punkt der Algerie. Der kleine Ort zählt nur etwa hundert, meist hölzerne Häuser, besitzt jedoch eine Caserne mit Garnison von zwei Bataillonen. Die Vegetation der Umgegend trug in ihrer südlichen Pracht ganz denselben herrlichen subtropischen Charakter, wie die Algiers. Der arabische Name Dschema Rhasuat bedeutet sonderbarer Weise „Moschee der Seeräuber", ein Zeichen, daß diese Biedermänner ebenfalls das Bedürfniß der Frömmigkeit empfanden. Seeräuber war übrigens bei den Mauren ein keineswegs verachtetes Gewerbe. Nur die frömmeren Muselmänner, die streng religiösen, echten Mauren Algiers, welche zum Ritus Maleki gehören, haben einen Abscheu vor dieser unheiligen Beschäftigung. Die Türken und Beduinen hielten die Seeräuberei für etwas sehr Achtbares. Sie nannten dieselbe jedoch niemals mit ihrem wahren Namen, sondern bezeichneten sie stets als „Krieg". Oft wurde mir in Algier irgend ein verwitterter Greis gezeigt und dabei gesagt, derselbe habe in seiner Jugend viele „Kriege" mitgemacht. Daraus konnte ich den

sichern Schluß ziehen, daß dieser Alte ein eingefleischter Seeräuber gewesen sei.

Im Jahre 1845 war die Umgegend von Nemours der blutige Schauplatz einer der letzten Waffenthaten Abd-el-Kaders geworden. Es gelang nämlich am 22. September besagten Jahres dem Emir, welcher damals bereits aller seiner Staaten beraubt war und mit wenigen treu gebliebenen Stämmen an der marokkanischen Grenze umherirrte, aus einem Hinterhalte ein französisches Detachement zu überfallen. Der französische Oberst Montagnac und 350 Chasseurs de Vincennes, sowie 60 Husaren campirten ruhig bei Sidi Brahim, 1½ Meile von Nemours, als plötzlich die Araber aus ihrem Versteck losbrachen und sie angriffen. Fast alle hier überfallenen Franzosen blieben auf dem Schlachtfelde. Einige vertheidigten sich drei Tage lang in der Kapelle eines Marabuts bei Sidi Brahim, in welche sie sich verzweifelnd geworfen hatten. Aber auch sie erlagen zum größten Theil. Nur vierzehn von den hier Ueberfallenen erschienen wieder in Nemours.

Unweit von Dschema Rhasuat liegt im Innern des Landes die altmaurische Stadt Nedroma, welche Mac Carthy*) für das Calama des Itinerars hält. Hier fängt also nach Mac Carthy jene Römerstraße an, welche von der Tingitanischen Grenze bis nach Rusucurrum durch das Innere des

*) Mac Carthy's Werk Algeria Romana ist in den Monatsheften der historischen Gesellschaft von Algier erschienen.

Mauritania Caesariensis führte. Jetzt soll Nedroma fast nur noch ein Trümmerhaufe sein. Dennoch wird hier allwöchentlich ein bedeutender Markt gehalten, welcher den Verkehr der marokkanischen Stämme mit den Grenzstämmen der Algerie unterhält.

Gleich bei Nemours ist die westliche Grenze der Algerie. Sie ist schlecht gewählt und schwer zu definiren. Natürlicher und historischer zugleich wäre es gewesen, den einige Meilen westlicher gelegenen Uëd Mulujah, den Flumen Malva der Römer, zur Länderscheide zu machen. Dieser Fluß war nämlich von Alters her die Grenze zwischen den beiden Mauritanien. Schon in vorrömischer Zeit trennte er die Länder der Maurusier von denen der Massäsylier, später bildete er den Grenzfluß zwischen den Staaten des Bocchus und denen des Bogud und endlich zur Römerzeit zwischen der Mauritania Tingitana und der Mauritania Caesariensis. Aber die Araber und Türken, mit ihren unklaren geographischen Unterscheidungen, hatten einmal die Grenze zwischen den Staaten des Kaisers von Marokko und denen des Dey's von Algier an die heutige Linie verlegt. Von den Dey's haben die Franzosen auch ihre wenig strategischen Grenzen überkommen und die moderne Diplomatie wagt es keinen Finger breit an einer so unvernünftigen Eintheilung zu rücken.

Zweites Capitel.

Die Küste von der Mündung der Mulujah bis Ceuta.

El Gharb. — Das Cap Milonia. — Der Uëd Mulujah. — Molochath und Malua. — Die Inseln Zeffarini. — Der Riffdistrict. — Melilla. — Rusadir. — Das Cap tres Forcas. — Die Buchten der Seeräuber. — Die Riffpiraten. — Prinz Adalbert von Preußen. — Gebirgspanorama. — Ad sex insulas. — Pegnon de Alhucemas. — Badis. — Periatina. — Ras Bordsch Ustrah. — Der Uëd Martil. — Die Berge von Kalpe und Abyle. — Fabeln von den Herculessäulen.

Dschema Rhasuat ist der äußerste westliche Küstenpunkt der Algerie, deren natürliche Grenze nach der Ansicht vieler Geographen der Fluß Mulujah bildet, während die politische schon einige Meilen östlich von demselben gezogen wurde.

Wir hatten nun die Algerie im Rücken und segelten im vollen marokkanischen Fahrwasser. Hinter uns lag ein Land, dessen Barbarei durch das übertünchende Gewand modernen Franzosenthums schlecht verdeckt wurde; vor uns ein Reich, dessen unverfälschte Naturwüchsigkeit sich noch nicht der usurpirenden Sitte eines Siegers gefügt hatte. El Gharb, der afrikanische äußerste Westen, lag vor uns! — El Gharb! bei dessen Namen das Herz jedes Arabers höher schlägt; das selbst die durch zweiunddreißigjährige Knechtschaft entnervten Algierer mit stiller Wonne nennen! El Gharb — die letzte Zufluchtsstätte des Islams im Nordwesten von Afrika, wo

die Moschee noch unentweiht, wo der Harem noch unentehrt steht, wo als einziges Gesetz noch der Koran gilt; der Koran! die einzige, ewige Richtschnur der Gläubigen!

Die letzte Vorgebirgsspitze der Algerie, welche mir den Abschied aus diesem Lande, das ich so viel durchstreift hatte, zuwinkte, war das Cap Milonia, zwischen Dschema Rhasuat und der Mündung der Mulujah gelegen, welches von Pélissier für das Promontorium Magnum des Ptolemäos gehalten wird. Eine halbe Meile westlich vom Cap Milonia liegt das Cap El-Aghua, in dessen Nähe zwei Flüsse sich in das Mittelmeer ergießen und mit ihrem schlammigen Wasser dessen sonst so klaren Wogen eine graue, schmutzige Farbe verleihen, welche die See fast eine halbe Meile vom Ufer noch beibehält. Die beiden Flüsse sind der kleine Uëd Aggierut und der historische Uëd Mulujah. Die Tafeln des Ptolemäos nennen den ersteren Malua und den andern Molochat. Gesenius hält diesen Namen Molochat für das phönicische Wort Mulucha (מלוחה); demnach hieße die Mulujah „der salzige Fluß". Es will mir jedoch scheinen, daß man dies Wort ebensogut von Melekh (מלך), d. h. „König" ableiten kann und demnach würde dieser Name „der königliche Fluß" bedeuten; eine mehr entsprechende Bezeichnung, da dieser Strom die Grenze zweier Königreiche bildete, als der Name „der salzige Fluß", denn die Mulujah ist durchaus nicht salzig. Der Name Malua (מְלָא) ist ebenfalls phönicisch und bedeutet „Fülle". Also hieß dieser Strom „der wasserreiche Fluß". Man möchte annehmen, daß diese letztere Benennung dem größeren der beiden Flüsse gegolten habe und nicht dem elenden Uëd Ag-

gierut. In diesem Falle müßte man glauben, daß Ptolemäus sich geirrt und zwei verschiedene Namen eines und desselben Flusses für die Namen zweier verschiedener Flüsse gehalten habe, denn die Identität des heutigen Mulujah mit dem römischen Malua, kann wohl kaum angezweifelt werden. Diese Lösung wäre in der That die leichteste Art der Erklärung. Die andern alten Schriftsteller nannten den größeren der beiden Flüsse bald Mulucha, bald Malua, wie aus der Vergleichung zweier Stellen, einer des Pomponius Mela (**libr. I. cap. V.**) und einer des Itinerars des Antonin (**p. 12.**) ersichtlich wird. Ersterer sagt nämlich:

„**Mulucha amnis nunc gentium olim regnorum quoque terminus Bocchi, Jugurthaeque.**" (Der Fluß Mulucha ist jetzt die Grenze zwischen zwei Völkern, früher war er es auch zwischen zwei Reichen, des Reiches des Bocchus und des Reiches des Jugurtha.) Der Fluß Malua scheidet die beiden Mauritanien von einander wie das Itinerar sagt:

„**Malua flumen dirimit Mauritanias duas.**"

So war also Mulucha, dessen Namensähnlichkeit mit dem Molochat des Ptolemäus Niemand verkennen wird, wahrscheinlich der ältere phönicische, Malua der spätere, den Römern geläufigere Name für einen und denselben Fluß: den heutigen Uëd Mulujah. Beide Namen sind freilich phönicisch. Es geht jedoch recht gut zusammen, daß ein Strom, der „der wasserreiche" hieß, zugleich der „Königliche" genannt wurde. Der Uëd Aggierut wurde wohl von den alten Geographen zu unbedeutend gefunden, als daß sie uns dessen Namen hätten hinterlassen wollen.

Einige Geographen des vorigen Jahrhunderts haben, durch den Umstand verleitet, daß Ptolemäos Malua und Molochat als verschiedene Flüsse nennt, nachzuweisen gesucht, daß der Molochat mit dem Chylamath (östlich von Oran) identisch sei. Ja ich besitze einen Atlas der alten Welt, (David Koder bei Christoph Weigel, Nürnberg), in welchem sich eine Karte Mauritaniens befindet, die ein ganzes Reich zwischen diese beiden Flüsse hineinzwängt, welches sie Mauritania Bochiana nennt. Die Mauritania Bochiana ist aber nichts Anderes, als die spätere Mauritania Caesariensis. Nach jener Karte käme Jol (Julia Caesarea) außerhalb des Reiches zu liegen, dessen Hauptstadt es war.

Plinius belehrt uns, daß die Malua zu seiner Zeit schiffbar war, eine Eigenschaft, welche sie jetzt verloren hat.

Die drei kleinen Inseln Dschafarin oder Zaffarini, eine halbe deutsche Meile nördlich von der Küste gelegen, begrüßten nun unsre Blicke, als die dampfbeschwingte Diele, welche uns trug, zwischen ihnen und dem Festlande ihre Pfade wählte. Es waren kahle Felsen, auf denen nichts zu wachsen schien. Die spanische Garnison von siebenzig Mann, welche seit 1848 diese unfruchtbaren Eilande besetzt hält, muß hier auch nicht die rosigsten Tage spinnen. Die Spanier sind genöthigt, alle ihre Lebensmittel aus Malaga kommen zu lassen. In Zaffarini erblickt man mit Recht die Station ad tres insulas des Itinerars. Mannert zieht aus dem Umstande, daß Antonin dieser Inseln Erwähnung thut, den Schluß, daß sich an dem gegenüberliegenden Theil der Küste keine Römerstraße mehr befunden habe. Wie mir scheint, ist diese Annahme völlig berechtigt.

Je mehr wir uns in diesem Theile von Afrika nach Westen wenden, desto sparsamer werden die Angaben der alten Geographen. Das Itinerar des Antonin und die Geographie des Ptolemäus sind zwar schon mangelhaft und dazu unzuverlässig genug in Bezug auf die Mauritania Caesariensis: In Bezug auf die Mauritania Tingitana sind sie es jedoch noch mehr. Die Notitia Imperii (Editio Pancíroli Venetiis 1602) giebt in der Tingitana nur acht Orte an.

Die Landung an den meisten Punkten der Küste zwischen dem Uëd Mulujah und Tanger ist fast unmöglich wegen des Fanatismus der diese Ufer bewohnenden, als Seeräuber berüchtigten Riffstämme. Die Riffberge, in welchen diese Stämme hausen, sind vielleicht die *Ρίπαιοι ὄρη* des Strabo. Sie wurden im Alterthum von völlig wilden Stämmen bewohnt, ganz wie heut zu Tage. Eine Römerstraße scheint nicht durch ihr Gebiet geführt zu haben. Dieses Land war auch wohl nie den Römern vollkommen unterworfen. Der Riffdistrict gehörte zwar nominell zur Mauritania Tingitana. Aber er war in Wirklichkeit stets unabhängig. Der Umstand, daß die Mauritania Tingitana zur Zeit Diocletians von dem Proconsul Spaniens und nicht von dem Afrika's verwaltet wurde, was doch geographischer gewesen wäre, deutet an, daß zwischen der Mauritania Caesariensis und der Mauritania Tingitana sich eine unübersteigliche Kluft befand. Diese Kluft war der ununterjochte Riffdistrict. Es war dem spanischen Proconsul leichter, über ein Meer hinaus seine Herrschaft auszuüben, als es dem afrikanischen Proconsul

gewesen wäre, die Tingitana von der östlichen Seite des Riffgebirges aus zu verwalten.

Als wir die Mündung des Uëd Mulujah hinter uns hatten, nahm die Küste zuerst eine entschieden nordwestliche Richtung an, um sich dann, nachdem sie die kleine Halbinsel, auf welcher Melilla liegt, gebildet hatte, direct nach Norden zu wenden.

Melilla, das alte Rusadir, welches schon von den Karthagern, wie der phönicische Ursprung des Namens vermuthen läßt, gegründet worden war, und später als römische Colonia erwähnt wird, tauchte jetzt vor unsern Blicken aus dem tiefblauen Mittelmeer hervor. Mit dem Festlande nur durch eine schmale Landzunge verbunden, bildet Melilla fast eine Insel. Die Araber vergleichen es wegen seinem steinernen Panzer mittelalterlicher Befestigungswerke, welche die Stadt von allen Seiten umragen, mit einer aus dem Meere emportauchenden Riesenschildkröte von undenkbar großen Proportionen, welche mit ihrem eisenfesten Schilde aller Feinde spottet. Das heutige Melilla, welches durchaus europäisch ist, zählt etwa 2000 Einwohner, alle Spanier. Es bildet eines der größeren „Presidios" Spaniens in Afrika und dient dieser Macht als Verbannungsort ihrer Verbrecher. In der That ist Melilla für alle seine Bewohner nichts als ein großes Gefängniß, denn dieselben können sich kaum über den schmalen Isthmus, welcher die Stadt mit dem Festlande in Verbindung setzt, hinaus wagen, ohne vor den feindlichen, im östlichen Riffgebirge haussenden Kabylenstämmen, den Beni Sidell, den Beni Buifuron, den Beni

Bulasun, den Manusah und den besonders übel berüchtigten Beni Sikar aufs Ernstlichste und Gefährlichste beunruhigt zu werden.

Melilla ist eines der seltnen Beispiele antiker Orte in Afrika, welche ihren alten Namen durchaus verloren haben, denn, daß es das phönicische und später römische Rusadir war, dessen Name sich jetzt nur in dem nahen Vorgebirge Cap Ras=ed Dir erhalten hat, darüber kann wohl kaum ein Zweifel sein.

Ptolemäos giebt Rusadir, welches er Ryssadiron nennt, als $3\frac{1}{2}^0$ östlich von Cotes, dem heutigen Cap Spartel, an. Dieß trifft bis auf einen halben Grad zu. Ueberhaupt sind die Angaben der Längengrade des Ptolemäos für die Mauritania Tingitana sonderbarer Weise viel zutreffender, als für die Mauritania Caesariensis, Sitifensis und für Numidien. Die Nordküste der Tingitana hat bei dem Alexandriner eine Ausdehnung von vier Längengraden, was der Wirklichkeit bis auf einen Drittel Grad entspricht. Bei der Caesariensis, haben wir oben gesehen, giebt Ptolemäos durchschnittlich fast das Doppelte der wirklichen Entfernungen in seinen Längengraden an. Bei der Tingitana kann dieser Maaßstab nicht mehr dienen. Um ein annäherndes, mittleres Resultat, was der Wirklichkeit entspricht, zu bekommen, braucht man an der Nordküste Marokko's die Grade des Ptolemäos nur um ein 10tel oder 12tel zu reduciren.

Rusadir war auch ohne Zweifel der Bischofssitz jenes Idonius Rusaditanus, welcher 484 auf dem von Hunerich in Karthago zusammenberufenen Concil erschien und der mit

den andern katholischen Bischöfen von dem arianischen König in die Verbannung geschickt wurde. Sonst wissen wir nichts vom Bisthum Rusadir. Morcelli scheint mir zu irren, wenn er das Rusadis der Notitia statt in Rusadir, in dem Rusazus bei Saldae sucht.

Leo Africanus, welcher Melilla mit seinem arabischen Namen Melela benennt, leitet diesen von dem Ueberfluß an Honig, dessen sich die Gegend erfreut, ab. Er spricht auch von einer perlerzeugenden Gattung von Austern, welche im Hafen Melela's gefischt wurde. Leo erzählt die Eroberung der Stadt durch den Herzog von Medina Sidonia im Jahre 896 der Hadschra (1496 unserer Zeitrechnung). Die Spanier führten den Angriff auf Melilla so plötzlich aus, daß die Mauren nicht Zeit übrig hatten, sich gehörig zur Vertheidigung vorzubereiten. Sie beschlossen deßhalb, die Stadt zu räumen. Alle maurischen Bewohner Melilla's zogen sich nach dem benachbarten Dschebel Buthria, einem Ausläufer des Riffgebirges, zurück, während der arabische Commandant die Stadt in Brand steckte und so den verhaßten Christen nur einen Trümmerhaufen überließ. Seitdem ist Melilla stets, was es Anfangs war, eine unfruchtbare, zwecklose Besitzung Spaniens geblieben, die ihm nur Kosten verursacht und keinen andern Nutzen hat, als einigen Verbrechern zum Aufenthalt zu dienen.

Von Melilla wendet sich die Küste nördlich und bildet das kühn in die See hinausragende Cap tres Forcas, dessen arabischer Name Ras-ed Dir eine auffallende Aehnlichkeit mit dem phönicischen Namen Melillas, Rusadir, zeigt. In der

That sind beide Namen ähnlichen Ursprungs, wie Phönicisch und Arabisch verwandte Sprachen sind. Nach Gesenius bedeutet Rusadir (ראש־אדיר) das „herrliche oder berühmte Vorgebirge“, ein Name, den dies Cap sehr gut verdient. Ohne Zweifel ist dieses Vorgebirge, welches Antonin als Rusaddus anführt, das Metagonium des Strabon, dessen Angabe, daß von hier bis Cotes (Cap Spartel) sich eine ununterbrochene Bergkette (das Riffgebirge) hinziehe, vollkommen eintrifft. Ptolemäus nennt dasselbe Vorgebirge Promontorium Metagonitis *).

Die Ausläufer des Riffgebirges erstrecken sich durch die ganze Länge und Breite der mehrere deutsche Meilen langen Halbinsel des Cap tres Forcas. Diese Halbinsel bildet beinahe ein rechtwinkliges Dreieck, dessen eine Kathete und dessen Hypothenuse die Küstenstriche bilden, während die andere Kathete auf dem Festlande ruht. Das westliche Ufer der Halbinsel besitzt eine Menge kleiner Buchten, welche unter dem Namen der „Buchten der Seeräuber“ bekannt sind. Die Buchten der Seeräuber! Der geheimnißvolle, schreckenerregende Zufluchtsort jener Riffpiraten, deren Namen einst im ganzen Mittelmeer so gefürchtet war und die jetzt von allen Corsaren der Babaresken allein ihr entsetzliches Handwerk noch nicht aufgegeben haben. Die drei hauptsächlichsten dieser Buchten sind die von Kiert, offen und unsicher, die von Tramontan, welche allein vor dem Nordwind einigen Schutz gewährt, und die des Ras Ben Rifus.

*) Scylax in seinem Periplus spricht von einem Akros, welches Müller für das Cap von Melilla hält (Scylax Ed. Müller § 111).

An dieser Küste war es, daß Prinz Adalbert von Preußen vor wenigen Jahren eine der preußischen Flagge angethane Beleidigung durch Erstürmung eines Hügels im Gebiete der Feinde und durch Aufpflanzung der schwarz-weißen Fahne auf dessen oberstem Gipfel rächte, wobei er selbst eine namhafte Verwundung davontrug. Eine schöne, ritterliche Waffenthat! Leider vollkommen nutzlos, da der Zweck derselben, die Einschüchterung der Riffpiraten, nicht erreicht wurde. Dieß wäre nur dann erlangt worden, wenn man den eroberten Hügel hätte behaupten wollen, woran natürlich nicht gedacht werden konnte.

Etwa sieben deutsche Meilen nördlich vom Cap tres Forcas sahen wir die kleine Insel Alboran, einen unfruchtbaren Felsen, 150′ hoch, auf dem die Spanier grade ein Fort errichteten, aus der salzigen Welle emporragen. Die Castilianer scheinen noch nicht genug nutzloser und unfruchtbarer Besitzungen an dieser Küste zu haben. Die Besetzung der Inseln Dschafarin und jetzt die der Insel Alboran sind sprechende Beweise für ihr Beharren in einer ebenso zwecklosen, als lächerlichen Occupationspolitik.

Vier deutsche Meilen von der Nordspitze der Halbinsel von Rusadir entfernt liegt unweit des Meeres die kleine Stadt Sidi Hossein, zwei deutsche Meilen weiter westlich Sidi Dris und in dessen Nähe Sidi Scheib, kleine Orte, deren blendendweiße Häusermassen vom Schiffe aus deutlich zu unterscheiden waren. Ueberhaupt konnte ich im Vorüberfahren in der ganzen Riffgegend von Zeit zu Zeit auf dem Lande zerstreute Häuser gewahren, was darauf hindeutete, daß die

hier wohnenden Stämme, gleich ihren Stammverwandten in der großen Kabylie, Häuser bewohnen und nicht Zeltnomaden, wie die Beduinen, sind. Das Riffgebirge, dessen höchste Gipfel drei- bis viertausend Fuß über der Meeresfläche emporragen, bildete von nun an bis nach der Meerenge von Gibraltar den südlichen Hintergrund des Küstenpanoramas, welches sich vor unseren Blicken entwickelte. Ein majestätischer Hintergrund eines herrlichen Gemäldes! Voll Mannichfaltigkeit in der launenhaften Zeichnung ihrer Linien, in der Abwechslung ihrer Formen, boten diese Berge dem in Beobachtung der Natur gern schwelgenden Auge den herrlichsten Stoff dar. Dort ragten schwarze Felsenkämme empor, welche mit ihrem finstern Schatten geheimnißvolle Schluchten bedeckten, die niemals der Fuß eines Europäers betreten hatte. Da erhob sich ein bewaldeter Bergrücken, welcher mit Millionen seiner Laubeskronen zum blauen Aether hinanstrebte: eine noch gänzlich unerforschte Wildniß. Hier schlummerte ein grünbewachsenes Hochthal, auf dem der milchweiße Stier des Bergkabylen die zarten Gräser pflückte. Am Fuße des Gebirges blinkten, wie Perlen aus einem Kranze von Smaragden, die weißen Dörfer aus dem Dickicht der Olivenhaine hervor.

Ungefähr zwei deutsche Meilen von Sidi Scheib entfernt sahen wir die kleine spanische Inselfestung Pegnon de Alhucemas unweit der Küste sich auf des Riffs stolzem Hintergrunde abzeichnen.

Dieser Punkt wird mit großer Wahrscheinlichkeit für die im Itinerar erwähnte Station Ad sex insulas gehalten. Antonin giebt 224 Milliarien als die Entfernung dieses

Ortes von Tingis (Tanger) an. Dieß entspricht ungefähr den 42 deutschen Meilen, welche die Küste von Tanger bis zum Pegnon beschreibt. Die „sechs Inseln" sind kleine unbedeutende Felsen. Das größte dieser Eilande hat jedoch einen etwas bedeutenderen Umfang. Auf ihm befindet sich die mittelalterliche spanische Niederlassung. Die römische Station lag aber wohl am Festlande, sonst würde sie nicht Ad sex insulas, sondern schlechthin Sex insulae geheißen haben.

Das dem Pegnon gegenüberliegende Vorgebirge ist auch wahrscheinlich das Sestiarion Akron des Ptolemäos. Dieses Sestiarion Akron wird auch vom Itinerar erwähnt und zwar ohne jeden Zusatz unter dem Namen „Promontorium" allein. Da diese Geographie gleich darauf die Station Ad sex insulas erwähnt, so hielt sie es wohl für überflüssig, denselben Namen zweimal aufzuführen und sagte, man hat Grund es anzunehmen, statt „Promontorium ad sex insulas" einfach „Promontorium".

Im Jahre 1189 wird ein Bischof Crescens Sestensis auf dem Concil von Karthago erwähnt, für dessen Bischofssitz Morcelli mit Wahrscheinlichkeit das Ad sex insulas des Itinerar, das Seston des Ptolemäos hält.

Dieses Felseneiland ist vielleicht das einzige Beispiel in der Geschichte von einem freundlich an eine europäische Macht abgetretenen muselmännischen Besitzthum. Im Jahre 1560 gab es nämlich Muley Abd-Allah, der Scheriff von Fäs, aus Furcht, daß die Türken von Algier sich daselbst festsetzen möchten, den Spaniern, welche ein kleines Presidio daselbst errichtet haben. Fast alle Lebensmittel, ja selbst das Wasser,

dessen die Bewohner dieser unfruchtbaren Besitzung bedürfen, müssen von Spanien hieher geschickt werden.

Am Festland, gegenüber dem Pegnon de Alhucemas, liegt das maurische Städtchen Msemmah in fruchtbarer und freundlicher Gegend. Leo Africanus berichtet, daß dasselbe zweimal zerstört worden sei; das erste Mal im Jahre 918 der Hedschra durch den Khalifen von Kairuan, das zweitemal 992 durch dessen Feind, den Khalifen von Cordoba. Zu Leo's Zeiten war es noch ein Haufen von Ruinen. Seitdem hat es sich wieder erhoben, ein in der neueren Geschichte seltenes Beispiel einer maurischen Stadt, welche eine Auferstehung feierte.

Sieben bis acht deutsche Meilen westlich von dem Pegnon de Alhucemas kamen wir an einem anderen Festungseiland vorbei, welches ebenfalls ein spanisches Besitzthum ausmacht. Es war der Pegnon de Velez, welcher durch die 1200 breite Meerenge „del Freddo" vom Festlande getrennt wird. Im Jahre 1522 durch Don Pedro de Navarra, den Eroberer Orans, zuerst eingenommen, blieb der Pegnon de Velez bis 1528 in spanischen Händen. In erwähntem Jahre überlieferte der Verrath eines spanischen Offiziers, welcher sich am Gouverneur Villalobos für angethane Ehrenkränkung rächen wollte, die Inselfestung den Mauren. 1554 setzten sich die Türken von Algier daselbst fest, wurden jedoch nach zehn Jahren von den Spaniern vertrieben, welche es noch heute als ein Presidio behaupten.

Die alte maurische Stadt Beles oder Badis am Meeresufer, dem Pegnon de Veles gegenüber gelegen, wird von Leo Africanus als der Wohnort einer höchst ausschweifenden Be-

völkerung geschildert: Die Bewohner, schlechte Muselmänner, pflegten sich gerne in dem ihnen von den Juden feil gebotenen Wein zu betrinken. Diese Sybariten des Islams, so berichtet Leo, liebten es besonders, Lustfahrten auf dem Meere zu veranstalten und sich zu denselben mit einer gehörigen Menge geistiger Getränke zu verproviantiren. Einmal im offenen Meere, wurde aller Sitte der Zaum abgeworfen und es war Gesetz, daß Keiner nüchtern das Ufer wieder betreten dürfe

In diesem Städtchen Badis kann man wohl das Parietina des Itinerars wiedererkennen. Wenigstens entspricht die Entfernung von 37 Milliarien, welche Antonin von Ad sex insulas nach Parietina angiebt, ungefähr den 7 bis 8 deutschen Meilen, welche Badis von Msemmah trennen. Die Notitia Imperii nennt diesen Ort: Baris, ein Castrum und Sitz der 2. Ityräischen Cohorte. (Notitia utraque Dignitatum, Ed. Venetiis 1602).

Parietina war auch möglicherweise mit dem Bisthum Panotoria identisch, dessen Bischöfe Pelagius und Crescens auf den Concilen zu Karthago von 411 und von 484 erschienen. Pelagius war ohne donatistischen Nebenbuhler, wie überhaupt in der Mauritania Tingitana der Donatismus wenig Anhänger gehabt zu haben scheint. Dieß kam jedoch wohl nur daher, daß die eingeborenen Maurusier fast alle Heiden blieben und die Christen meistens Römer waren.

Zwischen Badis und dem Cap Pescadores erwähnt Leo eine Stadt Zellis (das alte Cobucla?), welche jetzt nicht mehr vorhanden ist.

Unweit von Badis hat die Küste des Mittelmeeres in

Marokko ihren südlichsten Punkt erreicht. Von hier bis zu dem fünf Meilen entfernten Cap Pescadores (dem Akrath des Ptolemäos?) beginnt sie wieder, sich gen Nordwest zu ziehen, bis sie von jenem Vorgebirge an sich beinahe nördlich wendet und das weit in die See hinausragende Ras Bordsch Ustrah bildet, welches unter gleichem Breitegrade mit dem Cap tres Forcas gelegen ist.

Zwischen diesen beiden Vorgebirgen liegt der kleine Ort Tagasa, in welchem Mannert das Tenia longa des Itinerars wiedererkennen will und welches wohl das Pacatianae der Notitia sein möchte, das Prokopios Pacati nennt. Der Name Pacati ist derselbe wie der der Baquaten, eines Volkes, welches hier wohnte und auch schlechthin Barbari genannt wurde.

Das Ras Bordsch Ustrah selbst ist höchst wahrscheinlich das Oleastrum Akron des Ptolemäos. Der Name Ustrah lautet ganz wie eine arabische Verstümmelung von Oleastrum. Das Itinerar giebt in dieser Gegend das Promontorium Barbari (Baquati). Es ist möglich, daß dieses mit dem Oleastrum Akron identisch war.

Fünf deutsche Meilen von Ustrah entfernt, sahen wir die Mündung des Uëd Martil, des Thaluda des Ptolemäos, sich wie einen matten weißen Fleck am Strande abzeichnen. Das Itinerar erwähnt dieses Flusses nicht. Aber die römische Station, welche es in diese Gegend verlegt und die es Ad Aquilam majorem nennt, lag wahrscheinlich am Thaluda. Diese Station wird von Vielen für das heutige Tetuan gehalten. Die Mündung des antiken Thaluda ist der heutige Hafen dieser marokkanischen Stadt.

Vom Hafen von Tetuan wendet sich dann die Küste wieder beinahe nördlich bis nach Ceuta, in dessen Nähe sie ihren nördlichsten Punkt in Morokko erreicht. Da es mir gegönnt war Tetuan und Ceuta später zu besuchen, so übergehe ich hier die Schilderung ihrer Küstengegenden.

Das Dampfschiff ging nicht direct nach Tanger, sondern nach Gibraltar. Deßhalb mußte ich für einige Tage mein Absteigequartier in jener berühmten englischen Festungsstadt nehmen, welche am Fuß des historischen Felsens von Kalpe hingelagert ruht.

Wie wir uns Gibraltar näherten und ich die beiden äußersten Berge von Afrika und Europa, Abyla bei Ceuta, und Kalpe bei Gibraltar, in geringer Entfernung von einander aufragen sah, da wurde es mir so recht vergegenwärtigt, warum die Alten diese Felsen „die Säulen des Hercules" genannt haben. Bekanntlich nannten die Römer Colonnae Herculae jene Doppelsäulen, wie sie die Seefahrer, welche in unbekannte Länder vordrangen, als Denkmäler ihrer kühnen Wagnisse aufzustellen pflegten, wie sie besonders die Phönicier auf ihren langen Seefahrten an entfernten Stationen errichteten. Diese Doppelsäulen wurden meistens der Lieblingsgottheit der phönicischen Seefahrer, dem Melkarth (worin die Römer ihren Hercules erkennen wollten) gewidmet. Solche Denkmäler dienten dem ältesten Handelsvolke des Mittelmeeres als Ländermarken. Man nannte sie auch phönicische Säulen. Prokopios erzählt uns von zwei solchen Säulen, welche sich noch zu seiner Zeit (im 6. Jahrhundert) in Tigisis (in der Mauritania Sitifensis) befunden hätten. Abyla und

Kalpe, diese beiden aus verschiedenen Welttheilen sich entgegenblickenden Bergeshäupter, schienen den Griechen und Römern wie riesige phönicische Säulen, welche nicht Menschenhände, sondern die Natur sich selber gesetzt hatte: so viel größer, herrlicher und mächtiger, als die von der Kunst geschaffenen, wie die Natur erhabener, als der Schöpfungstrieb selbst des verständigsten Volkes der Erde ist. Die griechische Mythologie hat später an die Benennung der Säulen des Hercules die schöne Fabel von den Reisen dieses Helden nach dem äußersten Westen von Afrika geknüpft. Ja! sie macht aus diesen beiden Gebirgen, aus Kalpe und Abyla, zwei Denksäulen, welche der Fabelgott hier zum Andenken an seine ferne Wallfahrt errichtet hätte. Bekanntlich läßt auch die Sage diese beiden Gebirge im grauen Alterthum nur ein einziges bilden, welches das Mittelmeer vom Ocean trennte, bis Melkarth, der phönicische Hercules, diese Scheidewand spaltete und so die Meerenge von Gibraltar schuf.

Ein gewisses geheimnißvolles Grauen umschwebte im Alterthum stets den Namen Kalpe's. Der römische Dichter Silius Italicus erwähnt Kalpe und die Säulen des Hercules als die äußersten von Menschen besuchten Orte: (Bellum Punicum I, 141.)

Atque hominum finem Gades Calpenque secutus
Dum fert Herculeis Garamantea signa columnis.

Jetzt hatten wir den mächtigen, kühngeformten Fels von Gibraltar dicht vor uns: Gibraltar, diese äußerste Warte der Civilisation, einem der civilisirtesten Völker der Erde angehörend, mitten hineingeworfen zwischen zwei barbarische Länder: das barbarische Marokko und das, zwar vom äußern

Firniß der Civilisation übertünchte, aber wie ich mich durch langen Aufenthalt in den Lande selbst überzeugt habe, im Grunde genommen, doch noch sehr barbarische Spanien. Stolz, wie im Bewußtsein seiner Superiotät als Besitzthum jenes hochcivilisirten nordeuropäischen Volkes, lag der englische Festungsfelsen mit der freundlichen, dem Reisenden so willkommenen britischen Colonie an seinem Fuße, da. Mir fielen beim Anblick des Felsens von Kalpe Freiligraths schöne Verse ein:

Trotzig wie ein Wüstenleu,
Aus dem Meer, ein Felsenaltar
In die gelbe Berberei
Wachsam schauend, ragt Gibraltar.

Drittes Capitel.

Ceuta.

Fahrt auf dem Dampfschiff von Algesiras nach Ceuta. — Unmöglichkeit, Ceuta vom marokkanischen Festland aus zu besuchen. — Mitreisende Galeerensträflinge. — Der excentrische Engländer. — Gefährliche Excursion desselben. — Ad septem fratres. — Abyle. — Die Fabeln des Solinus. — Einstige Moschee in Ceuta. — Berber und Araber. — Die Galeerensträflinge. — Ihr Entfliehen zu den Marokkanern. — Die kabylischen Vorposten bei Ceuta. — Der Engländer überschreitet sie. — Unangenehmer Empfang auf marokkanischem Boden.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Gibraltar, am Fuße der europäischen Säule des Hercules, wollte ich auch der afrikanischen Schwesterstadt meinen Besuch abstatten.

Die Verbindung zwischen den beiden, an den Säulen des Hercules gelegenen Städten wird durch ein kleines Dampf=

schiff unterhalten, welches von Algesiras, einem spanischen Städtchen, das Gibraltar nahe liegt, einmal wöchentlich die afrikanische Küste besucht. Es möchte wohl Jedermann, der nur nach der Karte urtheilt, natürlicher scheinen, Ceuta auf einer Landreise in Marokko mitzunehmen, als eigens, um diesen Ort zu besuchen, von Algesiras aus die Meerenge hin und zurück zu passiren. Dennoch war Letzteres nothwendig, denn Ceuta war von dem übrigen Afrika wie durch eine unübersteigliche Mauer getrennt. Heute ist dieß durch den siegreichen Krieg der Spanier vielleicht anders geworden, aber wenige Zeit wird vergehen, so wird gewiß durch den doppelten Fanatismus der beiden sich gegenüberstehenden, mehr oder weniger noch barbarischen Nationen, Spanier und Mauren, die alte Scheidewand wieder hergestellt sein.

Es sind jetzt vier Jahre, seit ich diese Gestade besuchte. Damals dachte man noch an keinen Krieg und an keine Aenderung der marokkanischen Politik in Folge von Niederlagen. Muley Abderrahman regierte noch in süßem Frieden mit dem alten tausendjährigen Schlendrian und Sidi Mohamed, der jetzige Kaiser, war nichts, als ein einflußloser Prinz. Beide hohe Personen sollte ich in ihrer Residenz Marokko persönlich kennen lernen. Ceuta war noch von einer Bande von Kabylen aus der Sierra Bullones umlagert, welche keinen Europäer ungestraft weiter, als ein Paar Schritte vor die Thore der verhaßten Christenstadt dringen ließen.

Das kleine spanische Dampfschiff, welches mich nach Ceuta hinübertrug, war mit einem lieblichen Gemisch von Passagieren beladen. Einige hundert Galeerensträflinge von

denen die meisten sich erlaubt hatten, in der Hitze des Gesprächs ihrem Widersacher ohne weiteres einige tödtliche Messerstiche beizubringen (ein in Spanien gar nicht selten vorkommendes Verfahren) bildeten das Hauptpublicum. Diese liebenswürdigen Jünglinge (denn die meisten erfreuten sich noch der blühendsten Jugend) sahen eben nicht alle so grausam aus, wie ihre Missethat hätte vermuthen lassen. Sie schienen besonders gut dazu aufgelegt zu sein, sich mit den Passagieren des ersten Platzes in ein Gespräch einzulassen wozu ich sie meines Theils freilich wenig ermuthigte. Dagegen knüpfte ein excentrischer Engländer, welcher außer mir der einzige Tourist auf dem Schiffe war, bald mit diesen interessanten Verbrechern ein freundschaftliches Zwiegespräch an. Diese liebenswürdigen Bösewichte wollten alle so gut wie nichts begangen haben. Sie wußten sich dem Briten im vortrefflichsten Lichte darzustellen. Die komische Folge davon war, daß der Engländer sich von sämmtlichen Sträflingen zum Glauben bekehren ließ, als seien dieselben durch die Bank unschuldig. Von nun an bis zur Ankunft in Ceuta hörte man ihn denn auch nur gegen die Grausamkeit und den Unverstand einer Regierung declamiren, welche sich ihrer werthvollsten Unterthanen durch willkürliche Einsperrung beraubte.

Die Ueberfahrt war eine höchst angenehme; die Hitze der Sonne wurde durch die liebliche Brise, welche vom offenen Ocean herwehte, gemäßigt. Der Wellenschlag war ein sanfter, regelmäßiger, so daß kein Passagier von dem bewußten Uebel ergriffen wurde.

Näher und immer näher schwamm die dampfbeschwingte Diele der afrikanischen Küste. Der Berg von Abyle zeichnete sich immer deutlicher in seinen majestätischen Umrissen ab. Allmählig sahen wir das kleine blendend weiße, reinlich aussehende Städtchen aus den Fluthen emportauchen, sich immer schärfer und schärfer auf dem bergigen Hintergrunde entwickeln und zuletzt sich in wahrer Größe unseren Blicken offenbaren. Wie alle spanischen Besitzungen an der afrikanischen Küste, so war auch diese von massenhaften Festungswerken umgeben. Sie beherrschten, ja überwältigten mit ihrer verhältnißmäßig riesigen Wucht gewissermaßen die kleine Stadt.

Unsre Landung erfolgte erst, nachdem die in Spanien, wie in Marokko tyrannisch herrschenden, langweiligen Formalitäten mit der Duane absolvirt waren. Obgleich ich all mein Gepäck in Gibraltar gelassen hatte, so wußten dennoch diese Beamten mir ein Trinkgeld abzulocken.

Der excentrische Engländer schickte sich sogleich zu einem Ausfluge in das Innere an. Mit einigen archäologischen Kenntnissen versehen, wollte er durchaus Forschungen anstellen. So machte er sich denn nach dem nahen Gebirge auf, wo er die Berge der sieben Brüder, welche schon Strabon erwähnt und die der Station Ad septem Fratres (dem heutigen Ceuta) ihren Namen verliehen hatten, suchen wollte. Umsonst stellte man ihm vor, daß kein Europäer ohne Lebensgefahr sich weiter, als eine Viertelstunde, vor die Thore wagen könne. Das Original blieb bei seinem Vorsatze. Dieser war nebenbei auch in archäologischer Beziehung völlig sinnlos. Denn die Station **Ad septem fratres** war zwar

nach diesen Bergen, in deren Nähe sie lag, benannt worden, diese Berge selbst bildeten aber gar keine Römerstationen. Aber der Brite fabelte etwas von Altären, welche die Phönicier auf diesen Bergspitzen errichtet hätten. Ich sollte ihn später hart bestraft von seinem ebenso gewagten, als zwecklosen Versuche zurückkehren sehen.

Alle alten Geographen sind darin einig, diese Station Afrikas die „sieben Brüder", Ad septem fratres, zu nennen: woraus im Mittelalter der Name Septa und heut zu Tage Ceuta entstanden ist. Die Bezeichnung Ad septem fratres soll von sieben Berggipfeln herrühren, welche sich so glichen, daß der Name „sieben Brüder" sich für sie als Benennung von selbst aufdrang. Ich konnte die „sieben Brüder", nach deren Gipfeln mein excentrischer Reisegefährte ins Innere geeilt war, wie sehr ich mich auch anstrengte, nicht unterscheiden. Ich sah zwar eine Anzahl Bergesgipfel, Ausläufer der Sierra Bullones, aber daß gerade sieben von ihnen besonders unterscheidbar seien, das kann ich nicht behaupten.

Desto unzweifelhafter erkennt man den Berg Abyle, welcher die afrikanische Säule des Hercules bildet. Kühn jedoch mit milderen Formen, als sein Zwillingsbruder Kalpe, zeichnet der majestätische Kegel seine harmonischen Linien am Horizonte ab. Der Name Abila kommt nach Bochart von dem Phönicischen Ab Jlah (עַב-עֵלָאה), welches „der hohe Wald" bedeutet. Also würde „Abila" der waldige Berg geheißen haben.

An seinem Fuße lagen im Alterthum zwei römische Colonieen, die eine war „Ad septem fratres", das heutige Ceuta,

die andere das weiter östlich gelegene Ad Abylem. Es ist anzunehmen, daß die Entfernung von vierzehn römischen Meilen, welche das Itinerarium Antonini zwischen beiden Städten angiebt, zu groß war und daß die Colonie Ad Abylem einfach am östlichen Abhang des gleichnamigen Berges in nicht großer Entfernung von **Ad septem fratres** zu suchen sein möchte.

Von **Ad septem fratres** wissen wir wenig Historisches, aber desto mehr Fabeln haben uns Plinius, Strabon und Solinus, diesen Ort betreffend, überliefert. Daß es im Nordwesten von Afrika im Alterthum Elephanten gegeben hat, das ist jetzt so ziemlich bewiesen. Aber was für wunderbare Elephanten müssen diejenigen gewesen sein, welche nach Solinus in der Nähe der sieben Brüder hausten? Der Polyhistor meldet uns von ihnen: „Diese Elephanten haben einen beinahe menschlichen Verstand; sie besitzen ein vortreffliches Gedächtniß, sie üben einen religiösen Cultus und verehren die Gestirne; den Sonnenaufgang begrüßen sie mit ausdrucksvollen Bewegungen.“ Die Krone setzt jedoch Solinus seinen fabelhaften Behauptungen auf, wenn er erzählt, daß diese Elephanten sich auch feierlich vermählten und daß der Ehebruch unter ihnen etwas Unbekanntes sei. Ja! dem verirrten Wanderer und den fehlgelaufenen Hausthieren dienten diese Wunderelephanten zu Wegweisern nach der Heimath.

Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß **Ad septem fratres** oder Septa, wie es schon zur Zeit des Prokopios hieß, in der christlichen Periode ein Bisthum war. Aber keiner seiner

Bischöfe wird bei den Concilen zu Karthago angeführt. Dieß mag von der großen Entfernung der Tingitana von jener Hauptstadt Afrika's herrühren. Kirchlich gehörte zwar diese Provinz stets zu Afrika, obgleich politisch zu Spanien. Derselbe Umstand, welcher letztere politische Eintheilung bedingte, die große Unsicherheit des Riffdistrictes, mag wohl die Bischöfe vorzüglich abgehalten haben, sich zu den Concilen zu begeben.

Ich war kaum einige Stunden in Ceuta, war ein paar Mal durch die wenig bevölkerten, aber reinlichen Straßen zwischen den grell weiß angestrichenen Häusern auf und ab gegangen, hatte die geschmacklose Kathedrale besucht und die langweiligen Festungswerke besichtigt, als ich die Ueberzeugung gewann, daß in dem einstigen Ad Septem fratres gar nichts zu sehen sei. Der Fanatismus der Spanier hät von der maurischen Stadt fast nichts bestehen lassen. Nur eine ehemalige Moschee, jetzt in eine Kirche verwandelt, steht noch auf dem Hauptplatze. Der Minaret, jetzt ein Glockenthurm, enthält eine arabische Inschrift, welche die Spanier sonderbar Weise unangetastet ließen, wahrscheinlich weil sie sie nicht verstanden; sie lautet:

„Der Segen sei mit Mohamed, dem Propheten Gottes; Gott gebe ihm Gnade und Frieden."

Die orthodoxen Castilianer ahnen in ihrer Unwissenheit nicht die Bedeutung dieser Inschrift, sonst wäre sie ohne Zweifel von der Unduldsamkeit ihrer Inquisitoren längst zerstört worden.

Nach mehreren Jahrhunderten eines nutzlosen, kostspieligen Besitzes hat Spanien die einzige Genugthuung, wenn

es eine ist, erlangt, einem ursprünglich maurischen Städtchen den Charakter seiner eigenen steifen Grandezza vollkommen aufgeprägt zu haben, so daß Ceuta heute sich ebenso gut in der Mancha, dem Vaterland Don Quijote's, befinden könnte, ohne daß irgend Jemand es für fremdartig halten würde.

Im Mittelalter war Septa oder Sebda, wie es damals hieß, unter arabischer Herrschaft eine industrielle Stadt, wo unter Anderm die erste Papierfabrik des Occidents von einem Araber, der diese Industrie in China erlernt hatte, errichtet worden war.

Wie alle Städte des Maghrebs, so blieb auch Ceuta nicht lange im ausschließlichen Besitz der arabischen Eroberer. Die Berber (so nannten die Araber die Autochthonen Afrika's, die alten Numiden und Maurusier) wußten sich bald wieder in den Besitz der ihnen von den fremden Eindringlingen geraubten Orte zu setzen. Freilich waren diese Berber Muselmänner geworden und hatten sich auch in der Sprache arabisirt. El Bekri erzählt uns, daß ein Berberstamm, welcher Tanger bereits wiedererobert hatte, von dort aus Truppen nach Ceuta schickte und auch dieses wieder einnahm. Ja! der erste berberische Wiedereroberer Ceuta's soll sogar noch ein Heide gewesen sein. Aber bald bekehrte er sich zum Islam und arabisirte sich und sein Volk vollkommen. Aehnlich ging es fast mit allen Orten Marokko's. Die arabischen Eroberer waren zu schwach, um ihre Herrschaft den Eingeborenen gegenüber behaupten zu können. Aber diejenigen Berber, welche in Städten wohnten, entnationalisirten sich gewissermaßen, indem sie arabische Sprache und Sitten annahmen.

Noch heute ist der größte Theil der Städtebewohner Marokko's unstreitig berberischen Ursprungs. Ja! die Beherrscher Marokko's waren bis zur Thronbesteigung der gegenwärtigen Dynastie stets Berber gewesen und selbst die jetzigen Kaiser sind, obgleich sie sich selbst Araber nennen, doch wahrscheinlich kabylischen Ursprungs. Daß sie Enkel des Propheten sind, hindert nichts, da dieser Titel auch durch die Frauen fortgepflanzt wird.

Im Jahre 1415 wurde Ceuta von Portugal erobert und fiel nach dem Tode des unglücklichen Königs, Don Sebastian, mit welchem das portugiesische Königshaus ausstarb, zugleich mit diesem Reiche an Spanien. Portugal riß sich zwar durch Revolution wieder von Spanien los. Aber Castilien ließ doch Ceuta, diese einstige portugiesische Besitzung, nicht wieder fahren.

Ceuta ist jetzt das bedeutendste der vier spanischen Presidios in Afrika und erfreut sich einer besonders großen Menge von Galeerensträflingen. Diese interessanten Menschen laufen in der kleinen Festungsstadt vollkommen frei umher, nur die schlimmsten Verbrecher schleppen eine eiserne Kugel an einer Kette mit sich herum, welche sie jedoch gar nicht hindert, sich täglich auf der Alameda lustwandelnd zu ergehen. Diese Freiheit benutzen die Vortrefflichen nicht selten zu einer Escapade, das heißt zur Flucht zu den Arabern. Die Regierung läßt es, ohne ihnen große Hindernisse in den Weg zu legen, geschehen, wohl wissend, daß ein schlimmeres Loos ihre Pensionäre im andern Lager erwartet. In der That müssen die unglücklichen Ueberläufer damit anfangen,

ihren Glauben abzuschwören, was ihnen freilich für eine Kleinigkeit gelten mag, aber die schmerzvolle Ceremonie der Beschneidung, welche der Ablegung des neuen Glaubensbekenntnisses auf dem Fuße folgt, möchte ihnen wohl weniger wie Zuckerbrod vorkommen. Manche träumten wohl davon, sie würden für ihre Apostasie durch Reichthum uud Wohlleben belohnt werden. Aber hier erwartet den Neophyten die grausamste Enttäuschung. Diejenigen Renegaten, welche Paschas wurden, sind wohl früher schon sehr gezählt gewesen, jetzt kommen solche, wenigstens in Marokko, nie mehr vor. Die meisten dieser unglücklichen Ueberläufer müssen sich mühsam und mit den beschwerlichsten Arbeiten einen erbärmlichen Lohn erwerben, der ihr Leben elend fristet, während vorher Müßiggang und unentgeldliche Kost ihr Loos in den Präsidios war. Ich nenne das Leben in den Presidios Müßiggang, denn die nominelle Arbeit, welche die Galeerensträflinge scheinbar verrichten, gestattet ihnen stets das lieblichste Dolce farniente.

Einige hundert Schritte vor den Thoren Ceutas befand sich das marokkanische Lager, wo die Kabylen der Umgegend eine strenge eifersüchtige Wacht hielten. Wehe dem Rumih, der es gewagt hätte, diese Grenze hinaus zu übertreten. Dennoch hatte es Einer gewagt: nämlich das mit mir zugleich in Ceuta angekommene britische Original, welches zur Aufsuchung fabelhafter phönicischer Altäre nach den nahen Bergen geeilt war. Der englische consularische Agent in Ceuta erwartete seinen tollkühnen Landsmann, den er vorher umsonst gewarnt hatte, jetzt mit Schmerzen zurück. Diese kühne

Escapade des Engländers erregte in Ceuta gewissermaßen eine Sensation. Ich saß in dem einzigen Kaffeehause des Ortes, wo die Honoratioren sich zu versammeln pflegten. Dort fanden sich mehrere spanische Offiziere und Beamte und alle in Ceuta lebenden Consuls und Viceconsuls ein, und debattirten die interessante Angelegenheit. So etwas Wichtiges hatte sich in Ceuta lange nicht ereignet. Der englische Viceconsul mußte sich seines Landsmanns nicht wenig schämen, als er die Bemerkungen, welche über dessen verrücktes Unternehmen gemacht wurden, anzuhören bekam. Warum der Brite das tolle Wagniß unternommen hatte, das wußte Niemand zu erklären. Natürlich schrieb man es einer Geistesverwirrung zu, deren die Spanier nur zu gerne alle Engländer beschuldigen. Los locos Ingleses hört man sehr oft in Spanien sagen und auch in Deutschland ist die Uebersetzung dieser spanischen Worte „die verrückten Engländer", Jedermann geläufig.

Endlich sahen wir den Sohn Albions von seiner Excursion nach den sieben Brüdern zurückkehren, aber anders, als er gegangen war. Er war nach El Serallo, dem Punkte, wo sich der spanische und gleich daneben der marokkanische Vorposten befindet, geritten und hatte, trotz der Warnung der dortigen spanischen Soldaten, in seinem Forschungseifer die Grenze überschritten. Ein mißliches Loos erwartete ihn auf dem marokkanischen Boden. Kaum war er einige hundert Schritte vom Vorposten entfernt, so wurde er angefallen, mußte seine Uhr und Baarschaft in den Händen einiger Kabylen zurücklassen und entkam selbst nur unter großer Ge-

fahr, indem er den Augenblick benutzte, da die Kabylen sich in das geraubte Geld theilten, und seine Flucht bewerkstelligte. Daß ihm dieselbe gelang, das verdankte er lediglich der Schnelligkeit seines Pferdes. Diesem in Ceuta gemietheten Thiere schuldete er die Rettung seines Lebens. Die Kabylen waren aber offenbar sehr unsanft mit ihm umgegangen, denn er trug sichtlich die Spuren der rauhesten Behandlung an sich. Einer hatte ihm mit dem Kolben seiner Pistole in's Gesicht geschlagen, ein Andrer hatte einen Ring, den der Brite trug, mit solcher Gewalt abgerissen, daß er beinahe den Finger mitgenommen hätte. So machte dieser unberufene Aufsucher phönicischer Altäre denn nicht eben die allerheiterste Grimasse, als er, die Septem fratres verwünschend, sich auf dem nach Gibraltar zurückkehrenden Dampfschiffe wieder mit mir einschiffte.

Der Engländer hatte also in seiner Person jene Grausamkeit, Ungastlichkeit und Raubsucht der Bewohner des Landes bei der afrikanischen Herculessäule erprobt, die schon Rufus Festus Avienus in seiner Descriptio Orbis schildert. (V. 277.)

> Propter proceras zephyri regione columnas
> Mauri habitant; his fluxa fides, et inhospita semper
> Corda rigent; trahitur duris vaga vita rapinis.



Leipzig, Druck von A. Edelmann.







Leipzig, Druck von A. Edelmann.